

Walter Matthias Diggelmann

Die Hinterlassenschaft



Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Margit Gigerl



Schweizer Texte
Neue Folge

Herausgegeben von
Corinna Jäger-Trees (Bern)
Dominik Müller (Genf)
Mireille Schnyder (Zürich)
Hellmut Thomke (Bern)
Peter Utz (Lausanne)
Christian von Zimmermann (Bern)

Band 54

Walter Matthias Diggelmann

Die Hinterlassenschaft

Roman

Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort
von Margit Gigerl

CHRONOS

Die vorliegende Textfassung entspricht der Erstausgabe im Verlag R. Piper & Co., München 1965, und wurde weder hinsichtlich Orthografie noch Grammatik an die neue Rechtschreibung angepasst. Verlag und Herausgeberin danken der Edition 8 für die freundliche Druckgenehmigung.

Die Veröffentlichung dieses Buches wurde von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften unterstützt.



Weitere Informationen zum Verlagsprogramm:

www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Robert Wyss: Hinterlassenschaft. Holzschnitte.

Vorabdruck in der *Zürcher Woche*, 24. 9. 1965, S. 25.

© 2020 ProLitteris Zürich

© 2020 Chronos Verlag, Zürich

ISBN 978-3-0340-1540-0

E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1540

Inhalt

Walter Matthias Diggelmann: Die Hinterlassenschaft 7

Anhang

Verwendete Siglen 225

Stellenkommentar 229

Kapitelstruktur des Romans 261

Das Land beim Namen nennen oder Die Tücken der Erinnerung 267

Editorischer Bericht 319

Dank 325

Walter Matthias Diggelmann

Die Hinterlassenschaft

Roman

Dieser Roman ist ein erfundener Tatsachenbericht; Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind nicht beabsichtigt.

*... Abraham ist größer als alle, groß
vermöge einer Kraft, deren Stärke die
Unmacht ist, groß vermöge einer Weisheit,
deren Geheimnis Torheit ist, groß vermöge
einer Hoffnung, deren Gestalt der
Wahnwitz ist, groß vermöge einer Liebe,
die Haß ist wider sich selbst ...*

Sören Kierkegaard, «Furcht und Zittern»

Auch wenn diese Geschichte in der Schweiz spielt, ist sie weder als Anklage gegen die Schweizer gedacht noch als Exkulpierung jener Deutschen, die sich am Massenmord beteiligt haben. Als Schweizer Bürger, der in der Schweiz lebt und dieses Land beim Namen nennt, statt eine Parabel zu konstruieren, meine ich aber auch, daß die größere Schuld die kleinere nicht kleiner mache.

David Boller zieht um

«Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unseren lieben Johann Boller zu sich in die ewige Heimat abzubrufen ...»

«Der Herr über Leben und Tod hat Ihren Vater zu sich in die ewige Heimat genommen ...»

«Der Herr über Leben und Tod ...»

Der alte Bucher hatte David, dem einzigen Sohn, fast alle Arbeit, fast alle Gänge abgenommen, den Gang zum Bestattungsamt, den Gang um die Todesanzeige, den Gang zum Pfarrer, der die Totenrede in der Kapelle des Zentralfriedhofes halten sollte ... nein, diesen Gang ins Pfarrhaus hatte er ihm nicht abnehmen können. «Ich wünsche», hatte der Pfarrer nämlich gesagt, «daß ich den Sohn persönlich sehen und sprechen kann». Und so war David mit dem alten Bucher gegangen, der den Lebenslauf des soeben Verstorbenen aufgesetzt hatte und dem Pfarrer übergeben wollte. Und der Pfarrer hatte David begrüßt mit den Worten: «Es hat also unserem Herrn über Leben und Tod gefallen ...» Und der Pfarrer hatte ihn fünf Tage später, nach der Totenfeier in der Kapelle des Zentralfriedhofes, mit den Worten verabschiedet: «Seien Sie getröstet, denn es ist unser Herr über Leben und Tod, welcher Ihren Vater zu sich gerufen hat ...» Und auch auf den Todesanzeigen schoben sie alles dem Herrn über Leben und Tod in die Schuhe und auf den Danksagungskarten noch einmal, und in den wenigen Briefen, die David erreichten, war nicht minder die Rede vom Herrn über Tod und Leben, vielleicht noch ein tröstender Hinweis auf das hohe Alter des Verstorbenen ... Und der alte Bucher hatte eine Menge Geld ausgegeben für Kränze und Blumen, damit Kränze und Blumen den Sarg deckten, damit der Sarg nicht entblößt vor den wenigen Augen der wenigen Freunde in der Kapelle stünde, damit es aussähe, als trauerten Hunderte um den Toten. Es trauerten um den Toten aber nur der alte Bucher und David, der einzige Sohn, und dieser Sohn David ging am Tage nach der Beerdigung wieder zur Arbeit, abends ins Kino, und der alte Bucher, der seine Wohnung gerade über der Bollers hatte, ging wie schon seit Jahren um neun zu Bett, hörte, da er nicht schlafen konnte, Radio, stellte das Radio um elf ab und lauschte, lauschte nach unten, hörte nach Mitternacht die Haustür gehen, die Tür zur unteren Wohnung, hörte alles, was David tat, hörte David einschlafen. «Ich muß ihn

machen lassen», dachte der alte Bucher. Und so ließ er ihn drei Wochen lang machen, zuhörend, mitfühlend, nachdenkend, bis er eines Tages den Atem anhielt, lange Minuten lauschte, dann zum Telefonhörer griff und die Polizei anrief. In der Wohnung Bollers seien Einbrecher, sagte er der Polizei, und die Polizei kam und umstellte das Haus, und zwei mit gezogenen Waffen gingen hinein ins Haus und klingelten an der Wohnungstür. Der alte Bucher stand im Treppenhaus. Und jetzt hörten auch die Polizeileute diese Geräusche: Möbel-Schieben, Schubladen-Öffnen, Türen-Öffnen, Gegenstände-auf-den-Fußboden-Fallen. Sie klingelten noch einmal und riefen «Aufmachen, Polizei!» Und jetzt ging die Wohnungstür auf, und dahinter stand David und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß und die Haare aus der Stirn. «Treten Sie ein», sagte er freundlich, und sie betraten die Wohnung. Aber der alte Bucher betrat die Wohnung nicht.

Zehn Minuten später vernahmen die Polizeileute den alten Bucher, und der sagte:

«Ich hatte die Haustür nicht gehört und auch die Wohnungstür nicht, mag sein, daß ich eingeschlafen war, ausnahmsweise, ich schlafe gewöhnlich nicht, und kurz nach elf hörte ich die verdächtigen Geräusche.»

«Er stellt die Möbel um», sagte einer der Polizeileute, «aber wir haben ihn ermahnt – nach zehn Uhr abends hat Ruhe zu herrschen.»

Aber am nächsten Morgen ging David nicht mehr zur Arbeit, und im Verlauf des Vormittags hielt am Straßenrand vor dem Hause ein Lastwagen der städtischen Müllabfuhr, und Fahrer und Mitfahrer trugen fünf große, weidengeflochtene Körbe in Davids Wohnung. Der alte Bucher blieb hinter seinen geschlossenen Fenstern stehen, wagte nicht, den Kopf ins Freie zu strecken, verließ den ganzen Tag die eigene Wohnung nicht, ging also auch nicht ins «Weiße Kreuz» zum Nachmittagschoppen, und das alles nur, weil er die Polizei gerufen hatte und nun David nicht begegnen wollte.

David nahm die Bettgestelle seiner verstorbenen Eltern auseinander; die Seitenladen und die Fuß- und Kopfladen stellte er an eine Wand, die Sprungfedermatratzen und die fleckigen Roßhaarmatratzen türmte er aufeinander. Die Kleiderschränke, die zweiteiligen mit Spiegeltüren, räumte er aus; ebenso die Schubladen der Kommoden. Er nahm die

Bilder von den Wänden, Böcklins Toteninsel, der Herr im Kornfeld, das Hochzeitsporträt der verstorbenen Eltern, ein Porträt Lenins, und alle diese Bilder warf er in die weidengeflochtenen Körbe des städtischen Abfuhrwesens, und das Glas scherbeltete. Er füllte die Körbe mit der hinterlassenen Bett- und Küchenwäsche, mit den hinterlassenen Kleidern der verstorbenen Eltern. In der Küche räumte er die Geschirrschränke und den Schuhschrank, und das Geschirr warf er in die Körbe, und auch die Schuhe warf er in die Körbe. Dann nahm er die Lampenschirme von den Lampen, und als es Abend war und er das Licht andrehte, warfen die armen nackten Glühlampen ein armes nacktes Licht an die fleckigen Wände, an die bräunlichen Gipsdecken, auf die durchgetretenen maschinengewebten Teppiche.

Der alte Bucher erhielt mit der Abendpost einen eingeschriebenen Brief von David Boller. Die Kündigung des Mietvertrages. Die Wohnung, schrieb David, sei ab sofort frei. Jedoch werde er selbstverständlich für den Mietzins aufkommen, bis Bucher einen anderen Mieter gefunden habe. Und jetzt, da er hörte, daß David noch immer Möbel schob und lärmte, ging er hinunter, klingelte an der Wohnungstür und trat ein. Und das erste, was er sah auf dem fleckigen, nackten Stubentisch, war der Revolver.

Später, als es geschehen war, sagte der alte Bucher: «Als ich an jenem Abend David wiedersah, wußte ich sogleich, daß auch er es wußte, und er stand mir gegenüber wie einer, den ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte, wie einer, der mich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Ich wollte es nicht glauben, doch ich konnte mich nicht täuschen, denn ich sah, was ich sah, wie er alles um sich herum zerstört hatte, niedergerissen, selbst sein Gesicht hatte er zerstört. Es tat mir weh ...»

Der alte Bucher wies mit der rechten Hand auf den Revolver und sagte:

«Wo hast du das her?»

David schwieg.

«Hast du das in der Wohnung gefunden?»

David blickte den alten Mann an, sagte aber kein Wort.

«Falls du das hier gefunden hast», fuhr Bucher zögernd fort, «schweig darüber. Dein Vater hat keinen Waffenschein besessen. Das weiß ich. Ich weiß auch, daß er einmal einen Revolver gehabt hat. Den haben sie ihm aber abgenommen. Und sie haben ihm sogar verboten, je wieder eine Waffe zu besitzen ...»

Der alte Bucher machte zwei, drei, vier Schritte auf den Stubentisch zu, «ich muß dieses Ding nehmen, wenn ich ihm dieses Ding nicht nehme, mache ich mich mitschuldig, ich weiß, was er vorhat», dachte er. Aber bevor er zupacken konnte, stand David zwischen ihm und dem Tisch, und David stieß den alten Bucher zurück und sagte kalt:

«Jetzt ist es zu spät. Auch für Sie. Für alle!»

Er nahm den Revolver, entsicherte ihn, sicherte ihn, steckte den rechten Zeigefinger vor den Abzug, schloß die Hand um den Griff und zielte auf seine Schuhspitzen.

«Ich bin bei der Polizei gewesen, ich hab' einen Waffenschein verlangt. «Wozu Waffenschein?» fragt die Polizei. «Um eine Pistole, einen Revolver zu kaufen», sage ich. «Wozu eine Pistole, fühlen Sie sich bedroht, oder was ist los mit Ihnen?» Ich antworte: «Ich bin doch der, der Tausende von Judenflüchtlingen an der Grenze zurückgewiesen hat: 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943; 1944 kamen keine mehr, alle tot ...»

«Und jetzt», sage ich, «und jetzt sind die von Bergen-Belsen und die von Auschwitz wieder da, und keiner hat sie an der Grenze zurückgewiesen. Himmel», sage ich, «Himmel, was ist das für eine Ordnung, warum laßt Ihr sie jetzt herein? Jetzt verfolgen sie mich.» – «Wenn es sich so verhält», antwortet mir der Wachtmeister, «dann sind Sie legitimiert, eine Waffe zu tragen. Aber schießen Sie nur, wenn Notwehr vorliegt ...», sagt der Wachtmeister.»

Der alte Bucher, Jungeselle und Rentner, schüttelte den Kopf. «Ich kann es nicht glauben», sagte er, «du willst die Wohnung wirklich aufgeben?»

«Wirklich», erwiderte David.

«Laß dir eines sagen: Überschlaf die Frage noch einmal. Besinne dich. Du kannst die Wohnung behalten. Sollte man mir vorwerfen, es sei unsozial, bei der Wohnungsnot ganze drei Zimmer einem einzigen Mann zu überlassen, ich werde antworten, der Mann heiratet bald, wird Kinder haben ... Nun, irgendwann einmal wirst du wohl heiraten. Du bist der letzte Boller. Es ist deine Pflicht. Ich meine nicht, heute oder morgen mußt du heiraten. Fünfundzwanzig darf einer schon sein. Und Kinder ... «Ich bin alt geworden wie Abraham», sagte dein Vater immer, und deine Mutter sagte, «und daß du mir ja keinen Engel empfängst und am anderen Tag mit Davidchen in den Wald gehst ...»

Du könntest ja Fünfzig sein, jetzt. Ich meine, wenn du rechtzeitig gekommen wärst.»

«Ja», antwortete David, sonst nichts. Sein Gesicht war finster und verschlossen.

«Und es ist wahr, daß du an die Moussonstraße ziehst? In ein möbliertes Mansardenzimmer? Du gehörst doch nicht an die Moussonstraße. Du bist der Sohn eines Arbeiters. Hier ist dein Platz. Wenn dein Vater das wüßte ...»

«Ja, er würde sich im Grabe umdrehen. Wenn er in einem Grab läge. Aber man hat sie ja verbrannt. Alle. Und mit der Asche haben sie ihre Äcker gedüngt.»

Bucher sagte «Ach» und schwieg eine Weile.

«Morgen werden die Möbel abgeholt und diese Körbe, und übermorgen kommen Leute von einem Reinigungsinstitut ...»

«Wer holt die Möbel ab?»

«Die Heilsarmee.»

«Wieviel bekommst du dafür?»

«Nichts.»

«Nichts?»

«Nichts!»

«Das darfst du deinem Vater, deiner Mutter nicht antun. Du hast die besten Eltern gehabt, die ein Sohn auf dieser Welt haben kann. Vielleicht waren sie etwas zu ängstlich. Ich erinnere mich so deutlich, als wäre es gestern gewesen: 1936, als sie in diese Wohnung einzogen. Ein Jahr alt warst du. Und keiner bekam dich zu sehen. Bis 1940 ging das so. «Die beiden sind verrückt», dachte ich oft. «Aber», sagte ich mir auch, «wenn man fast sechzig Jahre alt wird, bis endlich ein Sohn kommt» ... Nachts, wenn du schreien wolltest, standen beide an deinem Bett. Oder sie trugen dich von einer Ecke zur anderen, «Pommerland ist abgebrannt, schlaf, Kindchen schlaf, der Vater hütet d'Schaf ...» Einmal der Vater, einmal die Mutter. Damit du ja nicht schriest. Als ob in diesem Haus ein einziger Mensch gewohnt hätte, der sich hätte stören lassen ... Nein, ich verstehe dich nicht. Das hier ist doch eigentlich dein Geburtshaus. Herrgott, was treibt dich denn fort? Vor vier Wochen haben wir deinen alten Vater beerdigt, und ... Ich hab' dir ja gesagt, ich lasse die Wohnung herrichten. Neue Tapeten. Und du mußt keinen Rappen drangeben. Ich erhöhe auch den Mietzins nicht. Dir nicht. Ich hätte das Recht, den Zins

um zehn Prozent zu erhöhen. Die Hypothekarzinsen sind auch um ein viertel Prozent erhöht worden. Aber ich hab' fast nichts mehr an Hypotheken auf diesem Haus. Ja, was sonst hätte ich mit meinem Geld tun sollen? David! Du hast auch deine Stelle bei Bodmer aufgegeben.»

«Woher wissen Sie denn das?»

«Du bist seit dem Tode Johanns nicht mehr zur Arbeit erschienen.»

«Hat Bodmer angerufen?»

«Du hast ihm geschrieben, du hättest nun Besseres zu tun ... Was hast du vor, David?»

«Sie machen sich Sorgen?»

«Ich hab' es Johann auf dem Totenbett versprochen. ‹Heiri›, hat er zu mir gesagt, ‹sei meinem David ein guter Freund, solange du kannst. Ich bin dein Freund, David, bin es immer gewesen.›

«Ja, ja», antwortete David, «ich hab' auch nicht das Gegenteil behauptet.»

«Johann hat dir Geld hinterlassen. Was wirst du mit dem vielen Geld tun?»

«Vielleicht lesen Sie das eines Tages in der Zeitung.»

David öffnete und schloß alle Schubladen des Büfetts, der Kommoden, der Tische. Er öffnete und schloß die Türen der Schränke.

«Wenn diese Möbel nur sprechen könnten, diese Wände», sagte Bucher.

David nahm den Revolver, entsicherte ihn, sicherte ihn, schob den rechten Zeigefinger vor den Abzug, schloß die Hand um den Griff und zielte auf die nackte Glühlampe.

«Wozu brauchst du einen Revolver?»

«Ich werde die Leute zum Reden bringen. Die Leute, nicht die Möbel. Nicht die Wände. Warum reden Sie denn nicht, Herr Bucher?»

«Für dich bin ich Bucher, nicht ‹Herr› Bucher. Bleib' hier. Bei mir. Wie ein Sohn. Ich habe keine Familie. Wenn ich gehe ... irgendein Großneffe erbt das alles. Aber das muß nicht sein.»

«Warum reden Sie nicht, Bucher?»

«Was möchtest du wissen?»

«Wer war mein Großvater?»

«Den habe ich nie zu Gesicht bekommen.»

«Johann Boller», sagte David und steckte den Revolver ein, «Johann Boller war mein Großvater.»

«Das ist nicht wahr!»

«Mag sein, daß Abraham ein uralter Mann war, als er seinen Sohn bekam, aber Johann Boller war ein Mann von fünfundzwanzig, als seine Tochter geboren wurde.»

Bucher schwieg.

«Ich muß jetzt gehen», sagte David.

«Nein, nicht bevor ich geredet habe.»

«Was wissen Sie.»

«David. Sieh mich an, sieh mir in die Augen. Ich lüge nicht. Ich habe es nie gewußt. Nur einen Verdacht habe ich immer gehabt.»

«Sagen Sie mir, was Sie wissen.»

«Dein Vater ...»

«Mein Großvater Johann Boller ...»

«... ich weiß nur, daß er in jüngeren Jahren ein Führer unserer Arbeiterbewegung gewesen ist.»

«Ein Kommunist?»

«Ja.»

«Er ist ein starker Mann gewesen?»

«Ein Führer.»

«Und eines Tages hat er die Partei verlassen?»

«1938 hat er öffentlich erklärt ...»

«Erklärt? Los, reden Sie, Bucher!»

«Er hat sich vom Marxismus distanziert.»

«Warum?»

Bucher zuckte die Schultern.

«Er muß doch Gründe gehabt haben.»

«Die hat er für sich behalten.»

«Er ist ein großer Taktiker gewesen?»

«Warum kommst du darauf?»

«Oder er hat sich erpressen lassen?»

«Vielleicht», antwortete Bucher zögernd, «vielleicht ist es Taktik gewesen. Er hat Flüchtlinge herübergeholt. Bis nach Singen ist er gefahren. Bis hinunter nach Lörrach. Wildfremde Menschen hat er herübergeholt. Hat sie hierher gebracht, in dieses Haus. Hier haben wir sie versteckt. All die Juden. Und einmal, so hat man behauptet, habe er einen Grenzposten niedergeschlagen. Aber niemand hat es ihm beweisen können. Die Polizei kam, durchsuchte das ganze Haus, hat auch mich einver-

nommen, aber ich habe gesagt, ich weiß von nichts, Herr Boller geht, soviel ich weiß, um neun zu Bett, er steht um sechs auf ...»

«Also hat er Flüchtlinge in die Schweiz hereingeholt. Und das war wohl verboten?»

Bucher antwortete nicht gleich. Er drehte sich einem der Fenster zu, kehrte David den Rücken. Draußen war es dunkel. Die Fenster gingen auf einen Hinterhof, auf einen freundlichen Hinterhof mit Rasen und Birken, mit Sandkasten für die Kinder, Kletterstangen und Schaukel.

«Du hast kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen.»

«Ich mache ihm keine Vorwürfe», erwiderte David.

«Er hat sich 1938 öffentlich vom Kommunismus losgesagt. Er hat sich auf die Knie zwingen lassen. Sie haben ihn auf die Knie gezwungen. Und die Partei hat ihn geächtet. Boller ein Renegat! Und alles hat er getan, um ...»

«Warum reden Sie nicht weiter?»

«David. Ich breche mein Wort einem Toten gegenüber. Ich habe Johann geschworen, dir nichts zu sagen.»

«Weshalb hat er mir all die Briefe, Polizeiakten, Zeitungsausschnitte hinterlassen?»

«Das hat er?»

«Ja», sagte David, «das hat er. Ein Versehen?»

«Was weißt du?»

«Daß mein Vater Reuven Fenigstein geheißen hat. Daß Reuven Fenigstein Marianne Boller geheiratet hat. In Essen. Daß sie die Schweiz nicht mehr rechtzeitig erreichten – Reuven Fenigstein mit seiner Frau und seinen Eltern ...»

Schweigen. Stille in der kalten Wohnung.

«Ich verstehe nichts mehr», sagte Bucher dann, «ich habe ihm mein Wort gegeben, dir nichts zu sagen. Und ich weiß nicht, wozu das gut ist, daß er dir diese Papiere hinterlassen hat.»

«Das ist schon gut», antwortete David. «Das ist ein Auftrag.»

«Ein Auftrag?»

«Ein deutlicher Auftrag. Darum noch einmal: Warum hat er seine Gesinnung verleugnet?»

«Wenn es sich um einen Auftrag handelte», erwiderte Bucher, «hätte er dir auch darüber eine Erklärung hinterlassen.»

«Wenn ich sage Auftrag, meine ich nicht, daß mein Großvater so direkt daran gedacht hat. Also, Bucher, wie war es denn?»

Bucher zuckte die Schultern.

«Ich glaube, diese Frage ist gar nicht so einfach zu beantworten. Ich meine, es gibt Leute, die es besser wissen als ich.»

«Frauenfelder?»

«Vielleicht. Aber man weiß nichts Genaues.»

David ging auf Bucher zu.

«Bucher, hören Sie: Ich weiß vieles, und jetzt will ich alles wissen. Also?»

«Du drohst mir ja», sagte Bucher.

«Ich habe den Revolver längst eingesteckt.»

«Schön. Aber was ich sage, ist nur meine persönliche Ansicht. Nicht mehr und nicht weniger.»

«Ich will nicht mehr und nicht weniger.»

«Also ich denke, weil Johann bei den damaligen Kommunisten eine große Rolle gespielt hat, konnte man ihn erpressen. Das heißt, vielleicht hat ihm der Sekretär der Bürgerpartei nahegelegt ...»

«Ich verstehe. Man hat ihm nahegelegt, seine Rolle als Arbeiterführer aufzugeben um den Preis einer Einreisegenehmigung für Reuven Fenigstein, seine Frau und deren Eltern.»

«Vielleicht.»

«Und Ulrich Frauenfelder hat ihn dazu überredet?»

«Nun, Frauenfelder war bis 1932 auch Kommunist. Aber 1932 gab er auf, und schon 1933 wurde er Sekretär der Bürgerpartei.»

«Er lebt noch?»

«Ich weiß nichts anderes.»

«Gut. Und kennen Sie den Rechtsanwalt Bächtold?»

«Nicht persönlich.»

«Politisch?»

«Bächtold war auch Johanns Rechtsanwalt.»

«Ja.»

«Ich glaube, ein anständiger Mann.»

«Was wissen Sie noch?»

Bucher dachte nach. Dann sagte er:

«David, ich kann mir jetzt vorstellen, was du vorhast. Laß das. Du

kannst nichts rückgängig machen. Du wirst auch keine Beweise finden. Du bleibst auf Vermutungen angewiesen.»

«Ich werde gewisse Leute schon dazu bringen, daß sie reden.»

«Und?»

An der Wohnungstür läutete es. David hatte ein Taxi auf sieben Uhr bestellt. Bucher half David, die Koffer hinunterzutragen. Als David im Taxi saß, stand Bucher unter der Haustür und starrte ins Leere.

Aus der Hinterlassenschaft

ZEITUNGSBERICHTE

Die Front. Zentrales Kampfblatt der Nationalen Front, 29. August 1933:
«... Wir empfinden den Juden als Fremdkörper, auch den längst eingegessenen, mag er persönlich ein noch so anständiger und ehrenwerter Mann sein ...

Jedes Volk birgt Fremdkörper in sich. Es erträgt aber solche nur bis zu einem gewissen Maß ...

Ferner kommt dem jüdischen Einfluß in Wissenschaft, Literatur und Künsten vor allem im Theater und Film eine ganz ungeheuere Bedeutung zu (Beispiel: Zürcher Schauspielhaus). Und endlich liegt die Leitung jeder politischen Organisation, vor allem der zweiten und dritten proletarischen Internationalen, die die erklärten Feinde aller nationalen Bewegungen sind, zum guten Teil in jüdischen Händen. Ist es da nicht ganz natürlich, daß ein gesundes Volk gegen diese Mächte aufsteht? Kunst, Literatur, Theater, Film, Presse, Wissenschaft, Politik und Rechtspflege, das sind alles Gebiete, die ein Volk fremden Einflüssen nicht ausliefern darf, wenn es sich selbst nicht verlieren will. Seit dem Weltkrieg hat diese jüdische Überfremdung stetig zugenommen, und zwar vor allem aus dem Osten. Die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte in Zürich ist in diesem Zeitraum beispielsweise von sieben auf dreiundvierzig angestiegen. Wo soll das hinaus? Um dieser Gefahr zu steuern, fordert daher die «Nationale Front» ein absolutes Verbot der Neueinwanderung und Neueinbürgerung von Juden und ferner die Eindämmung des jüdischen Einflusses im geistig-kulturellen Bereiche, vor allem eine nur beschränkte Zulassung der Juden zu den wissenschaft-

lichen Berufen und zum Hochschulstudium ... Die Juden sind heute wohl die hervorragendsten Träger einer materialistisch-händlerischen, geld- und vernunftgläubigen, pazifistisch-sentimentalen, ich-bezogenen und letztlich volksfremden Haltung, die zur Nationalen Bewegung im schärfsten Gegensatz steht ... Keine sentimentale Rücksichtnahme auf das *sicherlich* nicht beneidenswerte Schicksal des Judenvolkes kann uns hindern, unserem eigenen Volk den Lebensraum offen zu halten und dem zunehmenden jüdischen Einfluß auf geistigem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet wie in der Politik (Marxismus) mit allen Kräften zu wehren ...»

Wahlkampfinsurat Stadt Zürich, 1933:

«Judentum und Marxismus:

Wer die erschreckende Überfremdung unserer Hochschulen und akademischen Berufe, unserer Wirtschaft und unseres politischen Lebens erkannt hat, wer vielleicht im letzten Halbjahr öfters mit den Basler Schnellzügen nach Zürich gefahren ist und dabei mitangesehen hat, was für ein Strom fremder Gestalten, von denen wir uns ganz instinktiv abgestoßen fühlen, sich ständig nach Zürich bewegt, wird mit uns den schärfsten Kampf aufnehmen gegen jene politisch Mächtigen, die solcher Überfremdung Vorschub leisten.

Er soll sich für die Stadtratswahl folgenden wahren Spruch merken und jedem Arbeitskameraden und Bekannten einprägen:

Schlage den Marxismus, und du triffst den Juden,

Schlage den Juden, und du triffst den Marxismus!

Unterschrieben: Ed. Rüeegsegger»

National-Zeitung, Basel, über die Kundgebung der Nationalen Fronten in Zürich, 23. April 1933:

«Helvetischer Faschismus:

Jugendliche in SA-ähnlichen Uniformen, in blaugrauen Hemden und dem weißen Kreuz auf der roten Armbinde sorgten für Ordnung. Der Tagespräsident Dr. Tobler erklärte zwar, daß es sich hier nicht um Hitlerspuk, sondern um eine gesamtschweizerische Angelegenheit handle, daß man nicht von SA-Truppen, sondern vom Kampfbund Haarst rede, daß man statt Heil den altschweizerischen Kampfprud Haarus gebrauchte und zum Gruß die Hand erhebe, wie auf Hodlers

Gemälden die Landsknechte. Und dann gab er dem «Retter Zürichs in den Generalstreiktagen», Oberstdivisionär Sonderegger, das Wort zu einer fast zweistündigen Rede über die «Ordnung im neuen Staat».

Der Kampf, um den es heute geht, wird zwischen Kommunisten, Sozialisten und Marxisten auf der einen und dem Bürgertum auf der anderen Seite geführt. Die Marxisten stehen völlig im Banne des Judentums, so daß der Kampf letzten Endes zwischen zwei entgegengesetzten Kulturen, der absteigenden jüdischen und unserer verhältnismäßig jungen Kultur geführt wird. Heute ist es an der Zeit, zu versuchen, Ordnung zu schaffen, ohne die Demokratie preiszugeben.

Als dringende Postulate forderte der Redner in erster Linie Gesetze gegen Aufreizung zur Revolution und gegen antimilitaristische Propaganda. Ferner soll der Mittelstand gegen Großhandelsunternehmen geschützt werden. An vierter Stelle sind gesetzliche Mittel gegen den Mißbrauch der Presse- und Redefreiheit, die erst das Auseinanderfallen des Volkes in zwei Klassen ermöglichten, nötig. Kommt dieses Gesetz nicht bald, so ist ein Selbsthilfeverein gegen Übergriffe der Presse zu schaffen. Ein weiteres Gesetz soll die Arbeitswilligen vor Streikenden schützen. «Versuchen Sie einmal, Streikposten vor jüdischen Warenhäusern aufzustellen, was wird dann geschehen?» (Tobender Beifall.)

Schließlich muß ein Gesetz zur Abwehr volksfremder Elemente erlassen und verboten werden, Juden einzubürgern. Leute, die der Bundesrat glaubte hereinlassen zu müssen, sollen wieder hinausgeschafft werden. Schutzmaßnahmen vor Juden, die den Schweizer Kaufleuten überlegen sind, sind zu treffen und den Israeliten das passive Wahlrecht zu nehmen. Ein weiteres Gesetz soll endlich die Freimaurer und ihre Heimlichkeiten bekämpfen. Über die Neuordnung in einem künftigen Staat entwickelte der Redner politische, wirtschaftliche und soziale Postulate und bekannte sich als Gegner des Parlamentarismus. Deutschland und Italien zeigen ihm, daß er sich dabei in guter Gesellschaft befindet ...»

Zürcher Volkszeitung über dieselbe Kundgebung:

«Nicht oft erlebt man soviel kraftvolle ideale Vaterlandsbegeisterung in unseren Gauen. Eine fiebernde Welle riß alle mit sich fort, namentlich die zahlreich vertretene junge Generation. Starke nationale Kräfte sind

im Aufbruch; sie gleichen einem ungestümen Wildbach, der noch allerlei Geschiebe mitführt, Steine und Stämme. Diese Kräfte werden ein Segen für unser Schweizerland sein, wenn es gelingt, sie im sicheren Stromlauf des organisierten Bürgertums zu dämmen. Sie können aber auch eine Gefahr werden, wenn sie chaotisch über die Ufer borden. Schafft nicht bürgerliche Zersplitterung! Schließt euch alle zusammen, organisiertes und unorganisiertes Bürgertum, zum Wohl unserer gemeinsamen Heimat, für die wir alle kämpfen und die wir alle lieben! Was tut es, ob diese sich nach außen etwas stiller oder etwas stürmischer manifestiert? Wir alle, wir vaterlandstreuen Eidgenossen, wir wollen das Beste für unser Volk; wir werden es nur erreichen, wenn wir brüderlich zusammenarbeiten! Wer guten Willens ist und nur der guten Sache dient, der kann keine Zersplitterung wollen. Die nationalen Kräfte, die der Heimat dienen, müssen alle ›gleichgeschaltet‹ werden. Dabei werden einige allzu knorrige Stellen am Baum der Nation noch mit der Axt weggehauen werden müssen. Nicht nebeneinander, sondern miteinander, muß die Parole lauten! Darum: Bürgerliche Parteien, an die Front! Vaterländische Fronten, in die bürgerlichen Parteien!

Im Geiste des Dichters, der da sang:

O mein Heimatland, o mein Vaterland

Wie so innig, feurig lieb ich dich ...»

Reuven und Marianne Fenigstein-Boller

Nachdem David Boller das Mansardenzimmer an der Moussonstraße bezogen hatte, sagte er zu jedermann:

«Ich bin Jude.»

Jemand fragte:

«Was sind Sie von Beruf?»

Er antwortete:

«Ich bin Jude.»

Jemand sagte:

«Sie sehen nicht aus wie ein Jude.»

Und er zitterte, das Blut stieg ihm in den Kopf.

«Ich bin Jude», schrie er, «wünschen Sie, daß ich's Ihnen beweise?»

Ostern 1930 schrieb Johann Boller seiner Tochter Marianne, die in Essen als Kindermädchen arbeitete:

«Mein letztes Wort: Ich wünsche nicht, daß Du Dich mit einem Deutschen verheiratest.»

Marianne schrieb zurück:

«Reuven ist Jude, ein richtiger, orthodoxer Jude, und ich trete zum israelitischen Glauben über.»

Johann Boller:

«Deutsche Juden sind vor allem Deutsche. Und Du weißt, daß ich nun einmal die Deutschen nicht mag. Und ich habe meine Gründe. Wir sind hier auf dem laufenden, wir wissen, was in München geschieht. Und wir sehen es voraus: In spätestens drei Jahren sind diese Faschisten am Ruder. Warum? Weil die Deutschen Faschisten sind. Punktum.»

«Mein lieber Vater», schrieb Marianne Boller im Jahre 1931, als ihre Hochzeit mit Reuven feststand, «ja, Reuven ist Deutscher. Deutschland ist seine Heimat. Die Fenigsteins sind seit dem siebzehnten Jahrhundert hier ansässig. Sie waren später Beamte, Offiziere in niederen Rängen ...»

«Siehst Du», schrieb Johann Boller zurück, «Dein Reuven ist also vor allem ein Deutscher. Du sagst es selbst, und er wird, was immer auch die Deutschen tun werden, als Deutscher mittun ...»

«Was für ein Widerspruch, lieber Vater: Du bist Kommunist, und Du hast Genossen hier in Deutschland – sind die etwa keine Deutschen?»

«In der Tat, das sind keine Deutschen. Wir Kommunisten haben keine Vaterländer, wir haben die Internationale. Es darf keine Vaterländer mehr geben, und wer Vaterländer noch für möglich hält, vergeht sich gegen die Menschheit ...»

«Lieber Vater, Du überforderst uns alle, insbesondere Reuven. Er hat seine Eltern hier. Er muß für sie sorgen, denn beide sind kränklich und kaum zur Arbeit fähig ...»

«Gut, es ist Dein Leben, Marianne, und ich kann nur noch eines sagen: Setze Deinem Reuven zu, daß er sein verdammtes Vaterland verläßt, daß er mit Dir in die Schweiz kommt ...»

«Wir haben uns auf dem Schweizer Konsulat erkundigt: Es gebe in der Schweiz Hunderttausende von Arbeitslosen. Man hat uns empfohlen, hier zu bleiben, um so mehr, als hier die Familie ihr Auskommen hat; eine Arbeitsbewilligung bekämen wir in der Schweiz ohnehin nicht ...»

«Dann kehre wenigstens Du zurück. Denke an Deine Mutter, an Deinen Vater. Du bist unser einziges Kind, wenn die Verhältnisse besser werden, kann Reuven nachkommen. Ihr könnt dann immer noch heiraten ...»

«Ich kann nicht!»

Marianne Boller heiratete 1932 Reuven Fenigstein. Vater und Tochter schrieben einander während eines Jahres nicht mehr, zumindest fehlen diese Briefe in der Hinterlassenschaft, aus der David die Wahrheit über seine Herkunft erfuhr.

1934, ein Jahr nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler in Deutschland, schrieb Marianne:

«Nun hat auch Reuven seinen Posten in der Verwaltung verloren. Sie dulden keine Juden mehr in kommunalen Diensten. Die Empörung ist groß, ebenso die Hoffnung, daß dieser grausige Spuk rasch vorbeigeht. Kein vernünftiger Mensch glaubt, daß die wirtschaftlichen und sozialen Probleme hier auf diese Weise gelöst werden können. Reuven hat eine Anstellung in der Industrie gefunden, wo er sogar besser bezahlt ist, was wir brauchen können, denn ich bin guter Hoffnung ...»

Ende 1935:

«Ausgeschlossen, daß ich allein komme. Ich reise nicht ohne Reuven. Und der geht nicht ohne seine Eltern. Niemand hier ist in der Lage, uns zu helfen. Zwar soll uns nichts geschehen, man will uns nur weg haben, weiter nichts, wir sollten auswandern, heißt es, und Reuven, der sich überall erkundigt hat, sagt, kein Land will uns, England nicht, Frankreich, Spanien und auch die Schweiz nicht. Aber Reuven ist zuversichtlich. Wahnsinn nennt er das. Wir sind doch Deutsche wie die anderen auch. Sieh mich doch an, sagt er, Vater war 14–18 Offizier. Ich Sorge mich vor allem um Klein-David. Er ist so zart. Und er sieht dir schon jetzt ähnlich. Wenn bloß Klein-David in Sicherheit wäre. Denke Dir doch bitte etwas aus und schreibe mir bald. Schreibe vorsichtig, damit Du Reuven nicht kränkst. Wir können uns keine Auseinandersetzungen mehr leisten. Schreib nur liebe Gedanken. Wir können uns keine bösen Gedanken mehr leisten.

Deine Marianne.

PS. Unser Hausmeister, übrigens ein ‹richtiger› Deutscher, stundet uns die Miete schon seit einem halben Jahr, und andere, auch ‹richtige› Deutsche, helfen uns, wo sie nur können!!!»

Und der letzte Brief, den Marianne Fenigstein ihrem Vater geschrieben hatte:

«Wir sind alle vier auf dem schweizerischen Konsulat gewesen. Da hat man uns angewiesen, unsere Pässe erst einmal einer deutschen Passstelle vorzulegen. Dann ginge alles sehr einfach. Aber als wir die Pässe zurückbekamen, war in alle vier ein großes J gestempelt worden. Der deutsche Beamte erklärte uns, diese Kennzeichnung jüdischer Pässe sei von der Schweizer Regierung verlangt worden. Man wolle an der Grenze Juden auf den ersten Blick von Nichtjuden unterscheiden können. Denn zuviele Juden gäben sich als Nichtjuden aus, und habe man diese erst einmal im Land, sei es schwer, sie wieder hinauszubekommen. Ist das die Wahrheit, lieber Vater, ist es möglich, daß die Schweizer Regierung zu so etwas fähig ist? Übrigens bekämen wir trotzdem eine zeitlich beschränkte Aufenthaltsbewilligung, wenn wir zwanzigtausend Schweizerfranken hinterlegen könnten ...

M.

PS. Wir versuchen, illegal über die Grenze zu gelangen. Wenn wir uns nie wiedersehen sollten ... schenke David Deinen Namen, erzähle ihm nie die Geschichte seiner Eltern!»

Auf ein mit einer Stecknadel an diesen letzten Brief geheftetes Blatt hatte Johann Boller die folgenden Worte notiert:

«Heute, am 20. Dezember 1938 Marianne mitgeteilt: Einer der Hauptverantwortlichen für das Zustandekommen dieser unmenschlichen Haltung ist Ulrich Frauenfelder, der systematisch Fremdenhaß schürt, Antisemitismus, Antisozialismus predigt, wo immer er kann ... Unternehme alles, um für euren Aufenthalt in der Schweiz das nötige Geld zu erhalten, war auch bei Rechtsanwalt Bächtold, der versprochen, sein möglichstes zu tun, aber, wie ich fürchte, nichts unternehmen wird, weil auch ihm Frauenfelder gefährlich werden kann. Als Kommunist renne ich überall an Mauern, keiner öffnet die Tür mehr als einen Spalt, Klein-David geht es gut, wir halten ihn versteckt, aber ich werde ihm,

wenn wir uns nicht wiedersehen, die Wahrheit sagen, weil er die Wahrheit wissen muß.»

Aus der Hinterlassenschaft

DIE FLÜCHTLINGSPOLITIK DER SCHWEIZ VON 1933 BIS ZUR GEGENWART

*Bericht an den Bundesrat zu Händen der eidgenössischen Räte von
Professor Dr. Carl Ludwig (Seite 73):*

Der Bestand an anerkannten politischen Flüchtlingen betrug in der
Vorkriegszeit jeweils am Jahresende

1933	126
1934	122
1935	118
1936	119
1937	117
1938	123

*Aus dem Bericht des Chefs der Polizeiabteilung an den Vorsteher des
Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements:*

«... Wir haben zwar heute in Ihrem Einverständnis ein Kreisschreiben an die Grenzpolizeiposten der schweizerisch-deutschen Grenze gerichtet, worin wir sie anwiesen, wenigstens die sich direkt bei ihnen anmeldenden Flüchtlinge zurückzuweisen und der deutschen Paßbehörde zu übergeben. Basel hat heute mitgeteilt, man würde Neueintreffende mit dem Polizeiwagen nach Lörrach schaffen und sie dort der deutschen Polizei übergeben. Dies ist heute mit vier Personen geschehen, die sich nicht dagegen gewehrt haben und von der deutschen Polizei anstandslos abgenommen wurden. Flüchtlinge, die sich gegen die Überstellung wehren unter der Vorgabe, daß sie vor der Ausreise mit scharfen Strafen, besonders mit dem Konzentrationslager, bedroht worden seien für den Fall, daß sie wieder auf deutschem Boden befunden würden, wurden bis heute keine nach Deutschland überstellt. Wo in einzelnen Fällen eine solche Absicht bestand, habe ich bei der in Frage kommenden kantonalen Instanz interveniert und die Überstellung verhindert ...»

Weiterhin bemerkt der Chef der Polizeiabteilung in seinem Bericht, er habe sich schon überlegt, ob nicht alle in die Schweiz illegal eingereisten Flüchtlinge Deutschland wieder übergeben werden sollten. Deutschland wäre durch ein solches Vorgehen vielleicht dazu gezwungen, einzusehen, daß es sie leben lassen und behalten müsse, bis eine legale Auswanderung möglich sein werde.

«... Wir können aber dieses Wagnis nicht unternehmen, weil wir sonst teilhaftig würden an der Schande, die über das ganze deutsche Volk kommt. Auch würde ein solches Vorgehen in allen zivilisierten Ländern größte Entrüstung gegen die Schweiz auslösen ...»

Die Anzahl der im Juli und August 1938 mittellos eingereisten jüdischen Flüchtlinge betrug nach den Ausführungen von Bundesrat Dr. Baumann 2300, und die Gesamtzahl der damals in der Schweiz anwesenden Flüchtlinge bezifferte der Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei auf einer Konferenz vom 20. Oktober 1938 mit Fremdenverkehrsinteressenten auf etwa 10000. (Bericht Professor Ludwigs, Seite 92)

Aus einem Brief des schweizerischen Gesandten in Berlin, Mai 1938:

«... Die einfachste Lösung wäre natürlich die, daß der Visumzwang auf die nichtarischen deutschen Staatsangehörigen beschränkt würde. Das widerstrebt allerdings unseren Grundsätzen, würde aber damit gerechtfertigt werden können, daß es auch im Interesse der schweizerischen Juden liegt, einen weiteren Zustrom an ausländischen Juden abzuwehren. Da auch in anderen Ländern, z. B. Ungarn und Rumänien, mehr und mehr Sondervorschriften für Juden erlassen werden, die zu einer Erweiterung der jüdischen Wanderbewegung führen dürften, verdient eine solche Regelung vielleicht, in nähere Erwägung gezogen zu werden.»

Zu dieser Anregung nahmen die eidgenössischen Behörden vorerst nicht Stellung.

Aus einem Brief des schweizerischen Gesandten in Berlin, 13. August 1938:

«Bei meiner Vorsprache hob ich überdies hervor, daß unbedingt eine Regelung getroffen werden müsse, die es der Schweiz ermögliche, einreisende Emigranten zu kontrollieren und zu sieben. Selbst eine

ausdrückliche Zusicherung deutscher Stellen, daß die Betroffenen jederzeit wieder vom Reich aufgenommen würden, könne nicht als genügend angesehen werden. Dies erwähne ich, weil Geheimrat Rödiger eine solche Lösung antönte. Eine besondere Bezeichnung der Pässe von nichtarischen deutschen Staatsangehörigen scheint man hier nicht durchführen zu wollen, da damit den Staaten, die deren Einreise erschweren wollen, ein Mittel in die Hand gegeben würde ...»

Aus einem Bericht vom 20. August 1938:

Der Gesandte in Berlin bat die eidgenössischen Behörden dringend, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Einführung des Visums im Verkehr mit Deutschland zu vermeiden.

Der Vorschlag des Chefs der Polizeiabteilung vom 22. August 1938:

«Vereinbarung durch Notenwechsel.

Um zu vermeiden, daß die Schweiz zur für sie unbedingt notwendigen lückenlosen Kontrolle der Einwanderung deutscher Emigranten den Sichtvermerk auf dem Reisepaß ganz allgemein einführen muß, wurde vereinbart: An arische Personen, denen die Rückkehr nach Deutschland untersagt ist, sowie an alle Nichtarier wird der deutsche Reisepaß nur ausgehändigt, nachdem von den zuständigen deutschen Paßbehörden auf der 1. Seite des Passes folgender Vermerk eingetragen ist: <Zum Grenzübertritt nach der Schweiz Sichtvermerk eines schweizerischen Konsulates notwendig.>

Auf bereits ausgestellten Pässen wird der Vermerk eingetragen, sobald sie der Paßbehörde aus irgendeinem Grund vorgewiesen werden.»

Die deutsche Regierung wehrte sich mit allen Mitteln gegen einen allgemeinen Visumzwang für die Einreise in die Schweiz.

«... weiterhin sei deutscherseits, um die Einführung des Visums zu vermeiden, folgende – als vertraulich bezeichnete – Weisung in Aussicht genommen worden:

<Jüdischen Paßbewerbern, bei denen nach der Lage des Falles Grund zur Annahme besteht, daß sie sich nach der Schweiz begeben wollten, darf der Paß erst ausgestellt werden, wenn sie nachweisen, daß sie in der Schweiz genehm sind ...>

Eine solche Regelung wäre nun aber nach den gemachten Erfahrun-

gen nicht geeignet, uns die notwendige Kontrolle zu verschaffen, ja sie wäre eine direkte Zumutung an die deutschen Paßbehörden ... Diese hätten das Paßgesuch schon 6 bis 8 Wochen in Prüfung gehabt und müßten dann, wenn sie glaubten, jetzt hätten sie wieder einen Juden los, da er nach den deutschen Vorschriften ausreisefähig wäre, ihn noch zuerst auf Herz und Nieren zu prüfen, ob er nicht etwa die Absicht habe, nach der Schweiz zu fahren ...»

(Der schweizerische Gesandte an den Bundesrat)

Über das Ergebnis einer Besprechung, die am 2. September 1938 zwischen Dr. Rothmund und dem deutschen Gesandten in Bern, Minister Köcher, stattgefunden hat, liegen zwei Dokumente vor (Bericht Professor Ludwigs, Seite 112):

Nach diesen Notizen (von Dr. Rothmund) war der deutsche Gesandte bei der Besprechung mit einer längeren Instruktion versehen. Zunächst sei nochmals über die von der deutschen Regierung vorgeschlagene Lösung gesprochen worden. Dr. Rothmund habe die technischen Gründe dargelegt, die diesen Vorschlag als ungenügend erscheinen ließen. Daraufhin habe der Gesandte nach einem anderen Weg gesucht und gefragt, ob nicht eine Möglichkeit für uns bestünde, auf das Visum zu verzichten, wenn die Paßinhaber ausdrücklich als Juden bezeichnet würden.

«Ich antwortete ihm, technisch sei das gewiß möglich, wir müßten aber dann das Visum wieder einführen für Juden. Ob das Politische Departement und der Bundesrat eine solche Maßnahme billigen könnten, sei allerdings fraglich. Ich könne ihm deshalb nur sagen, daß die Lösung technisch möglich wäre. Nachdem Herr Köcher mir einen Satz aus seiner Instruktion vorgelesen habe, der dahin ging, bei dem von uns in Berlin gemachten Vorschlag würden die deutschen Juden schlechter behandelt als die Juden aus anderen Ländern, eine Diskriminierung, die Deutschland nicht wolle, könne doch wohl der von Herrn Köcher vorgeschlagene Weg nicht beschritten werden. Auch sei es mir klar, daß Deutschland eben die Bezeichnung für Juden als solche im Paß nicht wolle, weil es sonst den Juden den deutschen Paß gar nicht ausstellen, sondern ihnen irgendein anderes Identitätspapier verabfolgen würde. Herr Köcher will trotzdem den Vorschlag nach Berlin bekanntgeben, mit der Beifügung, daß seine Durchführung hier technisch möglich

erscheine, daß es aber fraglich sei, ob er nicht aus einem anderen Grund unmöglich ist. Herr Köcher ist einverstanden, daß ich Herrn Kappeler davon verständige.»

Minister Köcher telegraphierte am 2. September an das Auswärtige Amt Berlin:

«Dr. Rothmund erklärt, Einführung Sichtvermerkzwang lediglich für Juden technisch durchführbar, wenn alle Pässe für Grenzbeamte auf ersten Blick ersichtlich, daß Paßinhaber Jude. Falls darüber unsererseits Zusicherung möglich, wird in Verbindung mit Politischen Departement Entscheidung Bundesrates, der sich mit dieser Frage noch nicht befaßt hat, herbeigeführt werden müssen. Einführung Sichtvermerkzwang gegen Juden anderer Staatsangehörigkeit wird nicht erwogen. Vorbringen, daß deutsche Regierung in Einführung Sichtvermerkzwang unbegründete Unfreundlichkeit erblicke, wurde scharf zurückgewiesen, da von uns bisher vorgeschlagene Maßnahmen Schweiz nicht nötige Sicherheit zur Unterbindung der Einreise von Juden geben.

sig. Köcher»

Aus dem Schreiben der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin, 7. September 1938:

«... Für die Kennzeichnung der Judenpässe wurden mir zwei Vorschläge vorgelegt, von denen wohl nur der zweite, übrigens auch nach Ansicht des Auswärtigen Amtes, durchführbar ist. Der erste geht nämlich dahin, die Unterstreichung der Vornamen, die sonst mit schwarzer Tinte vorgenommen wird, bei den Juden mit roter Tinte vorzunehmen. Dabei besteht aber auf jeden Fall die Gefahr, daß die Inhaber nachher den Strich mit schwarzer Tinte überstreichen. Dagegen geht der zweite Vorschlag dahin, auf der ersten Seite des Passes links oben einen Stempel anzubringen, bestehend aus einem Kreis von zirka 2 cm Durchmesser und dem Buchstaben J oder allenfalls auch einem anderen Zeichen, wozu wir noch Wünsche äußern können.

Ich habe den Eindruck, daß diese Kennzeichnung unseren Bedürfnissen vollauf genügen würde ...»

Rechtsanwalt Dr. Bächtold

Dr. Bächtold, Rechtsanwalt, hat sein Büro an der Bahnhofstraße. Als alles vorbei war, sagte Dr. Bächtold:

«Ich weiß nicht, wie ein anderer sich an meiner Stelle verhalten hätte. Seine (David Bollers) Art, aufzutreten, zu fragen, war so, daß ich keine Wahl hatte, das heißt, anfänglich wehrte ich mich, dann aber erlag ich ihm ... Es war Anfang November. Am Abend zuvor hatte es geschneit. An jenem Morgen hatten wir einen weißlich-blauen Himmel. Nur der See dampfte leicht. Ich war guter Laune. Darum ließ ich ihn nicht gleich wieder wegschicken. Man wird verstehen, wenn ich sage, ich kann keine unangemeldeten Besucher empfangen. An jenem Morgen habe ich eine Ausnahme gemacht. «Daß wir uns aber auch richtig verstehen», sagte ich zu ihm, als er in meinem Arbeitszimmer stand, «ich kann kein neues Mandat übernehmen. In einer Stunde», sagte ich, «muß ich zu einer Besprechung. Bitte, setzen Sie sich ...» Er setzte sich und schwieg. Was er von mir wollte, sagte ich. «Was wollen Sie von mir, Herr Boller?» Und da: Ich fühlte mich plötzlich wehrlos.»

«Ich denke», sagte David, «Sie können mir helfen.»

«Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich unmöglich noch ein Mandat übernehmen kann. Ausgeschlossen ...»

Bächtold spielte mit dem Brieföffner, öffnete eine Schublade und entnahm dieser eine Agenda. Er blätterte darin, zuckte zwei- oder dreimal mit den Schultern; das Gesicht unbeweglich.

David redete:

«Ich bin Ihnen ja kein Unbekannter. Ich verdanke Ihnen mein Leben. Vielleicht sagt Ihnen das etwas: David Fenigstein.»

Bächtold schloß die Agenda, behielt sie aber in Händen. «Natürlich erinnere ich mich an Ihren Fall, an Ihren Va... hm, Großvater. Ich habe nichts getan in meinem Leben, an das ich mich nicht erinnern dürfte. Und was diese Adoption mit Namensänderung betrifft, ich kann Sie beruhigen, es ist alles mit rechten Dingen zugegangen, kein Millimeter neben der Legalität, alles nach Gesetz, wenn auch persönliches Wohlwollen von seiten der Behörden natürlich mitgespielt hat. Das wollten Sie doch wissen?»

David hatte Papiere aus der Aktentasche genommen. Er rückte den Besucherstuhl so nahe an den Tisch heran, daß er die Dokumente be-

quem darauf ausbreiten konnte. Er übersah, daß Bächtold ungeduldig auf die Uhr schaute.

«Johann Boller», sagte David so sachlich, als ginge ihn diese Geschichte persönlich nichts an, «hat 1938 zum erstenmal bei Ihnen vorgesprochen?»

«Ich weiß nicht, weshalb Ihr Großvater ausgerechnet auf mich kam.»

«Es ist anzunehmen, daß er über gewisse Zusammenhänge im Bild war ...»

Bächtold schlug die Beine zurück, rückte seinen Stuhl ebenfalls näher an den Tisch, so daß er beide Ellbogen darauf stützen konnte.

«Können Sie mir sagen, weshalb meine Eltern, Marianne und Reuven Fenigstein-Boller nicht rechtzeitig aus Deutschland herausgekommen sind?» fragte er.

«Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben.»

«Warum nicht?»

«Weil ich es nicht weiß.»

«Mein Großvater war im Herbst 1938 zum erstenmal bei Ihnen.»

«Und?»

«Was wollte er von Ihnen?»

«Das kann ich doch nicht mehr wissen. Hören Sie ...»

«Erinnern Sie sich! Johann Boller ist in Sachen Fremdenpolizei zu Ihnen gekommen.»

«Es muß so etwas Ähnliches gewesen sein.»

«Johann Boller konnte keine finanzielle Sicherheit leisten», sagte David.

«Ich erinnere mich einigermaßen. Ich glaube, die Fremdenpolizei war bereit, Ihren Eltern, David, eine sogenannte Toleranzbewilligung zu erteilen.»

«Aber meine Eltern wollten auch meine Großeltern mit hereinnehmen.»

«Um so etwas Ähnliches ging es. Die fremdenpolizeilichen Maßnahmen waren damals sehr streng. Begreiflich.»

«Begreiflich?»

Er fühlte, wie sein Gesicht kalt wurde.

«Herr Boller», sagte er, «ihre Fragen sind sinnlos. Damit drehen Sie das Rad der Geschichte nicht zurück.»

«Herr Doktor, aus den Aufzeichnungen Johann Bollers geht hervor, wie das Leben meiner Eltern endete. Johann Boller hat nämlich nie

wieder etwas von seiner Tochter gehört. Aber er hat, wohl erst kurz vor seinem Tod, erfahren, daß alle vier im August 1939 in der Nähe von Lörrach über die Grenze gekommen waren, von Grenzpolizisten verhaftet und den Deutschen zurückgegeben wurden ...»

David schwieg.

«Was soll das? Was wollen Sie von mir?»

«Nichts weiter, das sind einfach so Fragen. Seit ich weiß, daß ich Jude bin, frage ich. Ich frage und frage und frage. Alles mögliche frage ich. So frage ich zum Beispiel auch, warum alles, alles schiefgehen mußte 1938, aber 1940 vorzüglich klappte.»

«1940?»

«Johann Boller hatte mich doch ohne behördliche Bewilligung hier behalten? Illegal. 1940 kam er zu Ihnen, und Sie waren es, der aus dem kleinen Juden einen Schweizer machte, mitsamt Namensänderung. Ihnen verdanke ich also mein Leben. Ohne Ihre Hilfe hätte man mich ohne Zweifel über die Grenze geschafft ...»

Bächtold sprang auf. Ein letzter Versuch, zu entrinnen.

«Wie sehen Sie eigentlich Ihre Landsleute, Boller? Man hätte Sie, ein fünf- oder sechsjähriges Kind, den Deutschen ausgeliefert? Ihre Mutter war immerhin Schweizerin.»

Als David darauf nicht antwortete und Bächtold nur anblickte, beruhigte er sich. Seine Stimme klang fast väterlich:

«Sie wohnen noch immer an der Erismannstraße?»

«Nein. Die alte Wohnung habe ich geräumt. Ich habe ein Mansardenzimmer an der Moussonstraße.»

«So. Und vielleicht sagen Sie mir jetzt, warum Sie zu mir gekommen sind? Ich dachte erst, Sie brauchten die Hilfe eines Rechtsanwaltes?»

«Ich habe Fragen. Fragen, die meine Herkunft betreffen, den Tod meiner Eltern ... Der alte Boller hat mir diese Dokumente nicht umsonst hinterlassen, diese Briefe ...»

«Erwarten Sie von mir eine Antwort?»

«Ja.»

«Fragen Sie Ihre Angehörigen, Boller.»

«Angehörige? Die gibt es nicht mehr. Das wissen Sie doch auch. Seit 1945 wissen es alle.»

«Haben Sie vor, den Jud zu spielen, David?»

David wunderte sich über diese Frage. Ob er den Juden spielen wolle?

«Hören Sie, es muß auch noch andere Boller geben», sagte Bächtold. David schüttelte den Kopf.

«Ich kenne keine anderen Boller», antwortet er, «ich habe nie davon gehört, ich kann mich nicht entsinnen, daß wir je Besuch gehabt hätten. Und an Weihnachten, daran erinnere ich mich, kamen die Pakete vom Christkind – auch als ich zu groß geworden war dafür, kamen die Geschenke noch vom Christkind. Es fiel uns nichts Besseres ein. Aber wir machten uns nichts vor.»

«Hat Ihr Großvater nie aus seinem Leben erzählt – aus seiner Vergangenheit?»

«Hat er eine Vergangenheit?»

«Johann Boller war einer der führenden Kommunisten.»

«Sie haben ihn schon früher gekannt?»

Bächtold ging nicht auf diese Frage ein.

«Sie wollen davon nichts gewußt haben?»

«Der alte Boller hat nie über Politik geredet. Und nie über seine Vergangenheit. Wir hielten das <Volksrecht>, gewiß, und den <Tagesanzeiger>. Ich erinnere mich, daß er zuweilen, wenn er das <Volksrecht> gelesen hatte, bloß sagte: <Scheißkerle!>. Das ist alles. An Sonntagen gingen wir auf den Fußballplatz. Aber er war nie für den einen oder gegen den anderen Club. Er war nicht einmal für die Grashopper, auch nicht für den FC Zürich. Er piffte nie, und er schrie nie Bravo. Im Winter, wenn es sehr kalt war, hörten wir die Fußballreportage am Radio ...»

«Sind Sie getauft? Haben Sie den Religionsunterricht besucht?»

«Ja. Aber über solche Sachen redeten wir nie.»

«Wovon war denn die Rede?»

«Von nichts. Manchmal davon, daß Mutter Boller mich erst mit vierzig bekommen habe. Und von Abraham, der seinem Gott gehorsam war.»

«Von Gott war also schon die Rede. Und Weihnachten war auch vorhanden – ein christliches Fest.»

David blickte Bächtold an. Die Frage, ob bei Bollers von Gott die Rede gewesen sei, traf die Sache nicht. «Wollen Sie den Jud spielen?» Das war schon näher an der Geschichte.

«Ich möchte mehr über das Zürich von 1933 wissen. Was ich aber vor mir habe, Herr Doktor, das sind bloße Zeitungsausschnitte, die der alte Boller für mich aufgehoben hat. Und warum? Weil zwischen dem,

was sich 1933 in Zürich zugetragen hat, und dem Tod meiner Eltern ein Zusammenhang besteht», sagte David, stand auf und ging nach Hause, auf sein Zimmer.

Bis gegen vier Uhr morgens las er in einer Sammlung von Dokumenten aus der Zeit des NS-Staates, die Professor Walter Hofer, Berlin, bei Fischer herausgegeben hatte.

Zeittafel

In der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1933 ernennt Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler zum Führer der «Erhebung des Nationalen Zusammenschlusses». In Deutschland, ohne Saarland, leben zu dieser Zeit 525 000 Juden.

Am 15. September 1935 werden vom Deutschen Reichstag die «Nürnberger Rassengesetze» beschlossen. Die Juden werden zu «Freiwild».

1938 erfolgt der Anschluß Österreichs an Deutschland. Unverzüglich werden 200 000 Juden enteignet.

Am 15. März 1939 zieht Hitler in Prag ein. Im Protektorat leben 90 000 Juden.

1939: Einmarsch der Deutschen in Polen. Warschau kapituliert. Polen wird zwischen Deutschland und Rußland aufgeteilt.

1940: Einmarsch der Deutschen in Dänemark, Norwegen, Belgien, Holland und Luxemburg. Belgien kapituliert. Italien tritt in den Krieg ein. Paris fällt (14. Juni).

Dauids Traum

Um vier Uhr nahm David eine Schlaftablette und legte sich ins Bett. Er schlief sofort ein. Ihm träumte, sein Vater Reuven Fenigstein ginge in Essen auf das Schweizer Konsulat und sagte zu einem Beamten: «Wir möchten in die Schweiz. Meine Frau kommt aus Zürich. Mein Schwiegervater hat geschrieben, wir könnten alle bei ihm wohnen. Auch meine alten und recht kranken Eltern ...»

Der Beamte ließ Reuven nicht ausreden; er sagte: «Sie müssen sich

kurz fassen, denn es warten noch viele Ihrer Glaubensbrüder im Vorzimmer, außerdem wissen wir, was los ist, füllen Sie bitte diesen Fragebogen aus, entschuldigen Sie, eine Formalität, muß sein ...»

«Wir bekommen ein Einreisevisum für die Schweiz?» fragte Reuven erstaunt.

«Aber hören Sie!», antwortete der Beamte, «Sie sind mit einer Schweizerin verheiratet und kennen uns so schlecht.»

«Aber man hat mir erzählt», sagte Reuven, «die Schweizer seien uns Juden gegenüber zurückhaltend.»

«Aber das sind wir doch nur so lange gewesen, wie wir noch mit Recht hoffen durften, die Deutschen würden vernünftig werden. Denn eines wissen wir schon: Wir werden uns alle sehr einschränken müssen, doch entschuldigen Sie, daß ich unsere Unterhaltung hier abbreche, wie ich sagte, im Vorzimmer warten noch viele ...»

Reuven bekam zwei Tage später ein Einreisevisum für seine Frau, seine Eltern und für sich selbst. Dann packten sie die Koffer, nahmen mit, was sie tragen konnten, und fuhren mit der Eisenbahn zunächst nach Basel und dann nach Zürich.

Und es kamen Hunderttausende in die Schweiz, die meisten nur mit dem, was sie auf dem Leib trugen, aber jeder Schweizer, der zwei Hemden hatte, gab eines ab, und wer zwei Paar Schuhe besaß, gab ein Paar für die Flüchtlinge. Die jüngeren Männer traten freiwillig in die Armee ein, die älteren arbeiteten bei Bauern oder in Fabriken, und die Frauen halfen, wo sie konnten.

Und es geschah etwas, womit Hitler und die Millionen seiner Anhänger nicht gerechnet hatten: Die Schweizer Armee wurde so groß und mächtig, daß Deutschland Angst bekam. Die Amerikaner und die Engländer, auch die Russen, soweit sie dies konnten, warfen nachts Waffen und Munition über der Schweiz ab, auch Lebensmittel und was die Schweizer sonst noch am nötigsten hatten ... Und: Im Jahre 1941 war die Schweiz durch den Zustrom von Flüchtlingen so erstarkt, daß der Bundesrat Hitler ein Ultimatum stellen konnte: Die Verfolgung der Juden habe aufzuhören oder die Schweiz erkläre Deutschland den Krieg. Damit hatte Hitler nicht gerechnet, er hatte die Schweizer immer für eine Art Mitläufer gehalten, und als General Guisan im Schweizer Mittelland zehn Divisionen aufmarschieren ließ, schlug Hitler Verhandlungen vor ...

David erwachte um halb acht, und was er geträumt hatte, war ihm so gegenwärtig, daß er eine Weile brauchte, bis er wußte, wo er sich befand. Er beschloß, Rechtsanwalt Bächtold erneut aufzusuchen.

Er machte sich einen Filterkaffee, zog sich an. Schon um halb neun verließ er das Zimmer. Er ging zu Fuß hinunter zum Heimplatz, und als er zur Buchhandlung Kellerhals kam, blieb er vor der Auslage stehen, um sich die Bücher anzusehen. Nichts als Belletristik. Kein einziges Buch, dessen Titel darauf schließen ließ, daß es sich mit der jüngsten Vergangenheit der Schweiz befaßte. Er betrat den Laden. Ein Jüngling kam ihm höflich entgegen.

«Was darf es sein?»

«Haben Sie Bücher über Zeitgeschichte?»

«Eine Menge», antwortete der junge Buchhandlungsgehilfe, «haben Sie ein bestimmtes Werk, einen bestimmten Autor im Sinn?»

«Alles, was es gibt», sagte David.

Der Buchhandlungsgehilfe dachte einen Augenblick nach. Dann: «Walter Hofer, Dokumente ...»

«Kenne ich.»

«Hitler in uns ...»

«Keine Entschuldigungen ...»

Dieser Ton verletzte offensichtlich den jungen Mann. Er sagte:

«Was suchen Sie denn wirklich?»

«Tatsachen», antwortete David etwas ruhiger. Wieder dachte der andere nach.

«Ja», meinte er, «da ist kürzlich zum Beispiel die Lebensgeschichte eines Auschwitzkommandanten herausgekommen: Rudolf Höß. Aber keine erbauende Sache ...»

Der Buchhandlungsgehilfe ging sogleich auf ein Regal zu und brachte das Buch. David sagte:

«Nehme ich. Aber was ich wirklich suche, sind nicht Bücher über die deutsche Vergangenheit.»

«Sondern?»

«Mich interessiert die Schweizer Geschichte.»

«Ich verstehe. Nun, da haben wir das Tagebuch des persönlichen Adjutanten unseres Generals.»

«Was darin vorkommt, kann ich mir vorstellen. Begreifen Sie denn nicht? Ich suche Geschichtswerke, die von der Judenverfolgung handeln.»

Der Junge begriff nicht.

«Judenverfolgung?»

«Ja!»

«Bei uns?»

«Ja!»

«Sowas gibt es nicht.»

«Hätte ich mir denken können.»

«Aber verstehen Sie doch», sagte der Junge, der es nicht darauf ankommen lassen wollte, einen Kunden zu verärgern, «wir haben doch nie Juden verfolgt, wie sollte es darüber Bücher geben?»

David blickte den Buchhandlungsgehilfen an, ein hochgeschossener bleicher Jüngling, noch keine Spur von Bart im Gesicht.

«Wie alt sind Sie?»

«Achtzehn.»

«Und was wissen Sie über die Schweiz der dreißiger und vierziger Jahre?»

Der Junge errötete.

«Habe mich noch nie darum gekümmert.»

«Haben Sie Eltern?»

«Aber natürlich.»

«Die leben.»

«Ja.»

«Ist Ihr Vater Soldat?»

«Er ist noch Soldat, aber ich glaube, er muß nur einrücken, wenn es Krieg gibt.»

«Aber während des letzten Krieges stand er an der Grenze?»

«Ja, ich weiß.»

«Woher?»

«Nun, weil ich gegen das Militär bin. Das heißt, ich bin natürlich nicht nur gegen die Schweizer Armee, sondern grundsätzlich.»

«Sie haben meine Frage nicht verstanden.»

«Doch, doch, ich wollte ja sagen, daß er an der Grenze war, weil er mir immer vorhält, er hätte tausendfünfhundertdreiundsiebzig Tage an der Grenze gestanden, sich aufgeopfert, damit seinem Sohn die Freiheit erhalten bleibe, und nun wäre ich bereit, diese Freiheit zu verraten.»

«Weil Sie Antimilitarist sind?»

«Ja.»

David nickte, sagte, er wolle Höß' Erinnerungen mitnehmen, bezahlte. Und unter der Ladentür sagte er: «Fragen Sie Ihren Papa, wie viele Juden er nach Auschwitz geschickt hat ...»

Der Junge wurde bleich und brachte nicht einmal ein «Adieu» über die Lippen.

Um zehn Uhr stand David vor der Glastür Bahnhofstraße 104, las den in eine weißlich-graue Metalltafel eingravierten Namen: Dr. W. Bächtold, Rechtsanwalt, IV. Etg.

Mit dem Lift fuhr er hinauf. Das Kanzleifräulein kam in den schmalen Korridor hinaus, als er geklingelt hatte.

«Sind Sie angemeldet?» fragte sie.

David schüttelte den Kopf.

«Nein. Aber der Herr Doktor wird mich trotzdem empfangen.»

Dr. W. Bächtold kann sich erinnern

«Ich konnte sein Gesicht kaum erkennen – ich wollte auch gar nicht. Ich war in Uniform. Mein Regiment lag im Tösstal. Ich fuhr täglich in mein Büro ...»

Bächtold schritt von der Tür zum großen Kippfenster und vom großen Kippfenster zur Tür. Immer wieder. Bei der Tür blieb er stehen wie ein Lauscher, obgleich er wußte, daß diese Tür so gut gepolstert war, daß er nicht einmal Schreie aus dem Vorzimmer hätte hören können. Und beim Kippfenster blieb er stehen und blickte einmal hinunter auf die Bahnhofstraße, auf die Haltestelle, wo der Zeitungsmann vor seiner Auslage stand und mit kalten Händen und kaltem Gesicht den «Stern» und die «Schweizer Illustrierte», «Edelweiß-Romane» und die «Zürcher Woche» verkaufte, oder er blickte zum Hauptbahnhof hinüber ...

«Damals war ich in Uniform. Plötzlich stand der alte Boller vor mir. Ein hagerer, mittelgroßer Mann in einem langen Wintermantel, Fischgrätenmuster, in hohen Schuhen, handgestrickte Fäustlinge an den Händen, Schirmmütze in der linken Hand.

«Ich habe eine Stunde früher Schluß gemacht», sagte er, als ob mich das interessiert hätte.

«Sind Sie gemeldet?»

«Das wäre zu gefährlich gewesen. Sie hätten mich nicht empfangen.»

〈Weiß niemand, daß Sie da sind?〉

〈Meine Frau, ja.〉

〈Ich meine das Sekretariat.〉

〈Nein, es ist besser ...〉

Ich wollte zur Tür, aber Ihr Großvater stellte sich mir in den Weg ...
Seltsam, ich hatte doch überhaupt keinen Grund gehabt, zur Tür zu gehen. Ich hatte keine Angst. Ich wußte, daß er Kommunist war. Und nicht einer von den Untätigen. Einer von denen, auf die man geschossen hat ...

〈Es handelt sich um ein Kind. Um ein jüdisches Kind. Ich habe es bei mir. Versteckt, illegal. Ich hab' ihm immer meinen Namen gegeben. In der Nachbarschaft fällt nichts auf. Aber jetzt fühle ich, was kommen wird. Jetzt, wo sie wieder auf uns losgehen. Wenn wir Emigranten illegal hereinholen, Juden vor allem, Kommunisten, einfach Menschen, die erschossen werden sollen. Ich kann mich da nicht heraushalten. Nicht mehr. Es ist zu spät. Ich will das Kind adoptieren. Und ihm meinen Namen geben. Boller, David ...〉

Er erzählte mir die ganze Geschichte im Stehen. Ohne Erregung und seiner Sache sicher. Er redete, als ob er von vornherein gewußt hätte, daß ich ihm helfen würde ... müßte.

Damals sagte ich:

〈Sie sind wohl wahnsinnig geworden. Vier Jahre lang verstecken Sie ein Kind, und nun soll ich ... Sie sind noch immer Kommunist?〉

〈Das wissen Sie doch, Doktor, daß ich ganz offiziell zu den Sozialdemokraten gegangen bin.〉

〈Aber im Untergrund ... die Wahrheit, Herr Boller!〉

Er antwortete nicht. Da wußte ich es.

Boller betrachtete den Léger an der Wand und sagte: 〈Ein Kommunist.〉

〈Kommen Sie zu Ihrer Sache, Herr Boller. Wie ist das mit dem Kind? Wem gehört das Kind?〉

〈Mir. Die Eltern sind tot. Vernichtet, getötet worden von den Deutschen.〉

〈Juden?〉

〈Sie also auch?〉

〈Was ich auch?〉

〈Ich sage getötet, und Sie sagen Juden.〉

«Und?»

«Sie wissen es also auch. Und Sie tun, als wüßten Sie nichts. Und wenn mein Kind entdeckt wird, wird es den Mördern ausgeliefert.»

«Sind Sie wahnsinnig geworden?»

«Herr Oberst, Sie befehlen über Grenztruppen. Sie wissen ganz genau, was sich da abspielt. Und Sie wissen, wie alle, was mit denen geschieht, die Sie und Ihre Soldaten nicht hereinlassen. Die werden alle ermordet.»

Ich habe nichts vergessen.

Ihr Großvater kam gerade im rechten Augenblick. Oder im falschen. Wie Sie wollen ...»

Bächtold schwieg, erschrocken über die eigenen Worte. «Entschuldigen Sie», sagte er, «das wollte ich wirklich nicht sagen. Ich meine, Ihr Großvater ist im richtigen Augenblick zu mir gekommen. Das ist er nämlich wirklich. Es war so: Eine Kompanie meines Regiments meuterte. Die Soldaten weigerten sich eines Tages, die Flüchtlinge zurückzutreiben, sie einzufangen, um sie deutschen Grenzposten zu übergeben ...»

«... zurücktreiben ... einfangen ...», wiederholte David, aber Bächtold tat, als überhörte er diese Worte.

«Immerhin», fuhr er fort, «wir haben uns schon Gedanken gemacht. Dabei waren natürlich wir in den höheren Rängen im Nachteil. Ich meine damit: Was riskierte schon ein Soldat, wenn er Armeebefehle umging? Wenn er sich blind stellte und Flüchtlinge nicht aufhielt? – Nun also, eine Kompanie meines Regimentes weigerte sich, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten rührten keinen Finger. Ich ließ die Kompanie antreten. Mein Adjutant wollte die Heerespolizei holen. Ich war dagegen. Ich erinnerte die Leute an den Befehl. Ich sagte, Befehl sei Befehl. Da trat der junge Hauptmann Wälchlin vor und erklärte mit erregter Stimme, auch ein General könne keine Verbrechen befehlen. Die Rückweisung jüdischer Flüchtlinge aber sei ein Verbrechen. Ich ließ die Kompanie stehen. Ich fuhr hierher, in dieses Büro. Zehn Tage später wurde mein Regiment abgelöst. Wir wurden nicht entlassen, sondern ins Tösstal zur Retablierung verlegt ...

Dann stand Ihr Großvater da. Natürlich glaubte ich keinen Moment daran, daß die Fremdenpolizei einen fünfjährigen Jungen an die Deutschen ausliefern würde. Und dennoch: Ich war unsicher.

«Es ist kein Verlaß mehr auf die Behörden», sagte er, «es gibt zu viele Faschisten, Judenhasser unter den hohen Beamten. Ihnen muß ich das nicht erzählen. Denken Sie nur an unseren Freund Frauenfelder.»

«Das können Sie nicht beweisen.»

Boller stand auf, die Kopie eines Briefes in der Hand. «Ihr Bruder, Herr Oberst, weil Ihr Bruder der ‘Vaterländischen Vereinigung’ 1939 hunderttausend Franken geschenkt hat. Hier ist der Dankesbrief, den Frauenfelder Ihrem Bruder geschickt hat. Unterschrieben mit ‘Heil Deutschland’ ...»

«Das ist eine Fälschung», antwortete ich, «mein Bruder ...»

«Ihr Bruder, Herr Oberst, war bis 1937 Mitglied der ‘Nationalen Front’ ...»

«Ich kenne meinen Bruder, undenkbar, daß er Faschist wäre, Antisemit ...»

«Nein», sagte Boller, «das behaupte ich auch nicht. Aber ich erinnere Sie daran, daß in den Maschinenfabriken Ihres Bruders im Jahre 1934 tausendfünfhundert Arbeitsplätze frei waren. 1935 noch achthundert, und schon 1939 mußte er an der Seebachstraße einen Erweiterungsbau errichten.»

«Also Erpressung?» sagte ich.

Der alte Boller antwortete nicht.

«Erpresser, jämmerlicher», wiederholte ich.

Der alte Boller schüttelte den Kopf und sagte:

«Nein, ich erpresse Sie nicht. Wenn Sie mir nicht helfen, bitte, ich überlasse Ihnen die Kopie dieses Briefes. Sie ist nicht gefälscht, nur gestohlen ...»

Boller ordnete seine Briefe und Zeitungsausschnitte, legte alles in das große gelbe Kuvert zurück, gab mir die Hand und sagte Adieu. Er ließ mich allein ...»

Bächtold stand beim Kippfenster, er kehrte David den Rücken. Dieser saß die ganze Zeit unbeweglich auf dem Besucherstuhl.

«Jetzt bin ich vierzig», sagte David, «zwanzig Jahre habe ich als David Boller gelebt, und jetzt habe ich noch einmal zwanzig Jahre gelebt. Als David Fenigstein. Herr Doktor», sagte David, «ich wünsche, daß diese Namensänderung rückgängig gemacht wird.»

Bächtold drehte sich langsam um und blickte David, der ihm wie aus einer nicht wirklichen Welt erschien, nachdenklich ins Gesicht; er gab keine Antwort.

«Ich bin David Fenigstein», sagte David. Bächtold nickte.

«Ich verstehe. Ich begreife Ihren Wunsch, auch wenn er absurd ist.»

«Ich bin Jude.»

«Ich habe wieder und wieder auf Ihren Großvater eingeredet, er soll Sie aufklären. Einmal wird der Junge die Wahrheit doch erfahren, hab' ich ihm gesagt. Aber er hat nie darauf geantwortet ...»

«Sie sind ihm noch oft begegnet?»

«Ja.»

«Wie oft?»

«So oft es nötig war ...»

Bächtold ging mit schnellen Schritten um den Tisch herum zu seinem Stuhl. Er wollte sich setzen, blieb aber stehen.

«David», sagte er, «es wäre wohl besser, wir würden jetzt nicht mehr darüber reden. Ich habe Johann Boller bewundert, ich habe ihn verehrt. Als ich noch Student war in den zwanziger Jahren, habe ich die geheimen Versammlungen der Kommunisten besucht. Ich war auch ein Idealist. David! Bei der marxistischen Idee hat mich nicht in erster Linie die Frage des Arbeiters, des Klassenkampfes berührt, sondern der Gedanke, daß wir Menschen viel zu wenig auf die Gemeinschaft hin erzogen werden. Nein, ich muß es so sagen: Im Marxismus habe ich damals die Wiederkunft des eigentlichen Christentums gesehen, eines Christentums ohne Gott, und mir war schon in jenen Jahren klar: Die Behauptung, Kommunisten hätten keinen Glauben, ist sträflicher Unsinn. Sie glauben an das Gute wie unsere Christen ... Aber was soll ich Ihnen erzählen? Ein Unbeteiligter, der imstande wäre, die Geschichte zu überblicken, würde wahrscheinlich sagen, ich hätte Ulrich Frauenfelder schaden wollen. Gewiß, es ist nicht einfach, mein Verhältnis zu Ulrich Frauenfelder zu definieren. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, er hätte mich verführt, das heißt, er hätte mich ausgenutzt, meine Schwäche, meine Hilflosigkeit. Dabei trifft auch mich ein Teil der Schuld, denn ich habe mich nicht widersetzt, habe das mit mir tun lassen. Angst hatte ich, nicht den Mut, ihm den Bettel hinzuschmeißen, einfach wegzulaufen. Ich hatte Angst. Aber ich habe wenigstens eines gemacht: Fast Tag für Tag habe ich notiert, was wir redeten, was geschah, was ich dachte.

Wo ist die Wahrheit? Eines kann ich wiederholen: Bitte bestehen Sie nicht auf der Namensänderung, bleiben Sie der, der Sie bis jetzt gewesen sind, ein guter Schweizer, ein ...»

David hatte nichts mehr zu sagen, wenigstens an diesem Tag nicht. Er war aufgestanden, gab Bächtold die Hand: «Ich danke Ihnen, Herr Doktor.»

Robert Kauls Aufzeichnungen

Als es geschehen war, sagte Robert Kaul:

«Ich weiß nicht, was für eine Rolle ich in der Geschichte gespielt habe. Ich überlasse es der Umwelt, zu rechten und zu richten. Es trifft zu, daß ich diesen Menschen, der sich als David Fenigstein ausgab und Visitenkarten, die auf diesen Namen lauteten, bei sich trug, daß ich diesen Fenigstein in die Geschichte hineinmanipuliert habe.

24. Oktober:

Der Aufstand in Budapest begann gestern nachmittag. Es soll sich um eine harmlose Sympathiekundgebung der Budapester Studenten für die Ereignisse in Polen gehandelt haben (die Nationalisten unter Gomulka hatten die Macht der Stalinisten gebrochen und durch geschicktes Vorgehen die Russen zu einigen wichtigen Zugeständnissen gezwungen). Die Studenten und Schriftsteller in Budapest forderten das gleiche. Eine große Menge soll sich zum Gebäude von Radio Budapest bewegt haben. Die Polizei hat angeblich das Feuer eröffnet. Es sei zu regelrechten Straßenschlachten gekommen.

Abends mit Ulrich Frauenfelder die Lage besprochen. Er machte einen zerstreuten Eindruck, sagte, Kriege sind unvermeidbar. Der Mensch ist immer bloß ein Werkzeug des Ewigen. Ich widerspreche: Warum aber dann Zuchthäuser? Mörder sind auch Werkzeuge des Ewigen.

25. Oktober:

Aus Budapest wird gemeldet, der Kommunistenführer Gerö habe gestern russische Panzer eingesetzt. Gegen die Aufständischen. Gerö ist jetzt trotzdem erledigt. Einzelheiten sind nicht bekannt. Imre Nagy hat die Regierung übernommen. Ulrich Frauenfelder meint, wir müßten sofort jemanden nach Budapest verfrachten. Ich habe mit dem Fernsehen Fühlung genommen. Man wird einen Reporter mit Kameramann

schicken. Ulrich Frauenfelder sagt, das Fernsehen soll einen unserer Mitarbeiter verwenden. Damit wir auch sicher seien, daß die Berichte in unserem Sinn zuverlässig durchgegeben würden. Ich höre aus seinen Worten, daß er der Auffassung ist, es handle sich um einen Aufstand der Bürgerlichen gegen die Kommunisten. Ich mache ihn auf diesen Irrtum aufmerksam. Imre Nagy ist Kommunist, sage ich. Vielleicht kein Stalinist. Ulrich Frauenfelder wird wütend. Es komme ihm nicht darauf an, sagt er, wir hätten hier wieder ein Beispiel, wohin der Kommunismus führe. Beschluß: Das Eingreifen der Russen wird in unserem nächsten Pressedienst ausgeschlachtet.

27. Oktober:

Unser Mitarbeiter Raoul ist bereits heute mit einem Kameramann in Budapest eingetroffen. Bereits um 21 Uhr die erste Reportage. Rege mich auf. Frauenfelder kommen die Tränen. Er weiß aber genauso wie ich, daß Raoul mit einer emigrierten Ungarin verheiratet ist. Tochter eines Berufsoffiziers, eines ehemaligen ...

Die bürgerlichen Zeitungen publizieren unsere Berichte und Kommentare auf der ersten Seite. Die linken Blätter sind verlegen. Die Russen schießen auf Frauen und Kinder, heißt es. Imre Nagy verhandle mit den Russen, sie zum Rückzug zu bewegen.

28. Oktober:

Heute um zehn Uhr erschien ein junger Mann namens David Boller. Eigentlich wollte er zu Frauenfelder. Alice, Frauenfelders Sekretärin, führt ihn aber zu mir, sagt, bevor sie den Mann hereinbringt, Frauenfelder habe am Telefon erst so getan, als hätte er diesen Namen nie gehört. <Wie sieht er aus? Was für Kleidung trägt er? Wo wohnt er? Wo hat er gewohnt?> Dann plötzlich: <Nein, den will ich nicht sehen.> So Frauenfelder. Alice führte ihn dann zu mir. Auf den ersten Blick: Jüngling, dunkelhaarig, schmale Hüften, eins siebzig schätzungsweise, fast noch ein Knabe. Ich denke, ein Student, Sohn eines genialen, weltfremden Vaters, der sein Studium selbst verdienen muß; er kommt zu uns, weil er Geld braucht; wir versuchen immer, armen Studenten zu helfen, indem wir sie mit kleinen Berichterstattungen beauftragen, sie zum Beispiel zu Pressecocktails von Reisebüros und Fluggesellschaften schicken, die ihre Pläne für das nächste Halbjahr bekanntgeben.

«Vielleicht kann ich etwas für Sie tun?» sagte ich. «Das Fräulein hat mir soeben gesagt, sie seien Frauenfelders rechte Hand?»

Diese Frage belustigte mich, weil er sie mit tiefernstem Gesicht stellte. «Ja», sagte ich.

«Schon lange?»

«Ich bin siebenunddreißig. 1945 habe ich als freier Mitarbeiter bei der Demokratischen Presseagentur angefangen.»

«Was ist das für ein Institut?»

Ich überlegte einen Augenblick: Sollte ich ihn jetzt 'rausschmeißen? Nein, sagte ich mir, der ist verrückt, weiter nichts, und impertinent ... mal sehen, was dabei herauskommt, wenn ich tue, als nähme ich ihn ernst. Ich langte nach den «Satzungen der Demokratischen Presseagentur» und zitierte den Paragraphen, der unsere politische Wirksamkeit umschreibt:

«Wir vertreten die Liberalität, die Freiheit, die christlichen Grundwerte unserer Heimat! Erstens: Das Privateigentum wird garantiert und die freie Marktwirtschaft gewährleistet; deshalb gehört auch die Frucht meiner Arbeit mir und meinen Kindern. Zweitens: Jeder Bürger ist grundsätzlich selbst für sich verantwortlich; der Staat hat erst dann und dort einzugreifen, wo der einzelne nicht für sich allein der Aufgabe gewachsen ist. Drittens: Der Föderalismus soll bis in die kleinste Einheit hinunter – Gemeinde, Verein, Familie – erhalten bleiben. Wenn die Schweiz eine internationale Mission zu erfüllen hat, dann die, zu zeigen und zu beweisen, daß all das, was in der kleineren Einheit erledigt werden kann, nicht einer Zentrale überbürdet werden soll; denn nur dann bleibt das Verantwortungsbewußtsein des Bürgers auch für das Ganze wach. Viertens: Jeder Mensch ist frei, doch sind seiner Freiheit Grenzen gesetzt in der Freiheit seiner Mitmenschen; so artet sie nie zur Zügellosigkeit aus. Eine der vornehmsten Aufgaben ist, zu kämpfen für die Freiheit vom Staat, dieser von den Vätern erworbenen Freiheit würdig zu sein und sie den Kindern weitergeben zu können ...»

«Sie lesen das in einem Ton, als ob Sie selbst nicht ganz davon überzeugt wären», antwortete er.

(Spätere Anmerkung: Ich glaube, in diesem Augenblick geschah es: Nur weil David etwas ausgesprochen hatte, was schon all die Jahre an mir genagt hatte: Ich führte ein Doppelleben, und ich wußte, daß ich da aus eigener Kraft nicht mehr herauskäme. Ich glaube, in diesem

Augenblick geschah es, auch wenn ich mir dessen noch nicht bewußt war: David Boller-Fenigstein wird dir helfen können.)

«Was sind Sie von Beruf?» fragte ich den Besucher.

«Schriftsetzer. Ich habe bis vor einem Monat in der Handsetzerei Gebi Bodmer gearbeitet.»

«Und jetzt?»

«Jetzt bin ich auf der Suche.»

Und dann erzählte er mir, was ihm sein Großvater hinterlassen hatte.

«Sehen Sie», sagte ich zu ihm, «vielleicht verstehe ich Sie besser als irgend jemand. Außerdem, ich habe mehr Erfahrung als Sie. Wollen Sie, daß ich Ihnen helfe?»

Er nickte.

«Ich kann Ihnen aber nur helfen, wenn Sie mir vertrauen.»

«Ich will diejenigen, die meine Eltern getötet haben, zur Rechenschaft ziehen», sagte er.

«Die Nazi-Prozesse», antwortete ich, «finden nicht in der Schweiz statt, sondern in Deutschland. Sie müssen Realist sein. Sie müssen mit den gleichen Waffen kämpfen wie Ihre Feinde. Verstehen Sie mich?»

Er nickte.

«Arbeiten Sie für uns?»

Er wehrte ab.

«Wenn Sie in dieser Welt etwas ausrichten wollen, müssen Sie dafür sorgen, daß Sie möglichst nahe am Drücker sind. Denn wer am Drücker sitzt, kann als erster schießen. Mit Ihren Geschichten aus den dreißiger Jahren locken Sie keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Was gewesen ist, wollen die Leute nicht hören. Und was wissen Sie denn? Haben Sie Fakten, können Sie mir Namen nennen?»

Er nannte die Namen Frauenfelder, Walter und Wolf Bächtold, Rothmund, Altbundesrat von Steiger, Minister Frölicher, Globke. Da kam mir der Gedanke: «Den mußt du dir sichern.»

Er nahm, bevor er ging, meine Einladung zum Nachtessen an.

30. Oktober:

In Budapest ist es Imre Nagy gelungen, die Russen zum Rückzug zu bewegen. Das Volk stürmte die Hauptquartiere der Geheimpolizei. Imre Nagy hat über das Radio bekanntgegeben, er hoffe, die Entwicklung unter Kontrolle halten zu können.

Ulrich Frauenfelder erschien gegen Abend in meinem Zimmer und erkundigte sich, ob ich diesen David Boller empfangen hätte. «Ja», sagte ich. Er blickte mich unsicher durch seine randlose Brille an und sagte dann:

«Seien Sie vorsichtig, Robert.» Ich erklärte ihm, David sei einfach jung, möchte sich als Journalist versuchen, und ich hätte vor, ihm eine Chance zu geben.

«Ist das wahr?»

«Ja», erwiderte ich, «ich glaube, er ist begabt.»

«Und wie ist seine politische Einstellung?»

«Mein Gott», antwortete ich, «sein Großvater soll ein fanatischer Kommunist gewesen sein und durch seine Haltung viel Unglück über die Familie gebracht haben.»

«Das kann man wohl sagen», antwortete Frauenfelder und ging. Die Reaktion auf unsere Zeitungsartikel und -kommentare: Nicht genug, daß Dutzende von Genossen die «Partei der Arbeit» verlassen, sie schreiben uns auch noch Briefe, zum Beispiel: «... die Augen sind mir aufgegangen ...» oder «... die Russen haben meinen Gott entthront, meinen falschen Gott ...» Einige gehen so weit, daß sie uns Abschriften ihrer Austrittserklärungen schicken.

Abends, gerade als wir uns zu Tisch setzen wollten, rief Frauenfelder nochmals an. Er meinte, wir müßten prüfen, ob wir die gegenwärtige Lage nicht ausnützen könnten für eine etwas größere Aktion gegen unsere Kommunisten und Linksintellektuellen. Ich sagte, ich würde es mir durch den Kopf gehen lassen.

Jeanette hatte ich erst nach vier Uhr mitgeteilt, daß ich einen Gast zum Essen brächte. Sie hatte Frau Lohner schon am Vormittag eingeladen und konnte die Einladung nun nicht wieder rückgängig machen ...

31. Oktober:

Der gestrige Abend begann ungemütlich. Frau Lohner, die Besitzerin des Hauses, in welchem wir wohnen, erzählte uns, kaum daß ich mit David Boller angekommen war, ihre Geschichte. Leider hatte ich Jeanette am Telefon gesagt, um wen es sich bei David handle, und Jeanette hatte es Frau Lohner weitererzählt.

Jeanette war noch in der Küche beschäftigt, und ich setzte mich mit David ins Wohnzimmer. Wir tranken Pernod. Dann kam Frau Lohner. Minutenlang hatte sie unseren Gast angestarrt, als sie plötzlich sagte:

«Sie sind also Jude?»

David errötete, was mich wunderte. Aber er nickte.

«Mein Sohn», sagte Frau Lohner, «hatte große Ähnlichkeit mit Ihnen», was sie von jedem unserer Gäste behauptete, der zwischen siebzehn und siebenundzwanzig Jahre alt war. Ich lade ja oft festangestellte oder freie Mitarbeiter ein, und weil wir uns wirklich mit Frau Lohner abgeben, laden wir sie hie und da auch ein, wenn wir so junge, uns selbst noch unbekannte Gäste haben. Es ist wahr, manchmal lade ich sie auch nur ein, damit wir nachher etwas zu lachen haben. So weit sind wir schon. Frau Lohner trägt immer eine Handtasche bei sich und hat darum auch immer das Foto ihres Sohnes zur Hand. So holte sie auch gestern sofort sein Bild hervor und tatsächlich: Ihr Sohn ähnelte David Boller. Nun ihre Geschichte:

«Können Sie sich denken, daß so ein Junge in deutscher Uniform in den Vogesen stirbt? Ich glaube nicht, daß er gefallen ist, nein, das habe ich nie geglaubt, er will nur seinen Vater strafen, er hält sich versteckt, und er liest keine Zeitungen, das ist es, sonst wäre er schon längst zurück. Denn er hätte aus den Zeitungen erfahren, daß sein Vater tot ist, nicht wahr, Robert, ich habe Vaters Tod in der 'Frankfurter Allgemeinen', in der 'Welt', in der 'Süddeutschen' und in der 'Stuttgarter' bekanntgemacht. Aber ich will Sie nicht aufhalten, David, so heißen Sie doch, was für ein Zufall, er heißt auch David, und wenn er zurückkehrt, machen wir ein großes Fest.»

Was Robert Kaul nicht aufzeichnete

«Sie sind doch sicher sehr müde», sagte Robert Kaul zu Frau Lohner. Sie lächelte erst nur, dann lachte sie: «Robert! Ich und müde? Ja, einmal war ich müde. Nachdem ich wieder eine Nacht lang auf meinen Buben gewartet hatte. Irgendein Tag im April war das. Am nächsten Morgen: Ich hatte die Hausglocke nicht gehört, erinnern Sie sich, Robert? Es war Zufall. Ich öffnete die Tür, und wer stand da vor mir? Mein David! Nein. Es war Robert. David, habe ich geschrien. Aber es war Robert. Er hatte sich in der Hausnummer geirrt. Er war auf der Suche nach einem möblierten Zimmer gewesen. «Gott hat Sie mir geschickt», habe ich gesagt, später, und ich glaube, es ist wahr. Ein Dichter, Robert, er-

innern Sie sich? Ein guter Mensch, ein lieber Junge, und niemand hat seine Geschichten haben wollen, nur ich, und so hat er stundenlang an diesem Tisch gesessen, hat mir seine Geschichten vorgelesen, hat mir Geschichten erzählt, und ich, ich habe sie ihm abgekauft, erinnern Sie sich, Robert, wie ich gesagt habe, Ihre Geschichten gefallen mir, ich kaufe sie?»

«Geschichten?» David blickte Kaul an. Dieser schwieg.

«Interessante Geschichten», fuhr Frau Lohner fort. «Ich muß immer wieder an seine Geschichte von Kain und Abel denken. Da ist Abel ein allzu braver Junge, immer allen gehorsam, ja, ja, Mama, ja, ja, Papa, und dreimal am Tag betet er. Kain aber ist wild, hat wenig Ehrfurcht, nicht einmal vor Gott, geschweige denn vor seinen Eltern. Abel ist eifersüchtig auf Kain. Darum schleicht er ihm überallhin nach, beobachtet ihn und geht schließlich nach Haus, um ihn zu verpetzen. Dafür verdrischt Kain seinen Bruder Abel bei jeder Gelegenheit. Abel ist halt der schwächere, er unterliegt Kain, aber selbst das ärgert Kain ... Nun, David? ich will Sie nicht langweilen, die Geschichte endet so: Eines Tages, als Kain seinen Bruder wieder einmal prügelt, denkt er, heute soll er einen Denkkzettel haben, und so passiert es.»

Als auch David schwieg nach dieser Erzählung, fuhr Frau Lohner fort:

«Robert war nicht nur ein guter Geschichtenerzähler, er war auch ein geduldiger Zuhörer. Ja, er war der einzige, der mir zuhörte. Mein Mann hörte mir nie zu. Mein Mann war Deutscher, habe ich Ihnen das noch nicht gesagt? Ich muß ihn in Schutz nehmen. Er hat immer nur das Beste gewollt. Er hat sich aus dem Nichts heraufgearbeitet. Eines Tages war dieses Haus unser Haus. Am Ende ist er Direktor geworden. Für David und für mich. Und als er tot war, erst als er tot war, hatte ich ihn länger als drei Tage in meiner Nähe. Ich habe ihn nicht herausgegeben. Die wollten ihn schon nach zwei Stunden abholen. Mit so einem schwarzen Kastenwagen. Männer in Uniform. Und am nächsten Morgen kamen sie mit der Polizei. Aber ich verriegelte Türen und Fenster. Drei Tage lang. Sogar Ulrich hat angerufen. «Du mußt öffnen», hat er gesagt. «Ich öffne nicht», habe ich geantwortet. «Am Freitagnachmittag findet die Aussegnung statt, dann könnt Ihr ihn haben.» Und dann haben die gesagt, ich bin verrückt. Erinnern Sie sich, Robert? Ich wollte ihn einfach bei mir haben. Ich wollte mit ihm reden. Das habe ich auch Ulrich gesagt. «Sie ist

verrückt», sagten die anderen. Ich war nicht verrückt. Ich wußte schon, daß er mich nicht hören würde. Er konnte mir nicht mehr antworten ...

Ich will keinen Streit. Ich habe noch nie in meinem Leben gestritten. Auch mit meinem Mann nicht. Auch nicht, als er tot war. Als er tot war, wollte ich nur reden mit ihm. Ich mußte ihm sagen, daß ich es nicht erwartet hatte, daß ich glücklicher gewesen wäre, wenn er all das nicht getan hätte. Es war ein Mißverständnis gewesen. Verstehen Sie? Er hatte immer im Glauben gelebt, er sei es mir schuldig, meinetwegen müßte er all das tun, was er getan hat. Vielleicht hätte ich es ihm früher sagen sollen. Aber was hätte es geholfen? Er war immer fort. Und er haßte mich. Ja, ja, dieser Haß wurde immer größer. Ein Mißverständnis. Weil er im Glauben war, er sei's mir schuldig. Und dann bestrafte er mich dafür. Er schickte David in die Vogesen. Aber mein Gott, ich habe damals auch nicht das richtige Wort ausgesprochen. Bist ja ein Jud, hätte ich nur sagen müssen. Er wär' nicht gegangen. Er war ein Jud, wenn auch kein ganzer. Mein Mann wollte keiner sein. Weil er ausgesehen hat wie ein ... «ein Gesicht wie ein Römer, groß, stark, edel», sagten sie. So werden alle Deutschen einmal aussehen, haben sie ihm geschrieben. Und dabei war er Jud. Trotzdem hatte mein Mann gesagt, David, nein, Albert vielleicht oder Josef, aber ich hab' darauf bestanden: sein Name sei David.»

Und dann schwieg sie plötzlich. Und als Jeanette sie sanft am Arm nahm, um sie in ihr Schlafzimmer zu bringen, folgte sie ohne Widerstreben.

Als Jeanette Frau Lohner zu Bett gebracht hatte, sagte auch sie gute Nacht und ging schlafen. Kaul zog die Hausbar, ein Möbel aus Stahl und Chrom auf Rollen, zu seinem Sessel heran.

«Was mögen Sie, Pernod, Whisky, einen Schnaps?»

David war unschlüssig.

«Versuchen Sie's mit Pernod», sagte Kaul, und als David noch immer schwieg:

«Die alte Frau hat Ihnen Eindruck gemacht?»

«Ja», erwiderte David.

«Sie ist verrückt.»

«Aber es ist wahr, daß Sie durch einen Zufall in dieses Haus geraten sind?»

Kaul leerte sein Glas und füllte es nach.

«Ich hatte mich in der Hausnummer geirrt. 1945. Sechszwanzig Jahre war ich alt. Bekannte hatten mir den Tip gegeben, Keltenstraße 18 sei ein möbliertes Zimmer zu mieten. Ich läutete an der Tür, Keltenstraße 16, und die Tür ging auf, eine kleine Frau, in der rechten Hand eine lederne Einkaufstasche, stand vor mir, starrte mich an, streckte mir plötzlich die Arme entgegen und sank um. Als sie auf der Schwelle lag, bückte ich mich, hob sie auf und trug sie ins Haus, in die Wohnung. Die Tür war offen. Ich legte sie auf den Diwan, wartete, unschlüssig, ob ich einen Arzt rufen sollte. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, lächelte. Später erst erfuhr ich, daß sie mich für ihren Sohn gehalten hatte. Natürlich fragte ich mich zuweilen, was aus mir geworden wäre, wenn ich mich nicht in der Tür geirrt hätte, obgleich diese Fragerei sinnlos ist. Ich habe mich nun einmal in der Tür geirrt, und durch die gleiche Tür kam eines Tages auch Ulrich Frauenfelder, ein kleiner Mann, ein Männchen mit Bocksbart, randloser Brille, stieg die Treppen hoch, klopfte an meine Zimmertür.

«Schriftsteller sind Sie?»

«Ja.»

«Trägt Ihre Arbeit etwas ein?»

«Nicht viel.»

«Schriftsteller brauchen wir keine, auch Künstler brauchen wir nicht.»

«Nein?»

«Was schreiben Sie? Sie zweifeln die Grundwerte unserer Gemeinschaft, unserer Demokratie an. Das kann jeder ... Wovon leben Sie?»

«Was geht das Sie an?»

«Nicht so laut, junger Mann.»

«Was geht das Sie an?»

«Auch die Polizei könnte sich um Ihre Einkommensverhältnisse kümmern.»

«Das ist meine Sache.»

«Nicht mehr, wenn Sie beispielsweise als Zuhälter oder Heiratschwindler ihr Geld verdienen.»

«Überlegen Sie sich, was Sie sagen!»

«Seit sechs Monaten bezahlen Sie die Miete nicht mehr. Im übrigen dürften Sie von Frau Lohner an die tausend Franken erschwindelt haben.»

«Ich fange an zu verstehn. Aber was geht das Sie an? Frau Lohner ...»

«Sie wissen ganz genau, daß diese Frau geisteskrank ist.»

«Was Sie nicht sagen.»

«Geisteskrank. Das wissen Sie genau.»

«Und wer sind Sie?»

«Frauenfelder, von den Behörden zum Beistand ernannt. Setzen Sie sich, wir wollen den Fall in Ruhe besprechen ...»

«Ich verstehe», sagte David.

«Was verstehen Sie?» fragte Kaul beinahe feindselig.

«Alles», antwortete David. «Sie haben sich von Frau Lohner unterstützen lassen, und als Ulrich Frauenfelder dahinterkam ... er hat sie doch einfach erpreßt. Und Sie haben sich erpressen lassen. Warum, Herr Kaul?»

«Ihre Naivität möchte ich haben», erwiderte Kaul, «aber lassen wir das. Jetzt ist es nicht mehr auszumachen, ob Frauenfelder wirklich zur Polizei gegangen wäre, mich angezeigt hätte.»

«Das meine ich ja. Sie hatten Angst.»

«Warten wir ab, wie Sie sich durchschlagen werden.»

«Konnten Sie denn nicht bei Ihren Eltern wohnen?»

Diese Frage gefiel Kaul schon besser. Er streckte die Beine von sich und versank beinahe in seinem großen schweren Ohrenfauteuil.

«Meine Eltern? Also die Mutter war schon tot. Und der Vater? Wenn Sie meinen Vater gehabt hätten! Ein angesehenener Mann, Inhaber eines Ladengeschäftes an der Zähringerstraße. Und Ende 44, als die Gerichtsvollzieher kamen und den Laden und das Haus einfach beschlagnahmten, die Türen amtlich versiegelten, saß er in der «Wetterwarte», einige Häuser nur entfernt, vor sich auf dem Tisch Apfelwein, und wer hören wollte, der hörte, daß er eben damit beschäftigt sei, sein Sortiment zu erweitern, Lederwaren, Reitzubehör, Sattel- und Zaumzeug auch in Mexiko, in Texas eingekauft habe, für eine glatte halbe Million, einen Freund habe er in Texas, der besitze ein Warenhaus, das größte in Texas, nicht bloß Sattelzeug führe der, Wallache, Hengste, Ponys im Parterre, mehr noch, eine Art Sklavenhandel treibe er, lebende Cowboys führe er auch ... Man muß mit der Zeit gehen, aber dieser verdammte Krieg hat alles vermässelt. Wer kann sich ausgesuchte Lederwaren leisten, schweinslederne Koffer, Damenhandtaschen aus Krokodil? Kein Mensch kann sich das leisten. Also nimmt er dann und wann so einen Koffer, der im Laden mit Fr. 85.- ausgezeichnet ist, und tauscht

ihn in der ‹Wetterwarte› gegen ein paar Flaschen ‹Moulin à vent› ein. Kehren wir zum handfesten Tauschgeschäft zurück! Das Unternehmen mag's leiden, das Haus verträgt noch einige Hypotheken, 39 war's ja schon beinahe frei von fremden Geldern, und meine Schwester, die Krankenschwester, sie betet, wenn sie einmal in der Woche zu Hause erscheint: Unerforschlich sind Gottes Wege, er hat Papa mit Blindheit geschlagen, selig sind die Beladenen! Aber niemand greift ein, niemand stellt meinem alten Herrn das Bein, und wenn es ihm paßt, schließt er die Ladentür schon kurz nach neun, es kommt ohnehin niemand, die Reitsättel, die Kandare, das Zaumzeug aus teurem Leder verschimmelt, also besser, man trägt es in die ‹Wetterwarte›, da sind auch die Zuhörer, die nicken und bewundern dich! Bald halten Mexiko, Texas an der Zähringerstraße Einzug. Und im Sommer 45, da hat man die Mutter schon beerdigt, und die liebe Schwester schließt ihren mit Blindheit geschlagenen Vater ins Gebet ein, bezahlt die Miete für das möblierte Mansardenzimmer im Hause, das einmal Besitz der Kauls gewesen ist, aber Lilly von der ‹Wetterwarte› vertraut ihre Sorgen lieber dem einzigen Sohn an, sie kannte ihn schon als Kind, ach, war Robertchen ein fröhliches Kerlchen, später ein toller Lausbub, nie frech, nur übermütig, ja, Herr Kaul hatte seine Kinder erzogen, und jetzt:

‹Er tut mir ja so leid, dein Papa, ein fürchterliches Schicksal, aber der Krieg, der hat alles zunichte gemacht, ein blühendes Unternehmen zerstört, und das in Zürich ... Er weiß gar nicht, daß es sein Geschäft nicht mehr gibt, noch immer erzählt er von Umsatz, von Ertrag, die Bilanz sei zufriedenstellend, den Bankkredit habe er nicht ausschöpfen müssen ...›

‹Und? Wie hoch ist seine Rechnung?›

‹Er ist ja so bescheiden›, sagt Lilly, ‹immer nur der Apfelwein, und doch läppert sich das so zusammen› – und ich hab's auch nicht, habe nur Hörspiele in der Schublade, mit Bedauern schickt Radio Zürich sie zurück und ein Gesuch an die Pro Helvetia, eine Million Bundesgelder verteilt sie jährlich, hat man mir gesagt ... Die Pro Helvetia antwortet, auch Sie kommen mal an die Reihe! Wann? Also anderweitig Geld verdienen, fragt sich bloß, womit. Bei Teppich-Vidal im Ausverkauf, einmal jährlich, Schirwan, Täbris, Afghan stapeln, den Ausverkauf-Kunden vor die Füße legen, ‹ein schöner Teppich, aber er paßt nicht zu unseren Vorhängen, und was meinst du, Hans?› Drei

Wochen Ausverkauf, und dann? Kein Beruf! Man hat die Schulen besucht, das ‹Gimmer›, aber die Geschäfte gingen zu schlecht, ich nehme dich zu mir, sagt der alte Herr 1943 großzügig, und wie er rudert im Süßwasser seiner Pläne: ‹Mein Sohn, mein Sohn, es werden kommen die sieben fetten Jahre ...› Wohlan denn, es steht geschrieben. Aber was kann der Sohn ausrichten gegen seinen eleganten Papa, noch immer trägt er Maßkleider, seidene Unterwäsche, die freilich Mama jetzt näht, aber den English Taylor am Weinplatz läßt man nicht darben, das Lager in den Hinterräumen ist noch groß, kehren wir zurück zum handfesten Tauschgeschäft, der English Taylor ist Herrenreiter, zu tauschen gibt es also genug ... ‹Mein Sohn, wir erweitern das Sortiment!› Die Kauls! Ja, Urgroßvater besaß noch die Gerberei, draußen im Seefeld, man habe sie aufgeben müssen, der Gestank der gärenden Lohen und ringsum Wohnblöcke, wirklich eine Zumutung ... 39, sagte man, sei der Handelswert der Liegenschaft Zähringerstraße noch über eine Million gewesen. Wohin hat sich die Million verflüchtigt? ‹Es ist nur eine Frage der Liquidität›, setzt der alte Herr meiner Mutter auseinander und übersieht, daß die Lippen der armen Frau in Bewegung sind: Sie betet, betet ohne Unterlaß, aber der liebe Gott greift erst ein, wenn es wirklich zu spät ist, oder der liebe Gott, auch so kann es gesagt werden, greift radikal ein, schickt die Gerichtsvollzieher, und der Sohn vernimmt, sein Herr Vater habe noch Glück im Unglück: Die Gläubiger verzichten auf eine Klage wegen leichtsinnigen Konkurses ... aber mit der Zunft sei es nun vorbei, das schon, wer zu weit geht, geht zu weit ... ‹Wenn ich Zunftmeister bin›, sagt der alte Herr 44. Und Mitleid, das bis ins Knochenmark hinein brennt, umgibt ihn. Auch der Sohn bringt keinen Fluch über die Lippen, er erwägt den Fluch bloß, und schon das bringt ihm nachts Alpträume ein, er erwacht in der Finsternis mondloser Nächte, weil sich die Tür öffnet, und da sieht er den alten Herrn: Ich bin dein Vater, und alle meine Liebe habe ich dir gegeben. Und daran ist rein gar nichts zu rütteln: Er ist der beste Vater gewesen: Ein Narr, ein Geschichtenerzähler, die ganze Welt und noch viel mehr hat er gesehen, und der Sohn auf seinen Knien: Reite, reite durch die Welt! ‹Wenn es so ist›, sagte Ulrich Frauenfelder, und er stand auf, ging auf den Sohn zu, legte diesem Sohn die Hand, die Kinderhand aufs Haar und sagte:

‹Ehre Vater und Mutter ... Ich will Ihnen helfen, eine menschenwür-

dige Existenz aufzubauen, und wir werden auch für Ihren Herrn Vater eine Lösung finden.»

48, auf dem Sterbelager, im Krankenbett der Privatabteilung Professor Simmerings, nach einer Magenoperation, von Frauenfelder bezahlt, da besuchte der gute Sohn seinen guten Vater:

«Mein Sohn, greif' nicht nach den Sternen auf diesem Erdball, vergiß nicht, daß die Parallelen sich erst im Unendlichen treffen, der archimedische Punkt deines Lebens und deines Liebens befindet sich im Jenseits; in der Ewigkeit erst darfst, kannst du die Welt aus ihren Angeln heben ...»

Er komme davon, sagte Simmering, den die Universitätsklinik aus Schweden geholt hatte, eine Kapazität, und er übersah, daß dieser Herr Vater keine Lust mehr hatte, das weißgetünchte Zimmer mit Balkon, das Chrombett, die Rückwand ausgestattet wie das Armaturenbrett eines Jet, zu verlassen. Verschmitzt lächelnd und so langsam sterbend lag der Herr Vater da, im eigenen Hemd aus Seidenpopeline. Nein, er hatte ganz und gar keine Lust, davonzukommen, wegzukommen aus dem hellen Zimmer: die wispernden Kronen der Platanen vor dem Fenster oder hinter den Lamellenstores, nachts der Mond, dem er seine Geschichten erzählte, oder der Nachtschwester, die stundenlang auf dem Rand seines Bettes saß, lauschend dem wilden Edel-Raubritter, der die ganze Welt und noch mehr gesehen, einen Sohn gezeugt hatte, dessen Stücke in Berlin, Paris, London gespielt wurden. Nein, keine Beruhigungstabletten, die Nacht ist zu groß, um sie verschlafen zu dürfen ... Zwölf Wochen hast du durchgehalten. Simmering: «Aufgrund aller ärztlichen Erfahrungen muß er davonkommen.» In der dreizehnten Woche unter vier Augen: «Lieber Herr Kaul, hat es einen Sinn, daß ich's verschweige? Es handelt sich da um einen unerhörten Fall von Suizid.» Er sagte Adieu, immer leiser werdend, verschmitzt lächelnd, glücklich ...

Danket dem Herrn!

Auch Nachtschwester Ruth trauerte, ordnete die kleinen und großen Geschenke, die er ihr gemacht hatte, der liebenswürdige, so angesehene Herr Kaul ...»

«Ich begreife», sagte David.

Kaul überhörte diese Zustimmung. Er war schon betrunken.

«Was ändert's? Wäre mein Leben anders verlaufen?» fuhr er fort, ««Haben Sie noch weitere Schulden?» hatte das kleine bocksbärtige

Männchen mit der randlosen Brille gefragt. Ich saß ihm gegenüber in seinem dämmerigen Büro an der Münstergasse, das Samstagabend-Siebenuhrgeläute des Großmünsters, des Peters, des Fraumünsters in den Ohren, «Heiligt den Sonntag ...». «Ihre persönlichen Verhältnisse müssen klar sein, geordnet. Ihre Begabung ist unbestritten, das haben mir auch die Leute von Radio Zürich gesagt, bloß, dieser Kaul geht ein unter seinen Komplexen. Das Leben ist schön, Robert Kaul! Aber man muß sich positiv dazu einstellen. Man muß wissen, wo man steht. Was zahlt Ihnen das lausige 'Volksrecht' für Ihre Kurzgeschichten?»

Nach Mitternacht fuhr er mich nach Haus mit seiner Fiat-Maus, fuhr wie ein Fahrschüler, und vor der Tür, seine rechte Hand auf meinem Oberschenkel:

«Ich danke Ihnen für diesen Abend, Robert, wollen wir morgen über Land fahren, nach Ellikon, Fisch essen, zum Beispiel?»

Fisch essen in Ellikon! Wollen wir, David? Wir fahren morgen hinaus, an den Rhein. Der Teufel hole das Büro. Und den Ulrich ...»

Jeanette kam herein im Morgenrock:

«Robert, es ist Mitternacht vorbei. Morgen um acht hast du eine Sitzung.»

«Der Teufel ...»

«Entschuldigen Sie, Herr Boller, aber ich muß ...»

David war schon aufgestanden. Er gab Jeanette und Kaul die Hand und ging.

Aus Robert Kauls Aufzeichnungen

4. November:

Es ist Sonntag. Aus Budapest kam die Meldung, daß die Russen seit fünf Uhr morgens schießen. Um fünf Uhr zwanzig meldete sich der Budapester Sender:

«Hier spricht Ministerpräsident Imre Nagy. Sowjetische Truppen haben in der Morgendämmerung den Angriff auf unsere Hauptstadt begonnen mit der klaren Absicht, die gesetzmäßige demokratische Regierung der Ungarischen Volksrepublik zu stürzen. Unsere Truppen stehen im Kampf. Die Regierung ist auf ihrem Posten. Ich bringe diese Tatsache der ganzen Welt zur Kenntnis.»

Um fünf Uhr sechsfünfzig meldete sich der Sender mit der Aufforderung:

«Imre Nagy, Ministerpräsident der Nationalregierung, bittet Verteidigungsminister Pal Maleter, Generalstabschef Istvan Kovacs und die anderen Parlamentäre, die gestern abend um 22 Uhr das Hauptquartier der sowjetischen Armee aufsuchten und noch nicht zurückgekehrt sind, sofort auf ihre Posten zu gehen.»

Die Unterhändler kehrten nicht zurück. Die Sowjets hatten sie verhaftet. Die Ungarn kämpften weiter. Nagy und seine Anhänger riefen den Westen um Hilfe an.

«Achtung, hier ist ein Aufruf des Ungarischen Schriftstellerverbandes. Wir bitten euch alle um Hilfe und Unterstützung. Es bleibt nur noch wenig Zeit. Ihr kennt die Tatsachen, wir brauchen euch keinen weiteren Bericht zu geben! Helft Ungarn! Helft den ungarischen Schriftstellern! Helft! Helft! Helft!»

Der Westen kann nicht helfen. Der Westen ist durch das Suez-Abenteuer gelähmt, ohne moralische Überzeugungskraft. Der Westen kann nicht helfen. Der Westen will nicht helfen. Eine Intervention Amerikas würde wahrscheinlich zum dritten Weltkrieg führen.

Ulrich Frauenfelder bringt mir den Entwurf zu einem Leitartikel, den wir mit unserem nächsten Pressedienst versenden wollen:

«Wir müssen die Leute, die sich heute noch durch Taten oder Worte zum Kommunismus bekennen, die offen oder versteckt für die kommunistischen Ziele arbeiten oder dieser Arbeit Vorschub leisten, vollständig, also auch im Privatleben, isolieren ...»

«Es ist ein Gebot der Stunde, daß wir die Namen der Betreffenden offen aussprechen. Unserer Bevölkerung deren Wohnadressen bekanntgeben ...» Und so weiter. «Aber», sagt er, ehe er mein Zimmer verläßt, «was tun wir, wenn sie die Partei einfach auflösen? Oder wenn sogar Alois Hauser dem Kommunismus den Rücken kehrt?»

5. November:

David Boller erscheint gegen Abend in meinem Büro. Die Lippen aufgequollen, auf der rechten Halsseite blutunterlaufene Stellen. Zusammenstoß mit der Polizei ...

David und die Endlösung

Es kann ein Volk aufstehen und zu einem anderen Volk sagen: «Wir werden euch ausrotten!» Und wenn ich heute jemanden frage, einen, der bewußt gehört hat, was damals gesagt worden ist, so zuckt er die Schultern: «Nichts zu machen.»

Nichts zu machen?

David trat vor den Spiegel:

Wer war mein Vater, wer war meine Mutter, warum haben sie mir das angetan? Wie haben sie gelebt, wie sind sie gestorben?

Das also ist einer von denen, die sie damals an der Grenze zurückgeschickt haben in die Gaskammern. Kein Zöllner und kein Leutnant und kein Soldat hätte den Vier- oder Fünf- oder Sechsjährigen gesehen, gehört, sein Weinen, sein Wimmern ...

Nun hatte aber dieser David die Schulen in Zürich besucht. Und er hatte das Hohelied von der tapferen, menschlichen, christlichen Schweiz gehört, auswendig gelernt und mitgesungen. Er hatte mitanhören dürfen, wie sie nach dem Kriege einander erzählten: Achthundert Tage an der Grenze gewacht, tausend Tage, zweitausend Tage, eingestanden für die Freiheit, bereit, zu sterben ...

Hatte er nicht in der Unterweisung gehört:

«Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan?»

Seine Fragen gab er weiter an alle, die ihm über den Weg kamen: Bächtold, Frauenfelder, Kaul, Jeanette Kaul, an die Zimmervermieterin, an die Verkäuferin im Gemüseladen, an den Buchhandelsgehilfen in der Buchhandlung Kellerhals ... «Im Namen des Allmächtigen hättet Ihr die Grenzen öffnen müssen, und hättet Ihr sie geöffnet, hätten alle sie geöffnet, und ...» Und so wurde auch er stumm, stumm wie er als Vierzehnjähriger gewesen war, als er versuchte, sich die Unendlichkeit des Weltalls vorzustellen, den Anfang der Welt oder deren Ende.

Zuweilen schüttelte Fieber seinen Körper, die Grippe geht um, erklärte Kaul und staunte nicht darüber, daß ein und derselbe Mensch viermal innerhalb von zwei Wochen am Fieber erkranken kann. Wenn Fieber ihn schüttelte, schloß er die Tür seines Mansardenzimmers, warf sich aufs Bett und las und las und las. Und keiner war da, der ihm hätte helfen können. Alle lebten weiter, wollten weiterleben,

sagten, sie müßten weiterleben. «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern ...» Er las die Geschichte vom Aufstand des Warschauer Gettos nicht einmal, er las sie zehnmal, und er las die Memoiren des Auschwitzkommandanten Rudolf Höß nicht einmal, er las sie fünfzehnmal, aber was half ihm das? Er wußte, wie es um ihn stand, und er suchte Hilfe. Als er aber keine Hilfe fand, half er sich selbst. Er setzte sich an den Tisch und hielt mit schwarzem Filzstift Zitate aus den Memoiren des Auschwitzkommandanten fest. Er schrieb die Zitate in großen Lettern auf weißes Papier, er klebte die viel zu kleinen Papiere mit Klebestreifen aneinander, fügte sie so zu Plakaten zusammen, und er wechselte die Farbe der Filzstifte, einmal schrieb er mit einem roten, dann mit einem blauen, dann mit einem gelben Filzstift, auch mit einem grünen schrieb er, und als er drei oder vier Plakate vollgeschrieben hatte, klebte er sie an die Wände seines Zimmers und betrachtete sein Werk. Und die Plakate verwandelten sich vor seinen Augen in Bilder, «Guernica» von Picasso, gemalt im Aufbruch des Schmerzes, als die Deutschen Guernica aus der Luft zerstört hatten, die Häuser, die Straßen, die Kirchen, Kinder, Frauen, Greise getötet hatten ... Guernica, das heute berühmt ist, kostbar berühmt als kostbar berühmtes Werk des berühmten Malers Pablo Picasso. Guernica ist vergessen. Ausgelöscht aus der Luft. Im Bewußtsein nur noch ein Kunstwerk. «Vielleicht lesen wir in zehn Jahren die Memoiren des Auschwitzkommandanten auch wie ein Stück gelungener Prosa, Literatur», sagt sich David und liest laut:

«Durch das Beobachtungsfenster in der Tür konnte man sehen, daß die dem Einwurfschacht am nächsten Stehenden sofort tot umfielen. Man kann sagen, daß ungefähr ein Drittel sofort tot war. Die anderen fingen an zu taumeln, zu schreien und nach Luft zu ringen. Das Schreien ging aber bald in ein Röcheln über, und in wenigen Minuten lagen alle. Nach spätestens zwanzig Minuten regte sich keiner mehr.»

«Ohne Erbarmen, eiskalt mußten wir so schnell wie möglich die Vernichtung betreiben.»

«Eine junge Frau fiel mir auf. Sie hatte bei der Aussortierung zwei kleine Kinder bei sich. Sie beruhigte die Kinder. Mit den letzten ging sie in den Bunker. Im Türrahmen blieb sie stehen und sagte: «Ich habe von Anfang an gewußt, daß wir nach Auschwitz zur Vergasung kommen. Lebt wohl.»»

«Machte sich Unruhe bemerkbar, so wurden die Unruheverbreiter unauffällig hinter das Haus geführt und dort mit dem Kleinkaliberge-
wehrt getötet, das war von den anderen nicht zu vernehmen ...»

Die Lettern, die Schriftzüge verwandelten sich wieder in Bilder, in
Gesichter, und er erkannte das Gesicht seiner Mutter und das Gesicht
seines Vaters, und er sah sein eigenes Gesicht und die Gesichter desjeni-
gen, der geschrieben hatte, ohne Erbarmen, eiskalt müssen wir handeln,
und die Kinder gingen spielend und sich gegenseitig neckend in die
Kammern. Er konnte sich nicht losreißen, wartete, starrte, wartete, bis
die Gesichter anfangen zu reden, ihn anredeten: Marianne Fenigstein,
Reuven Fenigstein, David Fenigstein ...

Er wollte fort. Im Treppenhaus hielt er noch einmal an, kehrte ins
Zimmer zurück und steckte den Revolver in die Tasche. Sein Blick fiel
wieder auf die Plakate, aber er sah nichts mehr, fühlte nichts mehr, war
ruhig und dachte, ich werde ihn aus dem Schlaf klingeln, er wird mir
öffnen, und ich werde mit ihm hinter das Haus gehen, das werden die
anderen nicht vernehmen. Und er dachte, ich kann irgendeinen aus dem
Schlaf klingeln, mit irgendeinem hinter das Haus gehen, besser, der Jud
kennt seinen Mörder so wenig wie der Mörder seinen Jud gekannt hat.
Und in der Zeitung wird stehen: Ein Jud geht um.

Er lief wohl eine Stunde lang durch die Straßen wie einer, der gesund
ist, aber den Schlaf nicht mehr finden kann, und er blieb vor mancher
Haustür stehen, überlegte, welchen Klingelknopf er drücken sollte,
aber er zog die Hand immer wieder zurück, vielleicht wollte er auf ein-
en Engel warten. Ob der barmherzige Gott ihm einen Engel schicken
würde: «Und ich verkündige Dir, dies ist die Tür?» Und am Morgen,
wenn der Tag graute, würden sie Weh schreien, und vier Tage später
würde der Pfarrer sagen: «Gott hat ihn zu sich genommen.» Und so
setzte er sich am Ufer der Sihl in der Nähe des Hauptbahnhofes auf eine
Bank, den Engel zu erwarten. Und es kam ein Engel mit dem Schlaf. Er
erwachte, weil er gestoßen wurde. Und als er die Augen öffnete, sah er
Uniformen. Er schrie: «Ich geh nicht ins Gas!» duckte sich rasch und
rannte um sein Leben.

Die Polizisten setzten ihm nach. Er aber war erschöpft, und so hol-
ten sie ihn bald ein. Doch als sie ihn faßten, wehrte er sich, so daß sie
fester zupackten. Sie untersuchten ihn: er hatte den Revolver bei sich.
Er konnte sich nicht erinnern, wann er die Waffe eingesteckt hatte.

«Was bist du denn für einer?» fragten die Polizisten, und er antwortete:

«Ich bin David Fenigstein.»

«So», sagten die Polizisten, «und wo sind deine Ausweispapiere?»

Aber er hatte keine Papiere bei sich. Er konnte sich nicht ausweisen. Sie nahmen ihn mit auf die Hauptwache. Sie hätten ihn natürlich auch mitgenommen, weil er einen Revolver bei sich trug.

Er ließ sich abführen. Sie fragten ihn, was er treibe, warum er habe fliehen wollen, wozu er die Waffe mit sich führe und so weiter, aber er war gar nicht fähig, eine Antwort zu geben.

Im Erdgeschoß der Hauptwache, wo in der Säulenhalle hinter einer hölzernen Abschrankung Schreibtische der Kriminalpolizei stehen, setzten sie ihn auf einen Stuhl. Der eine sagte zum anderen:

«Sieh mal nach, was wir da gekriegt haben. Fenigstein.»

Und zu ihm:

«Bist du gemeldet? Wo wohnst du?»

«Moussonstraße», sagte er.

Der eine ging. Der andere blieb, er sagte:

«Heraus mit der Sprache. Was ist los mit dir?»

David brachte kein Wort über die Lippen.

«Wieviel verlangst du für ein Wort? Ich geh nachschauen, ob wir genügend Kleingeld in der Kasse haben. Damit wir dir jedes Wort einzeln abkaufen können.»

Er verstand nicht.

«Paß mal auf. Jetzt sagst du deinem Papa schön, was los ist.»

«Ich bin Jud», sagte er.

«Das mußt du mir nicht sagen.»

David hörte diese Worte, sprang auf und wollte davonrennen. Der Polizist griff zu, und dann kamen die Schläge. Ins Gesicht. Und sogleich blutete er. Der Polizist keuchte.

«Du Saujud», sagte der Polizist.

Da kam der zweite Polizist zurück und sagte:

«Es gibt keinen Fenigstein an der Moussonstraße.»

«Ach, so einer ist das», sagte der erste, jünger als der zweite, und hatte große Lust, noch mehr zu schlagen.

«Wir schließen ihn ein», sagte aber der andere, «morgen ist auch ein Tag. In einer halben Stunde ist sowieso Schluß.»

Der jüngere, der schlagende Polizist, brachte David in die Zelle. Auf dem Weg schlug er noch einige Male zu. David taumelte in die Zelle und schlief ein. Oder wurde bewußtlos.

Um neun Uhr morgens wurde er geweckt. Ein älterer Herr in Zivil stand unter der Tür und sagte freundlich: «Bitte, folgen Sie mir.»

Sie verließen den Zellenbau. Am Ende der Säulenhalle sind kleine Zimmer. Dort hinein gingen die beiden.

«Nehmen Sie Platz», sagte der Herr in Zivil, «und erzählen Sie mir, was gestern geschehen ist.»

«Man hat mich geschlagen», sagte David.

«Wir werden den Fall klären. Bei uns wird nicht geschlagen.»

«Sie werden immer wieder schlagen», sagte David.

«Hatten Sie vergangene Nacht getrunken?» fragte der ältere Herr in Zivil, ein Detektiv, «und was ist mit dem Revolver? Haben Sie einen Waffenschein, und wenn ja, warum hatten Sie die Waffe bei sich?»

David stand auf. Er wich zurück, bis er mit dem Rücken an die Wand stieß.

«Ich bin doch der, der Tausende von Juden an der Grenze abgewiesen hat. 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943; 1944 kamen keine mehr, da waren alle schon vergast, und wir atmeten auf. Aber jetzt kommen sie von Bergen-Belsen, von Auschwitz und von Dachau, denn es war ein Irrtum, sie lassen sich nicht ausrotten, die Juden. Jetzt kommen sie und fordern Rechenschaft von mir. Und da muß ich mich wehren können. Darum der Revolver ...»

Der Detektiv hörte ruhig zu.

«Wir werden miteinander zum Arzt gehen. Kommen Sie.»

Jetzt aber sagte David:

«Rufen Sie bitte meinen Rechtsanwalt an. Doktor Bächtold, Bahnhofstraße 104.»

Nach zwanzig Minuten erschien Bächtold.

Später sagte er:

«Er ist geschlagen worden, weil er wollte, daß er geschlagen würde, weil er auf diese Weise seinen Eltern näher kommen würde, weil er erfahren wollte, wie unumstößlich die Wahrheit ist, daß Menschen Menschen schlagen, mißhandeln und – töten. Und weil er ein Jude sein wollte, der geschlagen wird und mißhandelt und getötet, weil er ein Jude ist.»

Aus der Hinterlassenschaft

Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 251:

«Eine am 19. September 1942 erfolgte Rückstellung des Juden H., der einige Tage zuvor illegal in die Schweiz eingereist war, über die französische Grenze, weil er sich geweigert hatte, am Sabbat eine Unterschrift abzugeben, und Einweisung in eine Pension verlangt. H. behauptet, er sei mit Ohrfeigen und Fußtritten traktiert worden.

Rückstellung einer fünfköpfigen Familie am 29. Oktober 1943, nachdem diese sich bereits zwei Tage in der Schweiz aufgehalten hatte.

Verschiedene andere nachträgliche Rückstellungen zunächst zugelassener Flüchtlinge.

Herzlose und zum Teil brutale Behandlung von Flüchtlingen in Lagern.

Antisemitische Äußerungen eines Lagerleiters, von Polizeifunktionären und Soldaten.

Bedrohung von Flüchtlingskindern durch einen Lagerleiter mit der Reitpeitsche.

Mangelhafte hygienische Einrichtungen in Lagern, ungenügende Ernährung und Verweigerung der Versetzung kranker Lagerinsassen in ein Spital.

Mißhandlung eines Schweizer Juden, der in Genf zugunsten verwandter Flüchtlinge intervenieren wollte. (Die Täter wurden einige Jahre später wegen dieses Vorfalles sowie wegen Diebstählen zum Nachteil von Flüchtlingen und unwahren Angaben militärgerichtlich bestraft und aus der Armee ausgeschlossen.) Entzug der Bewilligung zu Lagerbesuchen gegenüber dem Berichterstatter.»

Die Gebrüder Bächtold

Und dann wollen sie alles wieder gutmachen. Sie sagen: «Wir haben ehrliche Gefühle für Sie, Herr Boller. Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Wir können nur eines: Vergeben und vergessen. Gott vergib mir meine Schulden, wie auch ich vergeben will ...» Und dann laden sie ihn ein zum großen Mittagessen, zum noch größeren Abendessen, laden andere Freunde dazu, und beim Mantelablegen flüstern sie: «Ja, das ist ein echter Jude, dessen Eltern ... Entsetzlich.

Und daß du mir heute abend, nach dem dritten Whisky, nicht anfängst, Judenwitze zu erzählen.»

Und dann versuchen sie, wirklich alles zu erfahren, und gehen mit sich ins Gericht und fragen sich ernstlich:

«Was hast du getan? Was hast du nicht getan?» Und im Gespräch, wenn sie in den Fauteuils liegen, Kerzen auf dem Tische, rosa Licht unter dem Brokatschirm, im Kamin verglühende Holzscheite, berichten sie von ihrer Suche, erzählen sie, wie sie sich anstrengen, die Wahrheit zu finden, immer heiter, weil in dem Bewußtsein, am Ende stellt sich sowieso heraus, daß wir es nicht gewesen sind, und wir sind es ja wirklich nicht gewesen, wir waren nur darauf bedacht, unsere Freiheit nicht zu verlieren. Wenn aber einer fragt: «Welche Freiheit?», so sind sie konsterniert, natürlich meinen sie die Freiheit, ungeschoren am eigenen Wohlstand zu bauen, das war doch schließlich schon immer so: «Die einen haben's und die anderen haben's nicht!» Und wird die Frage zum zweitenmal gestellt, nehmen sie Zuflucht zum lieben Gott, schließlich heißt es schon im Bundesbrief: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen.» Es bleibt die Frage, die keiner beantworten kann: «Haben sich die Männer, die diesen Bundesbrief aufsetzten, auch etwas dabei gedacht?» Im Namen Gottes, des Allmächtigen ...

Bächtold zum Beispiel sagt alle Termine ab. Er verläßt sein Arbeitszimmer, es kümmert ihn nicht einmal, daß für fünfzehn Uhr eine Besprechung vereinbart ist. Das ist jetzt alles unwichtig, solange man nämlich nur Zahlen gelesen hat, so und so viele Millionen vergast, verschleppt, getötet, solange man nur gelesen hat, die Schweiz hätte bereits zu Beginn der Verfolgungen hunderttausend Juden aufnehmen können, solange fühlt man sich nicht persönlich belangt. Es waren eben schwierige Zeiten. Aber jetzt hat man so einen vor sich, dessen Eltern ... und die Mutter dazu noch schweizerischer Abstammung. Nur eines steht jetzt schon fest: Der alte Boller trägt die Hauptschuld. Wäre er bloß nicht Kommunist gewesen. Denn für Kommunisten, begreiflich, gibt es kein Pardon. Und:

«So etwas wiederholt sich nicht, dafür», sagt Bächtold, sagen alle, «werden wir sorgen.»

Und es vergeht kein Jahr, da hat es sich wiederholt, es krächte der Hahn kein drittes Mal, und sie verraten ihre Menschlichkeit und ihre Würde schon wieder ...

«Meine Aufgabe ist jetzt, für diesen jungen Mann da zu sein, ihm zu helfen – wo ich kann», sagt Bächtold, und auch heute hat er Zeit für David.

Und David sitzt ihm jetzt gegenüber, es ist elf Uhr vormittags, und erzählt ihm seinen Traum. Bächtold hört zu, nickt zuweilen, sagt zum Schluß nur:

«Schön wär's, wenn sich's hätte machen lassen.»

«Sie wollen sagen, es wäre unter keinen Umständen möglich gewesen?»

«Ich kann darauf nicht antworten. Sie wissen doch auch, daß es anders gewesen ist.»

«Ja», sagte David, «ich weiß.»

«Also.»

«Aber wie ist es gewesen?»

«Wir haben die Grenzen geschlossen.»

«Ich meine, da sind doch Menschen, bewaffnete, an der Grenze gestanden. Und andere Menschen, unbewaffnete, sind herübergekommen: Was ist da passiert?»

«Nicht viel.»

«Nicht viel?»

«Meistens ging es blitzschnell. Die Wachposten, die Grenzpatrouillen, haben die Flüchtlinge gestellt. Wenn es möglich war, hat man ihnen eine warme Suppe gegeben, Brot dazu, Fleisch sogar, und dann ...»

«Und dann?»

«Nun ja, in der Regel hatten die Flüchtlinge die Wahl.»

«Was für eine Wahl?»

«Entweder wurden sie zum nächsten deutschen Posten geführt und übergeben.»

«Oder?»

«Man hat die Nacht abgewartet, die Flüchtlinge in der Dunkelheit zu einem Grenzübergang gebracht, wo sie unbemerkt nach Deutschland zurückkonnten.»

«Unbemerkt?»

«Daß sie nicht von deutschen Streifen entdeckt und verhaftet wurden.»

«Kannten denn Ihre Soldaten diese Fluchtwege gut?»

«Ziemlich. Schließlich machten sie monatelang im selben Abschnitt Dienst.»

«Die Flüchtlinge ließen sich ohne weiteres zurückbringen?»
«Kinder und Greise, Kranke und Verletzte durften hier bleiben.»
«Die anderen haben geweint und geschrien?»
«Es hat Ausnahmen gegeben. Die meisten waren vernünftig. Die Soldaten sagten ihnen, ohne Einreisegenehmigung gehe es halt nicht.»
«Und wann haben Sie Ausnahmen gemacht?»
«Ich?»
«Ja.»
«Ich persönlich ... David, ich war Regimentskommandant. Ich habe die Posten nicht öfter inspiziert, als das Regiment es mir vorgeschrieben hat.»
«Wie hat man die behandelt, die nicht mehr zurückwollten?»
«Wichtig war, daß sie keine Szenen machten. Meistens hat man sie sofort in ein Auto verladen und zum nächsten Posten gebracht.»
«Deutschen Posten.»
Bächtold antwortete nicht.
«Die Soldaten haben das ohne weiteres tun können?»
«Es war sicher nicht angenehm. Und es hat immer wieder einzelne gegeben, die gegen die Befehle verstoßen haben. Es war hart, diesen Dienst zu tun, und trotzdem ein anständiger Mensch zu bleiben.»
«Warum haben Sie sich nicht geweigert, diese Befehle auszuführen?»
Bächtold lächelte zunächst, dann wird er ernst und sagt: «Eine solche Frage können auch nur Sie stellen.»
«Warum antworten Sie nicht?»
«David, ich sagte Ihnen schon, ich war Regimentskommandant. Ein kleiner Soldat konnte es sich leisten, hin und wieder den Blinden zu spielen. Ihm geschah in der Regel nichts.»
«Sie, nicht der kleine Soldat, hätten sagen müssen: Da mache ich nicht mit!»
David steht auf.
«Woher hatten Sie eigentlich das Recht, Menschen, die nichts als ihr Leben retten wollten, den Mördern auszuliefern?»
«Jetzt ärgern Sie mich aber», sagt Bächtold, «bei aller Freundschaft, so können Sie nicht mit mir reden.»
«Warum nicht?»
Bächtold steht auf. Er blickt auf die Uhr.
«Wir reden ein andermal weiter. Ich muß zu einer Besprechung.»

In der Armee nimmt er jetzt den Rang eines Oberstbrigadiers ein, obwohl er Milizoffizier ist. In den Armeen anderer Länder ist das ein General.

«David», sagt er, «mit mir können Sie ja zur Not so reden. Immerhin bitte ich Sie, daran zu denken, daß Sie ein kleiner Bub waren, als wir unseren schweren Dienst an der Grenze taten. Und darum können Sie nicht wissen, wie die Wirklichkeit war. Wenn Sie schon unser Verhalten kritisieren, bemühen Sie sich wenigstens, sachlich zu bleiben.»

«Sachlich», sagt David, «sachlich haben Sie über meine Eltern verfügt, Sie haben befunden, meine Eltern seien zu töten und haben sie darum einem deutschen Posten übergeben!»

Jetzt weiß Bächtold wirklich nicht, was tun. Muß er sich das bieten lassen? Kann er David zurechtweisen, entschieden, selbst wenn er grob werden müßte? Er schweigt. Er reicht David sogar die Hand.

Bächtold, das spreche ihm niemand ab, ist sehr weit gegangen auf der Suche nach seiner Wahrheit. Nachdem David verschwunden ist, verläßt er das Arbeitszimmer. Er überquert die Bahnhofstrasse und geht durch die Schweizergasse Richtung Löwenstrasse. In der «Löwengarage» hat er seinen Wagen eingestellt. Eigentlich könnte er auf die Löwengarage verzichten, seit er in der Stadt wohnt. Bis kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges hatten sie im rechten Flügel der schloßähnlichen Villa an der Schiedhaldenstrasse zwischen Zumikon und Künsnacht gewohnt. Dann bekam er im obersten Stock des Hauses Hirschgraben 20 die Acht-Zimmer-Wohnung; große, hohe Räume, wie man sie heute nicht mehr baut. Aber bald würden sie wieder wegziehen. Der Lärm der Straßen hat jetzt ein Ausmaß erreicht, das unerträglich ist. Von der Rämistrasse bis zur Einmündung des Hirschgrabens in den Seilergraben hat die Stadt Parkraum für Hunderte von Autos geschaffen. Früh am Morgen kommen die ersten Wagen an, lange nach Mitternacht fahren die letzten wieder weg. Dazu der ununterbrochene Durchgangsverkehr vom Bellevue her über die Rämistrasse, Hirschengraben, Richtung Central, und umgekehrt.

Zu dieser Wohnung gehört auch eine Garage. Dennoch nimmt Bächtold den Wagen meistens mit, um ihn, so er nicht wegfährt, in der «Löwengarage» einzustellen. Seiner Frau gegenüber, die ihn ab und zu deswegen fragt, erfindet er alle denkbaren Ausflüchte; nur die Wahrheit sagt er nicht, nämlich, daß er sein Auto aus purer Anhänglichkeit

zur «Löwengarage» bringt. Als er im Wagen sitzt, zögert er einen Augenblick. «Was will ich denn von Wolf?» Schon nähert sich der alte Chefmechaniker: ob etwas nicht stimme? Bächtold schüttelt den Kopf und startet den Motor.

Er fährt im ersten Gang die steile Rampe hinauf. Der Tankwart läßt den Kunden, den er gerade bedient, stehen, tritt an den Straßenrand, gibt ihm, mit der erhobenen Hand grüßend, die Fahrt frei. Bächtold fährt Richtung Sihlporte – Talstraße – Bürkliplatz. «Wer ist Frauenfelder? Was ist das für ein Mensch?» denkt Bächtold. Unerklärlich, daß ein solcher Mann zu soviel Macht gelangen konnte: Ein Sekretär; Sekretär der Bürgerpartei, Sekretär der ständigen Kommission für Fragen des Flüchtlingswesens, Sekretär des Zentralbundes der Vaterländischen Vereine ... sie waren gleichaltrig. Beide 1900 geboren. Hatten sich als Studenten an der Universität kennengelernt. Frauenfelders Halbbruder, Alois Hauser, studierte ebenfalls, aber er war vier Jahre älter als sie. Frauenfelder bewunderte damals seinen Halbbruder, der bereits Mitglied der Kommunistischen Partei war und kein Hehl daraus machte, daß er sich intensiv mit dem Marxismus-Leninismus befaßte, was niemand gern sah. Sie beide besuchten mindestens einmal in der Woche Zusammenkünfte der Kommunisten, wo sie auch Johann Boller kennenlernten. Alois Hauser zweifelte damals nicht daran, daß die Schweiz der Zukunft sozialistisch sein werde. Ulrich Frauenfelder schloß sich ihnen an, und war in den Jahren 1929 bis 1932 Sekretär der Kommunistischen Partei. In der damaligen Wohnung Johann Bollers am Bullingerplatz befand sich die Zentrale. Eines Tages erschienen Beamte der Bundespolizei und beschlagnahmten Akten und Broschüren. Ulrich Frauenfelder legte sein Amt nieder und wurde längere Zeit nicht mehr gesehen. Nach Monaten ging das Gerücht um, er habe sich bei den Bürgerlichen eingeschrieben. Die Kommunisten wußten nun, daß Frauenfelder für sie ein gefährlicher Mann geworden war. Denn er würde für die Bürgerlichen ebenso emsig und energisch arbeiten wie ehemals für die Kommunisten. Später sagte Alois Hauser, sein Bruder habe das Hemd gewechselt. Kommunist sein, habe er ihm vorgehalten, sei gefährlich, verlange nichts als Opfer und bringe auf Jahrzehnte hinaus keine öffentlichen Lorbeeren ein.

Bächtold fährt über den Bellevueplatz. In der Regel nimmt er den Weg über den Zollikerberg und Zumikon, wenn er mit seiner Frau Wolf

besucht, aber jetzt hat er sich auf der Quaibrücke falsch eingeordnet und befindet sich unversehens am Utoquai.

Bächtold war in gewissem Sinn ein Abtrünniger, wenn auch nicht gerade Renegat. Seine Motive waren nicht persönliches Streben nach Macht und Ansehen, und nicht der Mangel an Selbstsicherheit, wie bei Frauenfelder, der im Grunde nie eine eigene Meinung besessen hatte, immer nur Werkzeug mächtiger Gruppen war, die selbst für ihn in der Anonymität blieben. Er hätte nie sagen können, in wessen Auftrag er eigentlich wirkte, denn was hieß schon «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz» oder «Elephantenklub»? Er kannte auch die Finanzquellen nicht, obwohl gerade alle diese vaterländischen Bünde und Fronten über große Summen verfügten. Johann Boller hatte immer wieder mit Wut und Bitterkeit darauf hingewiesen, daß diese Summen ausgereicht hätten, Hunderttausende von jüdischen Flüchtlingen in der Schweiz zu versorgen ...

Jetzt kam Bächtold an die Stadtgrenze. Er sollte gegen die Straßenmitte einspuren, die Seestraße verlassen und nach Zollikon hinauffahren, aber er hält sich an den rechten Straßenrand und fährt an dem Ortsausgangsschild vorbei. Er überhört das akustische Signal, das ihn an die Sechzig-Kilometer-Grenze erinnern soll; er hat diese Warnvorrichtung einbauen lassen, weil er, ein leiser Druck auf das Gaspedal, sogleich auf sechzig, achtzig Stundenkilometern ist. «Acht Zylinder», denkt er, «sind zuviel, komisch, mit Dreißig hat mir ein Vierzylinder genügt, mit Vierzig mußten es sechs Töpfe sein und heute acht ...»

Ein Blick auf die Uhr: Jetzt müßte er eigentlich in die Gymnastikstunde. Dreimal in der Woche geht er zu Grüneisen, Ex-Weltmeister im Freistilringen, verheiratet mit einer zierlichen Operetten-Soubrette, er boxt im Turnsaal den Punchingball, hebt Gewichte, Hanteln, er zieht sich hoch an der Sprossenwand. Er hält darauf, daß seine Frau alle Mahlzeiten nach ernährungspsychologischen Erkenntnissen zubereitet. Fleisch wird ohne Ausnahme gegrillt, im Handschuhfach seines Wagens liegt immer eine Büchse «Olio Berio, Puro d'Oliva Extra», denn auch wenn er auswärts essen muß, besteht er auf Olivenöl.

«Hab' ich alles getan für die Verfolgten und Unterdrückten?» Er erinnerte sich an die Neujahrsnacht des Jahres 1941, in St. Moritz, in einem Grand-Hotel: Da spielte die Musikkapelle die Landeshymnen aller Länder, bloß «Deutschland, Deutschland über alles» spielte diese

Kapelle nicht, und als ein deutscher Landgerichtsdirektor um ein Uhr «Deutschland, Deutschland über alles» verlangte, vierzig andere deutsche Gäste im Rücken, erklärte der Kapellmeister, einige seiner Musiker seien Juden, wenn auch schweizerische. Eine halbe Stunde später war die Kapelle fristlos entlassen. «Ich habe damals das Mandat übernommen, honorarfrei, ich habe die Hotelleitung auf Schadenersatz verklagt, und vor dem Gericht in Maloja gefragt: «Haben Hitlermissionäre die Hotelleitung übernommen, ist der Direktor nicht mehr frei in seinen Entscheidungen?» Und der Direktor erwiderte, man müsse vorsichtig sein, noch wisse man nicht, ob die Hitlerarmeen auch in die Schweiz einfallen würden, was Gott verhüten möge, selbstverständlich ... Der Hoteldirektor war Oberst der Schweizerarmee ... Und an die Abendgesellschaft im väterlichen Haus, 1942, geladen auch Professor Meng, Ordinarius für Innere Medizin, der sich nach dem vierten Glas Sekt über den Regierungsrat beschwert: «Das is' doch 'ne dolle Zumutung, da soll ich nu' polnische und jüdische Studentenflüchtlinge in meinen Vorlesungen dulden, wo es sich doch klar um Feinde meines Vaterlandes handelt, eine dolle Zumutung ...»

Keiner hat widersprochen. Und ausgerechnet diesem Professor Meng haben sie fünfmal den Tenor Joseph Schmitt zugeführt, weil Schmitt sich elend und krank fühlte. Meng schreibt im Zeugnis: «... ein typischer Vertreter seiner Rasse, faul, arbeitsscheu, möchte lediglich das Arbeitslager verlassen, und dazu kann ich nicht Hand bieten, medizinisch liegt nichts vor ...»

Sechs Wochen später war Schmitt tot.

Das spricht für Bächtold, er hat gegen Meng Strafanzeige erstattet, obgleich Meng im Haus seiner Eltern verkehrte. Doch die Richter sprachen den Professor frei; für Fehldiagnosen sei selbst eine medizinische Kapazität wie Meng nicht haftbar zu machen. Die Gerichtskosten habe der Kläger zu tragen. Zeitungen behaupteten mit Schlagzeilen, Meng besitze das Parteibuch der NSDAP mit Nummer 12 637 ...

«Gewiß, wir wollen es nicht leugnen, es hat bedauerliche Fälle gegeben, aber was wiegen sie im Vergleich zu all dem Guten, das wir getan haben?»

Aus Johann Bollers Hinterlassenschaft

Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 373:

«Im Herbst 1942 wurde bei einem Flüchtlingsbestand von 10 000 bis 12 000 erklärt, das Rettungsboot sei nunmehr voll besetzt und die Aufnahmefähigkeit unseres Landes erschöpft. Am Kriegsende beherbergte die Schweiz 115 000 Flüchtlinge ...»

Aus dem Vortrag des Bundesrates von Steiger vor der Landgemeinde der «Jungen Kirche» (30. August 1942):

«Unter Umständen muß man sogar hart und unnachgiebig scheinen, muß Vorwürfe, Beschimpfungen und Verleumdungen ertragen und trotzdem widerstehen können und nicht «umfallen». Was tut's, wenn wir ein gutes Gewissen haben, daß wir es nicht für uns, sondern für andere tun? Wenn zwischen Gemüt und Verstand Konflikte einsetzen, das Herz wohl möchte und die Pflicht «Halt» gebietet, dann lernt man kennen, was widerstehen heißt. Niemand ist davon verschont. Je wichtiger die Stellung ist, die einer einnimmt, desto früher muß er solche Entscheidungen fällen. Wer schon ein stark besetztes kleines Rettungsboot mit beschränktem Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muß hart scheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann. Und doch ist er noch menschlich, wenn er beizeiten vor falschen Hoffnungen warnt und wenigstens die schon Aufgenommenen zu retten sucht.»

Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 319:

«Wie viele Flüchtlinge, die während des Krieges versucht haben, in unserem Land Aufnahme zu finden, an der Grenze zurückgewiesen worden sind, läßt sich nicht genau feststellen, da eine vollständige Erfassung des Zustroms in gewissen Zeiten unmöglich war. Sehr viel größer als die Zahl der Zurückgewiesenen selbst war jedenfalls die Zahl derer, die zufolge der von der Schweiz ergriffenen Maßnahmen bereits vom Versuch abstanden, in unser Land zu gelangen. Wenn in dieser Hinsicht von vielen Tausenden gesprochen wird, so liegt darin sicherlich keine Übertreibung.»

Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrates des Kantons X, 4. Juli 1941 (Bericht Professor Ludwigs, Seite 214):

«Der Kanton X hat somit keine Verpflichtungen gegenüber diesen ausländischen Emigranten, und es erübrigt sich deshalb, einen Beitrag zu den Auswanderungskosten zu leisten.

Die kantonale Fremdenpolizei hat von Anfang an darauf gesehen, die mittellosen Emigranten vom Kanton fernzuhalten. Dadurch ist es uns gelungen, dem Kanton Auslagen zu ersparen. Es befinden sich gegenwärtig nur wenige mittellose Emigranten im Kantonsgebiet. Aber auch die Abwanderung der bemittelten Emigranten wird nach Möglichkeit gefördert, so daß unser Kanton keine großen Lasten zu tragen haben wird.»

Aus der «Denkschrift eines Obersten», 15. Mai 1941 (nach einem Aufenthalt in Deutschland):

«6. Wenn die Frage beantwortet werden soll, was augenblicklich dafür getan werden kann, daß unser Land erhalten bleibe und einer erstrebenswerten Zukunft entgegengesehen werden könne, so ist zusammenfassend kurz folgendes zu sagen:

a) Die erste auf Passivität gerichtete und deshalb auch leicht zu erfüllende Forderung geht dahin, uns ruhig zu verhalten und die Aufmerksamkeit nicht unnötig auf uns zu lenken. Es muß unter allen Umständen verhindert werden, daß die Presse weiterhin in ihrer einseitigen Stellungnahme verharret und bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit versteckt oder offen gegen Deutschland, gegen die Achse und gegen die ein neues Europa bildenden Kräfte schreibt. Ferner sind provokatorische Vorschläge im Stile derjenigen des Obersten Frey zu unterbinden. Wenn in dieser Beziehung nicht endlich eine grundlegende Wandlung sich vollzieht, so ist für unser Land das Schlimmste zu befürchten.

Es ist nicht zu übersehen, daß die kommende 650 Jahrfeier primitive Redner besonders leicht in Versuchung führen kann, sich von neuem zu Äußerungen hinreißen zu lassen, die schädliche Auswirkungen haben können. Eigentlich dürfte man annehmen, daß derjenige, welcher auf 650 Jahre Geschichte zurückblicken kann, mit um so offenerem Blick auch in eine neues Leben bringende Zukunft blicken könnte.

b) Bezüglich der aktiven Bestrebungen, die möglich sind und zweifellos nützlich sein könnten, beginne ich mit einer negativen Feststellung.

Ob in der Schweiz sogenannte Erneuerungsbewegungen vorhanden sind oder nicht, scheint keineswegs von irgendwelcher Bedeutung zu sein. Deutschland fordert von keinem anderen Lande, daß es sich nationalsozialistischer Denkweise anschließe. Daß aber in allen Fällen, da sich jemand mit diesen Problemen geistig auseinandersetzt und zu Annäherung des Denkens gelangt, sofort mit Verboten von Bewegungen und Zeitungen eingeschritten wird, dies allerdings führt zu einer nicht zu übersehenden Verstimmung und dies um so mehr, als sehr vieles, was in der Schweiz sonst an politischer Denkweise nicht nur geduldet, sondern sogar hoch geachtet wird, keineswegs schweizerischen Ursprungs ist, sondern zum Teil ebenfalls vom Ausland herkam und noch immer auch im Ausland zu finden ist. Was von uns erwartet wird, ist, daß wir die gegenwärtige Entwicklung zu verstehen uns bemühen und ehrlichen Willens bereit sind, unsere wertvollen Kräfte für den Neuaufbau Europas zur Verfügung stellen. Unsere Bereitschaft kann vor allem dadurch zum Ausdruck kommen, daß wir mit Deutschland gute Beziehungen pflegen.

aa) Sehr wichtig ist die Kontaktnahme und nachherige Aufrechterhaltung der Fühlung einwandfreier, angesehener Schweizer mit Deutschland.

bb) Die Gründung z. B. einer schweizerisch-deutschen Handelskammer könnte ebenfalls sehr nützlich sein.

cc) Die kulturellen Verbindungen, die leider stark in den Hintergrund getreten sind, müssen von neuem aufgenommen und eng geknüpft werden. Sie sind von größerer Bedeutung als die Verbindungen auf sportlichem Gebiet.

dd) Von sehr großem Wert könnte sein die offizielle Beschickung des im Juli dieses Jahres am auslandswirtschaftlichen Institut in Berlin stattfindenden Kurses für Ausländer, in welchem die Probleme des neuen Europa behandelt werden. Im letzten Herbst hat ein ähnlicher erster Kurs stattgefunden, der von sehr vielen Schweizern, die privat daran teilnahmen, als ausgezeichnet qualifiziert wurde. Durch die offizielle Beschickung könnte bewiesen werden, daß wir nicht in gegensätzlicher Einstellung allem neu sich Bildenden fern bleiben wollen.

7. Ich habe in dieser Denkschrift meine Auffassung aufgrund dessen, was ich auf meiner Reise sah und hörte, freimütig dargelegt. Es ist meine Überzeugung, daß es nicht so weitergehen kann, ohne daß wir

zwangsläufig dem Untergang der Schweiz entgegensehen. Daß ich als Schweizer dadurch von schweren Sorgen erfüllt werde, brauche ich nicht besonders darzulegen. Ich fühle mich als Schweizer Bürger und nicht zuletzt als Berufsoffizier verpflichtet, sehr ernst und eindringlich zu warnen. Es wird dereinst niemand sein Gewissen damit beruhigen und die Verantwortung von sich abwälzen können, indem er sagt, er hatte die Dinge so kommen sehen, wenn er nicht gleichzeitig beweisen kann, daß er rechtzeitig alles getan hat, um dem schlimmen Kurs zu steuern, selbst auf die Gefahr hin, sich persönlich zu schaden. Alle werden schließlich eines Tages als mitverantwortlich zur Rechenschaft gezogen, und wenn es nur vor dem eigenen Gewissen wäre. Man sage nicht, man müsse den Dingen den Lauf lassen, denn das Volk wolle von der Neuordnung Europas nichts wissen. Erstens ist es unzutreffend, denn es läßt sich immer wieder feststellen, daß das Volk viel vernünftiger denkt als unsere Presse wahr haben will. Zweitens bedarf auch ein demokratisches Volk einer zielsicheren und mutigen Führung.

gez. Gustav Däniker»

Aus einem Brief von Joseph Roth an Carl Seelig, 19. November 1934:*
«Es handelt sich um eine wichtige Sache, nämlich um einen Menschen. Der deutsche Schriftsteller David Luschnat, kein Kommunist, nicht einmal ein Jude, ein ganz harmloser Mann mit einigen seltsamen Ideen, ist aus der Schweiz ausgewiesen.

Er hat keinen «Namen», kein Geld, er kann nicht einmal die Reise zur Grenze bezahlen. Es gibt da in dieser vertrackten Welt keine Möglichkeit mehr, generaliter zu helfen. Also müssen wir individuell helfen, wo immer wir können. Und ich appelliere an Sie. Sie sind Schweizer, Journalist. Sie können Herrn Luschnat vielleicht beistehen. Er wohnt in Ronco chez Signora de Marcos. Ich weiß nicht, was er in seiner Weltfremdheit gemacht haben mag, um den Zorn der Schweizer Behörden zu erregen. Er ist ein guter Mensch, ein schwacher auch, er hat seltsame Ideen, er ist nicht Kommunist, nicht Jude, sein Name: David hat ihn wahrscheinlich verdächtig gemacht. Es ist eine Schande, daß so etwas möglich ist. Wenn Sie ihm nicht administrativ helfen können, so kennen Sie vielleicht jemanden, der ihm wenigstens die paar Frank

* Zitiert nach J. R., Werke, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1956.

zur Grenze verschafft. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, als zu individueller Hilfe. Ich erröte bei dem Gedanken, daß ich ohnmächtig bin und auch bei dem, daß die Welt so böse, so vertrackt gemein ist. Herr David Luschnat hat nichts mehr getan, als Herr Thomas Mann: beide haben Deutschland verlassen. Beide sind Schriftsteller. Über ihren literarischen Grad hat die Polizei nicht zu entscheiden. Ich kenne Sie, lieber Herr Seelig, deshalb appelliere ich an Sie. Bitte, man kann sich so einer Sache wohl annehmen. Morgen werden Sie, weil Sie Seelig heißen, aus Österreich ausgewiesen. Was ist das für eine Welt! Was ist das für ein Land, in dem so was möglich ist. Herr Luschnat hat keinen Nobelpreis! Deshalb wird er ausgewiesen! Spätestens am 4. XII. muß er das Land verlassen. Und er stirbt mit seiner Frau schon seit Hitler vor Hunger. Ich kenne ihn aus Paris. (Er ist ein reiner Mann, mittelmäßig und etwas «komisch».) Er hat einen Rekurs gemacht, damit er bleiben kann, aber der wird abgewiesen, denn Herr Luschnat hat ja keinen «Namen». Ich bin wütend, ich möchte Bomben schmeißen. Bitte, verzeihen Sie mir diesen Brief. Lassen Sie sich nicht in Ruhe, Sie selbst, wir müssen überall privat helfen, öffentlich können wir's nicht mehr, wir haben es versäumt.»

Die Brüder Bächtold

Und wo ist das Gute? Eine Kompanie seines Regiments meuterte. Das ist 1943. «Nicht einmal der General kann uns befehlen, Verbrechen zu begehen. Wir aber wissen, daß alle Zurückgewiesenen von den Deutschen getötet werden.»

«Ich habe geschwiegen. Als die Öffentlichkeit davon erfuhr, wurde mein Regiment abgelöst ...»

Jetzt bemerkt er, daß er bereits durch Küsnacht hindurchgefahren ist. In Herrliberg wird er links abzweigen, über die Forch und Zumikon die elterliche Villa erreichen, um den Erinnerungen davonzufahren. Jetzt belügt er sich auch nicht mehr selbst.

«Sie waren damals immerhin Oberst und mit der Flüchtlingspolitik des Herrn von Steiger ganz und gar nicht einverstanden, wie Sie immer betonen, aber was haben Sie getan? Geschwiegen, bloß geschwiegen?» Eine Frage, die David an Bächtold gerichtet hat.

Als er in den Park einfährt, sieht er, daß sein Bruder zu Hause ist. Der Maserati steht vor der Garage. «Heute», denkt er, «heute fährt man nicht mehr Bentley, Mercedes, Rolls Royce mit Chauffeur, heute fährt der Herr Maserati, Ferrari ohne Chauffeur, überhaupt ohne Gefolge ...»

«Wolf war wirklich sehr überrascht, als er mich kommen sah», erzählte Bächtold später, ««etwas passiert?» rief er mir zu, unter der Tür auf der Terrasse stehend.»

Er sprach später öfters von dieser Begegnung mit Wolf, zeichnete das Bild ihres Gesprächs – Auseinandersetzung nannte er es – genau nach.

«Ich habe ein Fünffrankenstück in die Luft geworfen: Kopf, ich fahr zu dir, Zahl, ich fahre nicht. Ich bin da.»

«Du machst es spannend ... Wußtest du denn, daß ich hier sei? Ich bin gerade erst gekommen. Und weißt du, weshalb ich mein Büro so früh verlassen habe?»

«Kann ich's erraten?»

Wolf blickt Walter prüfend an. Dann sagt er zögernd, wie es nicht seine Art ist:

«Heute habe ich viel an dich denken müssen. An dich und natürlich an Papa, auch an mich. Komm!»

Sie durchqueren die kühle Empfangshalle, gehen weich über den großen indischen Jagdteppich, und Wolf öffnet die Tür zum «Florentinischen Kabinett», einem Raum von fünf mal fünf Metern, die Mauern weißgetüncht, an der Decke einen bläulich schimmernden Leuchter aus Muranoglas. Den Tisch und die Stühle hatte Vater Bächtold vor vielen Jahren in Florenz gekauft, schweres Eichenholz, handgearbeitet, Sitz und Rückenlehne aus Leder; die Söhne nennen diese Stühle «Hamletstühle».

Walter Bächtold fröstelt plötzlich. Er erinnert sich, daß er seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hat, aber er verspürt keinen Hunger.

«Trinken wir etwas? Apropos trinken: Ist dir auch aufgefallen, wie heutzutage alle Welt Whisky trinkt? Sogar ich trinke Whisky, dabei mag ich das Gesöff überhaupt nicht. Ich hole lieber einen Weißwein.»

Wolf geht in die Speisekammer, wo er Klimaschränke für Weiß- und Rotwein hat einbauen lassen. Er holt selber die Gläser, Käse und dunkles Brot.

«Bist du allein im Haus?» fragt Walter.

Wolf lächelt.

«Weil ich uns bediene?»

«Ja.»

«Tatsächlich hatte ich heute das Gefühl, allein in diesem großen Haus zu wohnen. Es zog mich plötzlich her, ich mußte mich vergewissern, daß das nicht stimmt. Dabei sagte mir mein Verstand dauernd, meine Frau ist doch da, vier Mädchen, der Gärtner, Hans und Edith ...»

«Wie geht es Amalie?»

«Auch daran mußte ich heute denken. Wie geht's Amalie? Ich weiß es nicht. Traurig genug: Ich weiß es nicht. Sie ist meine Frau. Meine Frau und nicht meine Frau ...»

Wolf entkorkt die Flasche und füllt die Gläser.

«Du lachst mich nicht aus, ja?»

«Ich kenne dich nicht.»

Sie trinken, ohne einander zuzuprosten; beide hätten es lächerlich und unangebracht gefunden. Und beide fragen sich, wieso eigentlich?

Wolf Bächtold, der mächtige, einflußreiche Chef der Seebacher-Werke, die heute über achttausend Leute beschäftigen, der nach dem Zweiten Weltkrieg einen für schweizerische Gegebenheiten gigantischen Konzern aufgebaut, selbst in Amerika eine Tochterfirma gegründet hat, gilt bei allen, die ihn persönlich kennen, als einer, der «über Leichen geht», wenn er es für nötig hält, gilt als frivoler Pragmatiker, zynisch und amoralisch; daß er diesem Bild erst im Laufe der Jahrzehnte zu entsprechen begann, nach außen hin, weil alle Welt ihn so sah, so sehen wollte, ist nur seinem Bruder bewußt. Im Grunde ist Wolf eher ein unbekümmerter Mensch, dem man nie ernstlich Widerstand geleistet hat, der nie kritisiert worden ist; kein Ungeheuer, aber freilich auch keiner von denen, die ihre Haut zu Markte tragen oder gegen den Strom schwimmen.

«Dieter heiratet in zwei Monaten», sagt Wolf. Walter nickt; Dieter ist Wolfs ältester Sohn, geboren 1930.

«Und heute sind die Würfel gefallen. Dieter verlangt, daß ich ihm sein Erbteil auszahle. Er will nicht in unsere Unternehmungen eintreten. Er will nicht hier wohnen ... Entschuldige, für einen Augenblick war ich wütend, ich dachte an dich, blöd, nicht wahr, ich dachte, da steckt Walter dahinter ... Und kaum hatte Dieter mich verlassen, mußte ich herausfahren, um zu sehen, ob es wahr sei, daß dieses Haus leer steht ...

Was sagst du dazu? – Nichts? Sag jetzt bitte nicht, wie man sich bettet, so liegt man ... Die Wahrheit ist: Ich habe mich nie gebettet. Ja. Ich habe mich treiben lassen. Ich und die anderen haben mich treiben lassen. Die Wahrheit ist: Ich habe immer von der Hand in den Mund gelebt. Alle werfen mir vor – und sie meinen's ja positiv –, ich hätte planmäßig auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet, ich hätte eine Konzeption verwirklicht ... Nichts von dem trifft zu ... Weißt du, was? Als ich eben zurückfuhr, da kam mir ein scheußlicher Gedanke: «Du hast etwas von einem Abenteurer und Taschenspieler an dir», sagte ich mir ...»

Er blickt seinen Bruder an, als wollte er sagen:

Bitte bestätige es mir.

«Warum eigentlich?» fragt Walter.

Wolf denkt nach. Ja, warum eigentlich?

«Wenn ich scharf nachdenke, und wenn ich ehrlich bin», fährt er nach einer Weile fort, «hat es in meinem Leben bisher nur drei Momente gegeben, die mich wirklich erschütterten: das Gespräch heute mit Dieter, dein Streit damals mit Papa in diesem Zimmer ...»

«Und?» fragte Walter, als Wolf stockt.

Wolf zögert lange, ehe er antwortet:

«Du bist der erste, dem ich es erzähle ... Evelyns Selbstmord ... vergangenes Jahr kurz nach Weihnachten ...»

«Evelyn?»

Zögernd erinnert er sich, als wäre es nicht seine eigene Geschichte: Er stand im engen Badezimmer des kleinen Appartements vor dem Spiegel und band die Krawatte. Die Tür zum Wohnzimmer war offen, und er konnte sie im Spiegel sehen. Sie hatte sich den roten Kimono übergezogen und war in die kleinen Pantoffeln geschlüpft. Jetzt schloß sie das Fenster, und es wurde still in der Wohnung. Er sah auch, wie sie zum Tisch trat, der in der Mitte des Zimmers stand, und die Kerzen löschte, die Tannenzweige nahm und damit in die Küche hinausging. Er sah auch, wie sie ins Zimmer zurückkehrte, die goldene Armbanduhr von ihrem Handgelenk löste und auf den Tisch legte. Er schüttelte den Kopf, nahm eine Bürste und strich die leicht angegrauten Haare zurück, dabei sagte er: «Das ist eine automatische Uhr, die zieht sich von selbst auf, wenn du sie trägst.» Sie antwortete nicht, setzte sich auf das Bett, das gleichzeitig auch Diwan war. Er setzte sich neben sie.

«Am Zweiten bin ich ja wieder zurück», sagte er und wollte seinen

linken Arm um ihre Schultern legen. Sie stand aber auf, ging um den kleinen Tisch herum zu einem Fauteuil.

«Zehn Tage», sagte er.

«Im Sommer war ich vier Wochen in Amerika, und du sagtest kein Wort.»

Sie schwieg und blickte ihn an. Ihre Augen waren groß und klar, fast hart.

«Und im Herbst war ich fünf Wochen in Deutschland, und du sagtest kein Wort.»

Er erhob sich und trat zur kleinen Hausbar, wo er die Whiskyflasche und Gläser suchte. Sie ging in die Küche und holte Eiswürfel.

«Ich sehe gerade», rief er ihr in die Küche nach, «daß du die Bar wieder aufgefüllt hast. Gib mir doch noch die Rechnung. Und weil ich gerade davon rede, die Verkehrssteuer für deinen Wagen wird fällig ... Hast du die grüne Lochkarte schon bekommen?»

Sie hörte ihn nicht, stellte die Silberschale mit den Eiswürfeln und die Siphonflasche auf den Tisch. Er goß schweigend den Whisky ein, reichte auch ihr ein Glas.

«Zehn Tage», wiederholte er, «jedes Jahr dasselbe. Du bist doch kein Kind mehr. Du hast sonst auch immer Verständnis ... bitte ...»

Sie nahm nur einen kleinen Schluck, während er sein Glas fast in einem Zug leerte und sich ein zweites nachgoß. «Ich habe dir ja vorgeschlagen, auch wegzufahren. Nach Arosa, nach Davos, nach St. Moritz, wohin du willst. Ich habe dir gesagt, es ist unsinnig, jetzt in der Stadt zu bleiben. Allein. Oder wie wär's, wenn du zu deiner Mutter fahren würdest? Wenigstens über den Vierundzwanzigsten?»

Er zündete zwei Zigaretten an, ging um den Tisch und gab ihr die eine. Dann blieb er hinter ihr stehen.

«Du mußt ja nicht glauben, ich freue mich auf diese Tage. Ich werde mich scheußlich langweilen. Familie! Aber ich kann es mir nicht leisten, herrgottnocheinmal, nicht leisten kann ich's mir.»

Er ging wieder ins Badezimmer, wo er das Licht hatte brennen lassen, und warf noch einen Blick in den Spiegel, bevor er das Licht auslöschte. Er setzte sich wieder und sah auf die Uhr. «Wenn du so ein Gesicht machst», sagte er, «kann ich nicht ruhig gehen. Kann ich nicht schlafen. Und ich habe Schlaf so nötig. Jetzt ist es schon halb eins, um sieben muß ich wieder auf, und bis ich zu Hause bin ...»

Sein Blick fiel wieder auf die goldene Armbanduhr. Er lächelte. «Nur um es zu sagen, meine Frau bekommt nicht annähernd ein so kostbares Geschenk ... Übrigens, wenn du willst, wenn du Lust hast dazu ... wir könnten ja am Zweiten wegfahren ... für zehn Tage etwa. Ich kann es einrichten. Bloß, wir müßten natürlich ins Ausland. Kitzbühel wäre was. Oder Innsbruck. Cortina ist nicht so günstig, weil das Italien ist. In Österreich haben wir Geschäftsverbindungen. Was hältst du davon? Zehn Tage! Wir könnten schon in der Nacht vom Zweiten auf den Dritten fahren. Überlege es dir. Ich ruf' dich morgen abend an ...»

Er sah, wie sie jetzt die Lippen bewegte, aber sie antwortete nicht. Er griff erneut zur Whiskyflasche, ließ aber wieder davon ab. «Ich kann's mir nicht leisten. Noch ein Whisky und ich habe die Promillegrenze ... Sie sind verdammt streng geworden. Jetzt machen sie sogar zwischen Zollikerberg und Zumikon Kontrollen ... Aber wenn ich bleibe, dann geht's nicht ohne Whisky ...»

Er stand auf, ging in den winzigen Korridor hinaus, wo er das Licht anknipste und in den Mantel schlüpfte.

«Ich glaube, diese Weihnachten wird es nicht schneien. Weißt du noch, wie es letztes Jahr war?»

Er kam noch einmal ins Zimmer, den Hut in der rechten Hand. Noch einmal stand er hinter ihr, bückte sich und berührte mit den Lippen ihr Haar.

«Ich ruf' morgen abend an. Wenn du da bist ... Und überleg' dir das mit den zehn Tagen, ich kann es richten, ich werde schon einen Dreh finden, auch wenn es nicht einfach ist, gar nicht so einfach, aber für dich ...»

Sie schwieg noch immer, und er ging.

Warum hatte Bächtold auch David diese Geschichte erzählt? Er hatte eine Erklärung dafür: «Für alles, was auf dieser Erde geschieht, abgesehen von Naturkatastrophen, ist der Mensch verantwortlich. Und darum müssen wir auf der Suche nach der Wahrheit immer vom Menschen ausgehen.»

«Dagegen ist wohl nichts einzuwenden», erwiderte David, «aber dennoch glauben wir, der liebe Gott habe uns aus den beiden Weltkriegen herausgehalten – überall, wo man sich anstrengen, wo man denken, wo man für das Geschehene einstehen müßte, setzt man die unbekannte Größe ein: Den lieben Gott. Ach ja, und es steht sogar in

der Heiligen Schrift, daß die Juden über Tausende von Jahren hinweg verfolgt würden. Können wir Gott in den Arm fallen? Vielleicht war Hitler nur Gottes Werkzeug? Gewiß, es ist entsetzlich, Gottes Werkzeug zu sein ...»

«Schweigen Sie, David», hatte Bächtold geschrien, «auf dieser Ebene laß' ich nicht mit mir reden.»

«Du wolltest doch erzählen, was sich damals zwischen dir und Papa zugetragen hat», sagt Wolf.

«Warst du nicht dabei?»

Wolf schüttelt den Kopf.

«Ich bin später hinzugekommen.»

«Ach ja, stimmt. Wieso eigentlich?»

«Weil Papa es so haben wollte.»

«Weil Papa – das versteh' ich nicht ... Die Auseinandersetzung damals kam doch ganz zufällig, spontan? ... Vielleicht erinnere ich mich nicht mehr richtig an die Umstände.»

Wolf lächelte; ein Lächeln, um das ihn viele beneideten, da es ihn jung und unbeschwert erscheinen ließ.

«Ich hab' dich doch bei Papa verpetzt. Ich hab' Papa erzählt, daß du mit den Bolschewiken liebäugeltest ...»

«Ach ja?»

«Um ihn zu ärgern ... Wußtest du das etwa nicht? – Das nehm' ich dir nicht ab. Du hast es immer gewußt ...»

Das Lächeln weicht aus seinem Gesicht; Wolf wird unsicher, unsicher wie seinem Sohn Dieter gegenüber heute nachmittag. «Ich habe nur wenig in meinem Leben ernst nehmen können. Diese Bolschewiken-Geschichte schon gar nicht. Auch das Wort von dem Tüchtigen, dem die Welt gehöre, das Papa so oft sagte, konnte ich nie ernst nehmen. Man behauptet, ich sei tüchtig?»

«Das hängt davon ab, wen du mit <man> meinst. Ich kenne Leute, die dich für außerordentlich phantasielos und reaktionär halten. Eigentlich ein Widerspruch in sich selbst: Auf der einen Seite bewilligst du Millionen für die Forschung, für die Wissenschaft, aber wenn es um den Menschen geht, um die Menschlichkeit ... du würdest auch heute noch einen Galilei steinigen. Für dich ist der Mensch doch nur ein Produktionsmittel.»

Walter nimmt sein Glas und leert es in einem Zug. Er sieht seinen Bruder an, Wolf sagt:

«Das hat mir Dieter heute auch an den Kopf geworfen. Vor zwanzig Jahren hast du dasselbe Papa gesagt. Es geschah an einem Nachmittag, Vorsommer, die Amseln waren vor wenigen Tagen flügge geworden, und wir waren alle damit beschäftigt, die kleinen Vögel vor den bösen Katzen zu beschützen – erinnerst du dich, drei Kater hatten wir – und Dutzende von Amseln brüteten im Park – auf vier Uhr war das ›Große Gespräch‹ mit Papa festgesetzt. Dich rief er schon eine halbe Stunde früher zu sich ...»

«Daran erinnere ich mich nicht.»

«Um zehn Uhr, wir waren alle schon zu Bett gegangen, erschien er in meinem Zimmer. Ich schlief noch nicht. Er trat an mein Bett: ›Dein Bruder Walter ist heute gestorben‹, sagte er. ›Schön Papa‹, antwortete ich, ›dann wollen wir ihm eine einzigartige Beerdigung zuteil werden lassen‹ ... Entschuldige, aber immer wenn Papa schrecklich ernst wurde, bemühte er sich, ein möglichst akzentfreies Schweizerdeutsch zu sprechen. Und dann klang es wie das reinste Sächsisch ...»

Wolf schweigt und dreht sein Weinglas zwischen den Fingern. Er blickt zum Fenster hinaus und sieht, daß langsam vom feuchten, braunen Boden der Abend aufsteigt. Zwischen den kahlen Birken, Platanen und Kastanienbäumen, die alle uralt sind, erblickt er kleine Stücke eines Himmels, der ihm unbeweglich und schmutzig erscheint. Und die Stille im Haus wird immer größer. Sind vielleicht doch alle weggegangen? Amalie hat er heute noch nicht gesehen. Seit der unglücklichen Geschichte mit Evelyn gibt es Tage, an denen er Amalie nicht sieht. Das ist immer so gewesen bei ihm: Was nicht sofort gelingt, gibt er auf. Er besitzt Möglichkeiten in so verschwenderischem Ausmaß, daß er sich mit Rückschlägen und Niederlagen gar nicht befassen muß. Er hat nie lernen müssen, sich um etwas zu bemühen, darum zu ringen. Amalie zum Beispiel sagte ihm eines Tages, sie fühle nichts mehr für ihn, und er schaute sie flüchtig an, drehte sich um und verließ ihr Zimmer. Keine Fragen, nichts. Er nahm Evelyn, ein gutes, einfaches Mädchen, wie ihm schien, das seit vier Jahren in einem der Vorzimmer seines Büros saß. Weihnachten voriges Jahr: Er führte bloß eine Szene auf, die er irgendwann einmal gelesen oder im Theater gesehen hatte. Nichts weiter. Er hatte nur gelogen.

Amalie war schon am 20. Dezember mit den Kindern nach St. Mo-

ritz gereist; er hatte beschlossen, dieses Jahr nicht hinzufahren. Am 26. speiste er mit Walter und dessen Frau in der Kronenhalle; er aß unanständig viele Austern; Emma, die damals schon seit Jahrzehnten zur Kronenhalle gehörte, schüttelte den Kopf, schlug die Hände zusammen und sagte: «Aber, aber, Herr Direktor ...» Er übernachtete im Gästezimmer am Hirschgraben 20.

«Ich habe deine Ernsthaftigkeit einfach nie ernst nehmen können», sagt er und blickt seinen Bruder an, der eigenen Erinnerungen nachhängt und keine Antwort gibt.

«Dieter, scheint mir, schlägt dir nach. Die Natur war ungerecht. In einem gewissen Sinn bin ich zu kurz gekommen ... Aber ich habe dich unterbrochen, du wolltest etwas sagen ...»

Walter schreckt auf. Hatte er geschlafen? Das war doch die Stimme seines Vaters gewesen.

«Ja», sagt Walter, «Papa war furchtbar erregt, sein Gesicht fast blau, <tenez la rue>, schrie er, <mein Sohn, was bedeutet das, Nicole schreit in Genf 'tenez la rue!' Wo sind wir eigentlich, ist das noch die Schweiz, sind das noch Schweizer, diese Leute, die zur Revolution aufhetzen?> ... <Die Welt von morgen>, antwortete ich kühl, um ihn noch mehr zu reizen, <wird sozialistisch, wird kommunistisch sein. Der Kapitalismus hat ausgedient, vorbei ist es mit der Profitwirtschaft ...> – <Mich trifft der Schlag>, schrie er, <in meine Nase steigt Schwefelgestank ...> Es war nur Streit, was wir hatten, kein Gespräch.»

«Du sagtest, als ich dazu kam, <wenn das Christentum euch Kapitalisten nicht den Sündenfall beschert hätte, diese großartige Erfindung der herrschsüchtigen Päpste, dann hättet ihr euch schon längst in ein Nichts aufgelöst. Aber mit der Erbsünde, mit dem absolut Bösen, das schon im Neugeborenen steckt, und mit diesem Schmus der Kirche, daß Gott Arme und Reiche geschaffen habe, daß der Kapitalismus göttlichen Ursprungs sei, würdet ihr noch Jahrhunderte lang eure Mitmenschen ausbeuten und unterdrücken.> Ich hatte damals meine helle Freude an deinen Tiraden gegen Vater ...»

Walter hebt den Kopf.

«Sagte ich das damals?»

«Wörtlich!»

«Nun, es war nicht von mir. Das waren alles Gedanken, die ich von Alois Hauser gehört hatte.»

«Spätestens als ich dazu kam, begannst du zu schreien wie er. ‹Ihr seid reaktionär, phantasielos, defaitistisch, ihr könnt euch eine Welt ohne Krieg, ohne Armut nicht vorstellen, und weil ihr euch eine neue, gute Welt nicht einmal vorstellen könnt, werdet ihr sie nicht nur nicht verwirklichen, nein, ihr werdet andere, die diese neue Welt errichten wollen, verfolgen, einsperren, töten. Vaterland›, hast du geschrien, ‹das ist alles, was ihr euch noch vorstellen könnt. Ein Vaterland, aber nicht die Welt. Menschlichkeit aber bedeutet Welt. Wie stünden deine Unternehmungen denn da ohne Vaterland? Vaterländer brauchen Armeen. An Armeen kann man Geld verdienen. Nein, nein, Kriege wollt ihr auch nicht. Gewiß nicht. Aber alles, was der Mensch schafft, hat seine eigenen Gesetze. Das Gesetz jeder Armee verlangt über kurz oder lang den Krieg. Kein Mensch wird General ohne Aussicht auf eine ‘schöne Schlacht’. Wie gesagt, kühl und besonnen warst du nicht.»

Walter schüttelt den Kopf.

«Merkwürdig, daß du dich an all diese Worte erinnerst.»

«Vergeßlichkeit war nie meine Stärke», antwortete Wolf. Er steht auf, da es zu dunkel geworden ist, holt eine Tischlampe; die Flasche ist leer, aber von dem Käse haben sie beide nicht gegessen. Wolf holt neuen Wein.

«Es war wirklich ein großes Gespräch daraus geworden; nicht nur, was die zeitliche Länge betrifft. Schließlich habt ihr zu schreien aufgehört. Papa konnte dich offenbar davon überzeugen, daß man die Welt nicht von einem Tag auf den anderen und schon gar nicht mit Gewalt ändern kann.»

«Nein, überzeugt hat er mich nicht. Ich habe nur geschwiegen. Ich haßte ihn nicht. Er war immerhin mein Vater, kein schlechter Vater, und er tat mir leid. Er sagte, daß die Arbeiter noch nicht reif wären, um mitzureden. Er führte Rußland an, wo es mit der Planwirtschaft auch nicht klappte, bei weitem nicht. Und ich sagte nur noch ...»

«Du sagtest, ‹Wer hat Pestalozzi gesteinigt? Ihr! Und warum? Weil seine Ideen eure Macht gefährdeten. Eure Macht besteht im Unwissen des Arbeiters. Schulen sind für euch lebensgefährlich. Universitäten bekämpft ihr. Ihr laßt sie nur so weit gedeihen, wie ihr von ihrer Forschung profitieren könnt. Auf dem Gebiet des Schulwesens hat euch Rußland bestimmt längst überholt ...›»

Walter staunt über das Gedächtnis seines Bruders. Doch plötzlich lacht Wolf und sagt:

«Vielleicht hast du das nicht wörtlich gesagt. Aber Dieter, mein eigener Sohn, hat mir heute eine Stunde lang solche Weisheiten an den Kopf geworfen. Und jedesmal, wenn ich die Augen schloß, sah ich dieses Zimmer, sah und hörte ich dich und Papa ...»

Wolf ist entschlossen, in dem seltsamen Zusammentreffen mit seinem Bruder, der ihm ein Leben lang so fremd geblieben ist, als hätte es ihn nicht gegeben, einen Beschluß der Vorsehung zu sehen, und das Gefühl, es walte eben doch ein Schicksal, von Gott und seinen Helfern jedem einzelnen bestimmt, gibt ihm Sicherheit und Trost, deren er bedarf, da Dieter ausgerechnet heute Abschied genommen hat von ihm.

Er neigt dazu, in seinem Bruder jenen willkommenen Menschen zu sehen, der im Namen eines Höheren den Sündenablaß gewährt. Und er tröstet sich damit, daß er, wie er jetzt zu entdecken glaubt, im Herzen und im Geist gewiß viel unschuldiger gewesen ist als in seinen Handlungen; und im letzten, denkt er, sind Herz und Geist maßgebend. Viele Gleichnisse und Geschichten aus frühen Religionsstunden fallen ihm jetzt wieder ein. Er erinnert sich an das Leben, das sie noch unter Vaters Fittichen hier gelebt hatten. Obgleich das Äußere ihrer Villa, die vier Autos, Chauffeurs, Dienstmädchen und Gärtner auf Pomp hätte schließen lassen, hatten sie eigentlich ein recht schlichtes Leben geführt. Reit- und Fechtstunden gehörten allerdings zu ihrer Ausbildung, aber ihnen bedeuteten sie so wenig Vergnügen wie die mühsamen Klavierstunden; im Gegenteil, sie beneideten die Kinder von Arbeitern und Angestellten, die oft mit vierzehn und fünfzehn Jahren schon in die Fabrik durften und ihr eigenes Geld verdienten. Gerade mit Geld versah der Vater die beiden Söhne äußerst spärlich. Geld war etwas Abstraktes; alle Rechnungen, alle Löhne, auch die für Hausangestellte, wurden über die Banken ausbezahlt. Der alte Bächtold richtete jedem Hausangestellten ein Konto ein, denn so würden sie eher zum Sparen angehalten, als wenn man ihnen monatlich Bargeld aushändigte. Wolf erinnerte sich, daß einmal Schulkinder vorbeigekommen waren, um für irgendein Institut zu sammeln, und daß Mama beim Stubenmädchen zwei Franken hatte borgen müssen.

Die Mutter starb, als er gerade erst mit seinem Jura-Studium angefangen hatte. Aber sogar dieser frühe Tod konnte ihn nicht erschüttern. In allen Familien, die er kannte, starben die Mütter zu früh. Und alle Väter waren kleiner als ihre Söhne und neigten zur Korpulenz. Alle Väter, die

er kannte, litten unter zu hohem Blutdruck und trugen massive goldene Uhrketten quer über den Bauch. Alle rauchten die dicken Zigarren, die sie für teures Geld aus den Staaten importierten. Und der Pfarrer, der sie in das Geheimnis der göttlichen Gnade und des ewigen Lebens, verbürgt durch Christi Opfertod, einweihete, sprach zu ihnen genauso einfältig wie zu Arbeiter- und Bauernkindern. Sie gingen beide in Küsnacht zur Schule und erfuhren natürlich nichts davon, daß einige Lehrer ihnen aus Gefälligkeit bessere Noten gaben, als sie verdient hätten. Von sozialer Ungerechtigkeit hörte Wolf zum ersten Mal – wenigstens bewußt – anlässlich der Auseinandersetzung zwischen Walter und Papa ...

Das Leben hat ihm keine Hindernisse entgegengestellt. Und für die Enttäuschung, die er heute erleben mußte, die ihn traurig, aber nicht bitter stimmt, ist er sogar dankbar; sie wertet sein Leben auf, gibt ihm Bedeutung; für ihn steht fest, daß hinter Walter ein erfülltes Leben liegt. Und er will jetzt teilhaben daran, wäre es auch nur dadurch, daß er seinen Bruder anhört.

Walter schreckt ihn mit einer Frage auf, die ihm als Störung des endlich gefundenen brüderlichen Einklangs erscheint.

«Bist du wirklich bis 1937 eingeschriebenes Mitglied der ›Nationalen Front‹ gewesen?»

Wolf reibt sich die Augen.

«Warum willst du das wissen?»

Und da Walter in milder Stimmung ist, nicht gekommen, seinen Bruder anzuklagen, sondern um Fragen zu stellen, die er für sein eigenes Leben noch nicht beantwortet hat, begründet er diese Frage ausführlich. Er erzählt, unvermittelt sei ein gewisser David Boller aufgetaucht, er berichtet über seine Neigungen zum Marxismus in früheren Jahren und über seine Sympathie für den alten Boller, den er dank seiner Zugehörigkeit zur ›Bächtold-Sippe‹ immer wieder den Fängen der Bundespolizei habe entreißen können, kurz, er erzählt von seinem Leben und davon, daß er Boller – Tragikomödie des menschlichen Lebens – vor allem deshalb immer wieder habe retten können, weil Wolf ungeheuerliche Fehler begangen habe.

«Durch deine Unterstützung der Judenverfolger haben wir immerhin einige Dutzend ihrer Opfer retten können ...»

«Weißt du, wann ich erfahren habe, daß ich eingeschriebenes Mitglied war? 1946. Als der Bundesrat einen Bericht über unschweizerische

Umtriebe während des Zweiten Weltkrieges anfertigen ließ. Ein junger Mann, ein sehr junger Mann, als Journalist gab er sich aus, kam eines Tages zu mir und legte mir die Fotokopie einer Mitgliederliste vor. Drauf stand mein Name ...» «Eine Fälschung?» fragte Walter, aber Wolf schüttelte den Kopf.

«Bemerkenswert, daß du trotzdem ungeschoren davongekommen bist; ich habe jedenfalls nie gehört, daß dir deswegen in der Öffentlichkeit Vorwürfe gemacht worden wären ...»

Eine Pause entsteht. Wolf ist plötzlich wieder der alte; für ihn ist das Gespräch mit seinem Bruder ein amüsanter Scharmützel; «mal sehen, wohin das führt». Scharf auf die Reaktionen Walters achtend, erwidert er nach einer Weile:

«Für solche Zwecke halten wir uns den lieben Frauenfelder.»

«Der junge Journalist hat nicht zufällig Robert Kaul geheißt?»

Wolf kann sich beim besten Willen nicht an den Namen erinnern, nur noch an einen Bericht aus dem Büro Frauenfelder, in dem es hieß, daß jener Journalist, der als Mitarbeiter eines linksstehenden Juristen gearbeitet habe, selbst schwer belastet sei. Ein Gentlemen's-Agreement habe den Wühlereien ein Ende gesetzt. «Außerdem war die weltpolitische Situation so, daß solche Untersuchungen einfach nicht zu machen waren», schließt Wolf.

Walter nickt. Er weiß, wie er Wolfs Bemerkung zu deuten hat.

«Die Angst vor den Russen!» sagt er, aber Wolf pflichtet nicht bei.

«Frauenfelder mußte den Antikommunismus erst wieder flott machen. Er lag sozusagen in seinem Büro im Trockendock und wurde überholt.

Am 22. September 1946 sagte Bundesrat Petitpierre, es gebe zwischen der UdSSR und uns kein politisches Problem ...

«... und wir hoffen aufrichtig, das reiche und tiefe Leben der sowjetischen Völker immer besser und möglichst allseitig kennenzulernen, jener Völker, die so viel Mut und Zähigkeit während der Prüfungen des Krieges bewiesen haben. Wir werden uns anstrengen, unsere kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen mit der Sowjetunion zu entwickeln. Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen bedeutet kein Ende, sie bedeutet vielmehr einen Anfang dieser Bemühungen!»

«Ein kluger Schachzug.»

«Ja», antwortet Wolf genießerisch, «kein zu hoher Preis dafür, daß uns die Linke mehr oder weniger unbehelligt ließ.»

«Ich wundere mich über die Gelassenheit, mit der du über diese Dinge sprichst», sagt Walter. Wolf zuckt die Achseln.

«Wie du's nimmst: Ohne diese Distanz ginge ein normaler Mensch drauf. Man darf die Politik, und bei uns ist Politik identisch mit Wirtschaft und Industrie, nicht ins eigene Haus hereinkommen lassen. Wenn es dich interessiert: Der von dir so sehr geschätzte Ulrich Frauenfelder ist noch nie in diesem Haus gewesen. Ich hatte auch nicht mehr als zweimal persönlichen Kontakt mit ihm.»

«Ich dachte, du würdest ihn ganz außerordentlich schätzen?» Wolf sieht seinen Bruder belustigt an. Nach kurzer Pause sagt er:

«Ein notwendiges Übel – Übel groß geschrieben. Aber ich habe dich vorhin unterbrochen. Du wolltest wissen, wie mein Name 1933 auf die Mitgliederliste der Frontisten gekommen war. Du erinnerst dich doch: 1933, da mußten wir praktisch von einer Stunde auf die andere fünfhundert Arbeiter entlassen. Papa und ich sahen jedenfalls nur diese Möglichkeit, um das Unternehmen vor dem Ruin zu bewahren. Da passierte es – aber daran erinnerst du dich doch ...? Die Roten stürmten unser Areal und warfen Papas Wagen um.»

«Ja, ja, daran erinnere ich mich. Und dann?»

«Ein Zufall. Zwei Tage später fand die Versammlung der Kreispartei statt. Frauenfelder von der Stadtpartei referierte über die geplante Verbindung aller bürgerlichen Parteien mit den Fronten, und anschließend – wie es dazu kam im einzelnen, weiß ich nicht mehr – erzählte ich ihm vom Sturm der Roten auf unser Areal. Schon am nächsten Tag stand ein gewisser Tobler in meinem Büro und entwarf mir einen Plan, wie solche Attentate zu verhindern wären ...»

«Und in der Folge wurden unsere Fabriken von ›Tobler-Truppen‹ bewacht?»

«So ungefähr.»

«Und du hast sie auch honoriert?»

«Wir waren ja alle der Meinung, daß die Frontisten mehr oder weniger nur mit Geburtsschwierigkeiten zu tun hätten. Und wenn ich mich an meine Begegnung mit Tobler erinnere: Ich kann diesen feinnervigen, sensiblen Mann auch heute noch nicht in Verbindung bringen mit dem, was später geschah. Er ist mir ein Rätsel geblieben. Ich bin immer noch davon überzeugt, daß er wirklich glaubte, schweizerisch zu denken und zu handeln. Und wie er Klavier spielte ...»

Du hast leicht reden, Alter. Wir hatten damals die Fabriken, die beinahe leerstanden, auf dem Buckel, hatten den Haß der Arbeiter. Der Herr Bruder aber arbeitete an seiner militärischen Karriere, führte für unsere lieben Bekannten Scheidungsprozesse und spielte mit anderen phantasiebegabten Liberalen die Rolle des vornehmen Künders schweizerischer Selbstbesinnung. Papa und ich mußten dafür sorgen, daß die Fabriken wieder Futter kriegten. Hatten sie Futter, dann hatten es auch die Roten. Nicht mehr und nicht weniger wollten die damals. Ich habe mich ja glänzend mit ihnen verstanden. Und auf die philosophierenden Kommunisten pfeife ich. Mag die welthistorische Entwicklung den Sozialismus bringen! Meinetwegen. Aber als Arbeitgeber habe ich unter anderem auch dafür zu sorgen, daß meine Arbeiter zu ihrer Wurst kommen. Als ob wir den Nationalsozialismus hätten aufhalten können, wenn wir Rüstungsaufträge für die deutsche Armee ablehnten. Weißt du, was die Folge gewesen wäre? Eine noch größere Arbeitslosigkeit, meinerwegen sogar eine Hungersnot, und der ganze verteufelte Liberalismus wäre damit auch vor die Hunde gegangen. Ja, ich habe mit den Frontisten verhandelt. Zahn um Zahn, Auge um Auge. Ich habe dich im Ungewissen gelassen, aber tröste dich, auch Papa wußte nicht alles. Das ist Wirtschaft, mein Lieber, das ist Kapitalismus. Schaff ihn ruhig ab! Aber erwarte nicht, daß andere Wirtschaftssysteme besser sind ...»

Wolf steht auf.

«Ihr habt es gut, Ihr Intellektuellen. Die Arbeit, von der man schmutzige Hände kriegt, überlaßt ihr unsereinem. Damals waren es die Nazis, jetzt sind es die Kommunisten. Aber damals hat mich keiner von euch Herren Offizieren gefragt, wieso es mir möglich sei, so schnell Waffen zu liefern. Nun ja, weshalb konnten wir wohl eure Divisionen innerhalb von neun Monaten ganz anständig ausrüsten? Weil wir die notwendige Kapazität schon hatten, als der Krieg ausbrach. So verdanken wir es – und das mag absurd klingen – am Schluß noch zum Teil den Nazis, daß wir stark genug waren, sie zur Räson zu bringen; wenigstens behaupten unsere Geschichtsklitterer, wir hätten es euch Militärs zu verdanken und nicht bloß der Vorsehung. Ich sage, uns habt ihr zu verdanken, daß a) die Roten zu Speck und Brot kamen, bevor's zu spät war, daß b) ihr nicht mit Heugabeln einrücken mußtet 1940 – bei der Generalmobilmachung ...»

«Ich bin weiß Gott jetzt nicht hergekommen, um dir Vorwürfe zu

machen. Ich brauche bloß Gewißheit. Ich will nur wissen, wie es damals gewesen ist.»

«Gut, gut! Manchmal, wenn ich mir diese schwierigen Jahre ins Gedächtnis zurückrufe, frage ich mich auch, ob es nicht doch ohne die gefährlichen politischen Verbindungen gegangen wäre. Eines ist mir klar: Wir haben weder die ›Vaterländischen‹, noch die reaktionären Kreise zu Hilfe gerufen – es war so: Weil unsere wirtschaftliche Situation prekär war, gab's Faschisten. Aber auch ihr mit eurer Armee seid alles andere als stubenrein gewesen. Dein Kollege Oberst Abraham Schmid, der kommandierte doch in jenen gefährlichen Maitagen 1940 einen der wichtigsten Abschnitte an der bündnerischen Südostgrenze. Und er und ein großer Teil seines Stabes, bis hinunter zum Bürogefreiten, gehörten zu den prominenten Unterzeichnern der bekannten Eingabe der Zweihundert. Ich habe ihn gekannt, diesen Abraham Schmid – der war auch ein Mitglied der Nationalen Front – bis 1937 ...»

«Hast du die ›Vaterländischen‹ mehr als einmal mit Geld unterstützt?»

«Ja!»

«Obwohl du die Gefährlichkeit ihrer Denkweise kanntest? Ich erinnere dich, daß einige ›Vaterländische‹ später wegen Landesverrates vor Gericht kamen.»

«Die ›Vaterländischen‹ haben mich erpreßt. Die haben immer kurzen Prozeß gemacht. Wer sie einmal unterstützte, den hatten sie in ihren Krallen. Du vergißt, daß ein großer Kreis von Industriellen bis zum Kriegsende nazistisch und vaterländisch war. Ich habe nach dem Fall von Stalingrad mit ihnen gebrochen. Jetzt hatte ich sie nicht mehr nötig.»

«Und heute wäschst du deine Hände in Unschuld?»

«Ich bin immer Praktiker gewesen. Folglich habe ich schmutzige Hände. Aber meine Hände kann ich waschen. Das können die Politiker, die sich national, faschistisch, vaterländisch und antisemitisch aufgeführt haben, nicht von sich sagen. Den politischen Katechismus haben sie verfaßt. Ich hab' nur meine Fabriken – notabene unsere Fabriken – in Gang gehalten. Und ich halte sie noch heute in Gang. Aber heute muß ich unter anderem den Oststaaten liefern, wenn ich keine Leute entlassen will. Und ich laß mich da nicht anfechten. Ich sage jedem, der es hören will: Wir halten die Weltgeschichte nicht auf

damit, daß wir uns weigern, mit den Russen Handel zu treiben. Diese Berufs-Antikommunistensollten einmal auf unserem Platz stehen. Unser Lebensstandard sänke so rasch, wie er in Rußland steigt. Und in dem Zusammenhang berufe ich mich auf einen Schriftsteller, der weiß Gott nicht im Geruch steht, Kommunist zu sein; hat nicht Thomas Mann einmal gesagt: «Der Antikommunismus ist die größte Torheit unseres Jahrhunderts». Nein, vorläufig stehen die Russen noch nicht am Bodensee, und wenn sie kommen wollen, kommen sie auch ohne Kommunismus. Ich sage jedem, der es hören will, Russen sind Russen, wurscht, ob sie zaristisch oder marxistisch oder kommunistisch regiert werden. Komm, hören wir auf mit dem Quatsch ... Und jetzt fahren wir in die Stadt. Ich hab' verdammt Hunger. Übrigens, was ist nun mit diesem Boller los?»

«Ich kann ihn nicht daran hindern, der Geschichte nachzugehen.»

«Soll er vielleicht nicht?»

«Er stößt unweigerlich auf Frauenfelder.»

«Schön. So stößt er eben auf Frauenfelder.»

«Dem ist er nicht gewachsen.»

«Dann ist er ihm halt nicht gewachsen. Sag ihm das vorsorglich.»

«Habe ich ihm gesagt.»

«Und er hört nicht auf dich?»

«Der bohrt sich da in etwas hinein.»

Wolf blickt seinem Bruder in die Augen und fragt: «Du magst ihn?»

«Das allein ... Ich weiß nicht, aber es war doch eine gottverdammte Schweinerei.»

«Was?»

«Du fragst noch. Er hat einfach recht!»

«Wer?»

«Boller.»

«Vermutlich schon.»

«Wie kommen wir dazu, uns über die Naziverbrechen zu empören, wo wir eigenhändig Juden ihren Mördern ausgeliefert haben?»

«Nun übertreib mal nicht.»

«Wir haben's getan. Basta. Keine Geiß leckt diese Mitschuld von unserer Weste. Wir haben es zu einer Zeit getan, als wir präzise Nachrichten über die Judenvernichtungen hatten. Und wieder waren es die «Vaterländischen», die beim Bundesrat durchsetzten, daß die Greuel-

märchen – so bezeichneten sie die Berichte über Massenvernichtungen – nicht in unseren Zeitungen publiziert werden durften ...»

«Um unsere Beziehungen zur deutschen Regierung nicht zu strapazieren ...», wirft Wolf ein, der die Tür geöffnet hat, mit einem Fuß bereits in der Empfangshalle steht. Walter folgt ihm.

Kalte, feuchte Luft hängt zwischen den kahlen Bäumen. «Wir fahren mit deinem Wagen», entscheidet Wolf. «Du kannst ihn in deine Garage stellen, und ich nehme mir später ein Taxi ...»

«Das alles kann sich wiederholen», sagt Walter, als sie im Auto sitzen.

«Apropos Juden», sagt Wolf, «wenn du dir die Mühe machst und die schweizerische Wirtschaftsgeschichte studierst, wirst du auf etliche immigrierte Juden stoßen, die bei uns bedeutende Industrie-Konzerne aufgebaut haben ...»

«Ich konnte nur eines», erzählte uns Bächtold später, «ich konnte nur schweigen.»

«Und ich meine», sagt Wolf, «deine Grübeleien in Ehren, aber was erhoffst du dir?»

«Daß sich Ähnliches nicht wiederholt.»

Aus Johann Bollers Hinterlassenschaft

Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 232:

«Die durch die Weisungen vom 29. Dezember bedingte, erneut eingeschränkte Zulassungspraxis löste in der Öffentlichkeit wiederum eine heftige Kritik aus. Beanstandet wurde insbesondere abermals die Vorschrift, wonach Flüchtlinge aus Rassegründen nicht als politische Flüchtlinge zu behandeln und daher – im Gegensatz zu den am 26. Oktober getroffenen Anordnungen – regelmäßig zurückzuweisen waren.

Diese Reaktion war nach dem, was man heute weiß, durchaus verständlich; denn die von Hitler in Reden an den Parteigründungsfeiern vom 30. Januar 1941 und 30. Januar 1942 sowie in der Neujahrsbotschaft 1942 erneut ausgesprochene, vom Propagandaminister Goebbels mehrfach wiederholte Androhung einer systematischen Ausrottung der Juden befand sich damals seit Monaten bereits in vollem Gang.

Hierüber liegen auch Bestätigungen einwandfreier schweizerischer Augenzeugen vor.

So hat dem Verfasser ein Teilnehmer an der ersten schweizerischen Ärztemission nach dem Osten, Dr. med. Rudolf B. in Zürich, folgendes berichtet:

«Im Januar 1942 in Smolensk, Lazarett Nord, erklärte mir der Chefarzt (Hauptmann Wagner), daß es von Jahr zu Jahr schlechter und bedenklicher zugehe, indem immer mehr Juden auf die bestialischste Art umgebracht würden, und zwar weniger durch Massenerschießung (wie im Getto von Minsk 7000 Juden durch Maschinengewehrfeuer), sondern durch Vergasung in Gaskammern und Verbrennung der Leichenmassen in riesigen Krematorien. Er wußte auf alle Fälle, daß der Bau derartiger Vernichtungslager, wenn nicht schon an verschiedenen Orten vollendet, so doch bereits in Auschwitz erprobt war. In Smolensk sah ich am Rande der Stadt zirka 10 jüdische Frauen ihr eigenes Grab schaufeln. Der Exekution wohnte ich nicht bei, sah aber anderntags die zugedeckte Gruft. In Warschau sah ich, durch einige SS-Leute bewacht, einen Deportiertenzug von Warschauer Juden, angefangen von Greisen bis zum Kleinkind, vollgepfropft in Drittklaßwagen. Ein SS-Mann erklärte mir, daß diese 'Judenschweine' selbstverständlich keine Ahnung hätten, daß sie in zweimal 48 Stunden verscharrt seien.

Ich selbst wohnte gegen Ende Januar 1942 in Smolensk, in dem der GPU gehörenden Gebäude, um zirka 7 Uhr morgens, wenigstens dem Anfang einer grausamen Exekution von 62 Geiseln, darunter eine sehr geringe Zahl von Juden, jedoch zusammengewürfelt aus sehr alten Männern und Frauen und zahlreichen Kleinkindern, bei. Diese Exekution erfolgte durch die SS mittels Genickschuß.

Auf meiner Rückkehr im Februar 1942 erklärte mir eine junge blonde Frau im Eisenbahnzug zwischen Breslau und Berlin, daß man sie, obschon Halbjüdin, in Ruhe gelassen habe, weil sie in das Verhältnis mit einem hohen SS-Offizier einwilligte ... Nach einigen Stunden vertrauten Gesprächs schilderte sie mir die Enteignungs- und Waschprozeduren in den Vernichtungskammern in Auschwitz. Sie sprach dabei auch von der Prozedur der Hinrichtung und Verbrennung und erwähnte das sogenannte Blaukreuzgas, das in üblichen Eisenbomben dorthin gebracht wurde. Ich hörte dort zum erstenmal vom Zynismus der Entlausungsvorgänge.» Weiterhin teilte Dr. B. mit, er habe über das «Grauenhafte jener Zeit» erstmals im Mai 1942 an der Jahresversamm-

lung der Schweizerischen Ärztegesellschaft gesprochen.» (Die Behörde verbot Dr. Bucher, seine Berichterstattung öffentlich zu wiederholen.)

Aus dem Bericht Dr. Rothmunds über seine Feststellungen im KZ Oranienburg (Bericht Professor Ludwigs, Seite 243):

«Das Lager hat Raum für 18 000 Personen und ist mit 14 000 belegt. Von diesen werden die meisten tagsüber zur Arbeit in Fabriken, Steinbrüchen usw. nach auswärts geführt. Die Arbeitszeit erstreckt sich von Tagesanbruch bis zum Einbruch der Nacht. Die Baracken sind so angeordnet, daß sie von einem Wachturm aus überblickt werden können. Die eingewiesenen Leute sind absichtlich ganz durcheinandergewürfelt: unverbesserliche Verbrecher, Juden, politische Sünder, Bibelforscher als Antimilitaristen, arbeitsdienstpflichtige Ausländer, die ihre Pflicht nicht taten – alle durcheinander. Wenn ich recht verstanden habe, wird jeder neu Eintretende zuerst immer gehörig militärisch «geschlaucht». Wenn er die nötigen raschen Reaktionen auf die Kommandi und die unbedingte Disziplin zeigt, wird er zur Arbeit verwendet, möglichst nach seiner Fähigkeit. Nach drei Monaten Lageraufenthalt erfolgt die erste Überprüfung anhand der Einweisungsakten bei der Gestapo und der Führung im Lager. Die Entlassung erfolgt, wenn der Zweck erreicht zu sein scheint, manchmal nur provisorisch, auf Wohlverhalten und unter Anweisung eines bestimmten Aufenthaltsortes. Als schwerste Strafe im Lager ist die Prügelstrafe vorgesehen; eine als entehrend geltende Strafe, die durch keinen SS-Mann vollzogen werden darf, sondern nur durch Lagerinsassen, in Gegenwart von drei Zeugen. Es wurde mir das Barackenspital gezeigt, das mit allem Notwendigen ausgerüstet ist, auch mit einem Operationszimmer. Für alle Lungenkranken bestehen Röntgenaufnahmen, auch Stühle für Liegekuren; sie erhalten zusätzliche Nahrung. Die Ernährung scheint im übrigen gezwungenermaßen auf das Minimum dessen beschränkt, was der arbeitende menschliche Körper benötigt. Es wurde mir denn auch erklärt, der Entzug der Nahrung als Strafe werde nicht mehr verwendet, weil der so Bestrafte am nächsten Tag nicht mehr arbeitsfähig wäre. Für die Schwerarbeiter werden tüchtige Zulagen, gutes Brot, schmackhafte Wurstwaren, auf den Arbeitsplatz befördert. – Ich kann mir nicht recht denken, daß mit diesem Freiheitsentzug und mit der rein militärischen Erziehungsmethode erwachsene Menschen zu Staatsbürgern erzogen werden können.

Es dürfte wohl in der Regel bei der äußerlich strammen Haltung sein Bewenden haben.»

Die «Aufklärungsschrift über die Flüchtlingsfrage» des Schweizerischen Vaterländischen Verbandes, November 1942:

«In einer «Aufklärungsschrift» vom November 1942 erhob der Schweizerische Vaterländische Verband die Forderung, daß die Schließung der Grenze des Landes verstärkt werden solle, daß alle «schwarz» eingereisten Flüchtlinge zur Meldung bei den Behörden zu veranlassen seien, unter Androhung der Rückweisung bei Nichtbefolgen der Aufforderung,

daß sämtliche in der Schweiz sich befindenden Emigranten ohne Ansehen der Person und der finanziellen Mittel oder persönlicher Fürsprache in besonderen Lagern unterzubringen seien, ohne bis zur endgültigen Ausreise aus der Schweiz Urlaube, wie sie bis dahin üblich waren, zu erhalten,

daß die Emigranten zur gemeinsamen Arbeit im Interesse der Landesversorgung anzuhalten seien,

daß, wenn nötig, unter Ergänzung der bestehenden Gesetzgebung, verhindert werde, daß als Flüchtlinge eingereisten Ausländern je in der Schweiz Aufenthaltsbewilligung oder Niederlassung erteilt werde oder daß sie sich einbürgern könnten, und daß schon früher Eingebürgerte ihren Namen nicht ändern dürften,

daß die Wiederausreise der Flüchtlinge mit allen Mitteln gefördert werde.

Zur Begründung dieser Postulate verwies das Manifest vor allem auf die Überfremdung, welche neben den wirtschaftlichen Momenten besonders politische und kulturelle Gefahren in sich schließe. Weiterhin wurde erklärt, daß im Hinblick auf das höhere Landesinteresse die menschliche Seite der Emigrantenfrage zurückzutreten habe.»

Die Weisungen der Polizeiabteilung, 29. Dezember 1942:

«Die mit Zustimmung des Bundesrates am 29. Dezember 1942 von der Polizeiabteilung erlassenen Weisungen über Rückweisung oder Aufnahme illegal einreisender Ausländer hatten den folgenden Wortlaut:

1. Ausländer, die beim illegalen Überschreiten der Grenze oder unmittelbar nachher in der Grenzgegend von Grenzwach- oder Polizeiorganen angehalten werden, sind von diesen über die Grenze zu-

rückzuweisen. Nicht zurückzuweisen sind Ausländer der in Abschnitt II aufgezählten Kategorien. Als Grenzgegend im Sinn dieser Weisung ist ein Gebietsstreifen von etwa 10–12 km der Grenze entlang zu betrachten. Dazu gehören somit beispielsweise der ganze Kanton Genf, der Teil des Kantons Wallis westlich von Martigny (inkl.), der Pruntrut Zipfel, der ganze Kanton Schaffhausen, das sanktgallische Rheintal usw.

2. Die Rückweisung hat sofort und ohne weiteres zu erfolgen, es sei denn, die Zeit- oder Witterungsverhältnisse oder der körperliche Zustand des Flüchtlings lassen einen Aufschub von einigen Stunden geboten erscheinen; wenn nötig, sind die Flüchtlinge, soweit es nach den Umständen möglich ist, zu verpflegen.

Auf jeden Fall ist darauf zu achten, daß Flüchtlinge, die zurückgewiesen werden müssen, mit niemandem (Verwandten, Bekannten, Anwälten, Gesandtschaften, Konsulaten, Flüchtlingsorganisationen usw.) direkt oder indirekt (namentlich telefonisch) Fühlung nehmen können.»

Robert Kaul

Als alles vorbei war, sagte Robert Kaul:

«David war bereit, für die Demokratische Presseagentur zu arbeiten. Ich klärte ihn über das Wesen dieses Unternehmens auf. Er erzählte, er wolle bei uns das journalistische Handwerk erlernen, um später eine eigene Zeitschrift herausgeben zu können. Er habe die Angelegenheit mit seinem Rechtsanwalt Dr. Bächtold besprochen. Dieser werde ihn auch materiell unterstützen. So denke er daran, in einer Vorortgemeinde ein Haus, wenn irgend möglich ein Bauernhaus mit Scheune, zu kaufen oder zu pachten. Dort wolle er eine Offset-Druckerei einrichten. Doktor Bächtold habe ihm bereits Aufträge zugesichert. Ich fragte ihn, was er mit der geplanten Zeitschrift vorhabe. Er antwortete, er nenne die Zeitschrift «Die Zukunft», und seine Aufgabe sehe er darin, die Wahrheit zu schreiben.

«Die Wahrheit worüber?» fragte ich. Es gebe immer und überall nur eine Wahrheit.

Ich rief Doktor Bächtold sofort an, erzählte ihm, was ich mit David vorhätte, und fragte ihn, ob er Näheres über die geplante Zeitschrift wisse. Dr. Bächtold erklärte, er unterstütze Davids Vorhaben und ver-

handle selbst bereits über den Kauf einer kleinen Liegenschaft in der Vorortsgemeinde E. Er, Bächtold, sei der Meinung, wir alle müßten nun behutsam umgehen mit diesem jungen Menschen. Ein Zusammenstoß mit der Polizei, wie er kürzlich vorgekommen sei, dürfe sich nicht wiederholen.»

Aus Robert Kauls Aufzeichnungen

13. November 1956:

Der Zentralvorstand der Partei der Arbeit hat für heute eine außerordentliche Generalversammlung einberufen. Wir erfahren, daß Alois Hauser soeben aus Berlin zurück ist, wo er auf Einladung des PEN-Zentrums Ost und West die Rede anlässlich der Gedenkfeier für Bert Brecht gehalten hat.

Ulrich Frauenfelder liest mir seinen Leitartikel vor, den er noch heute mit Fernschreiber an alle bürgerlichen Redaktoren durchgeben will. Er sagt:

«Sie werden sehen, Robert, Hauser tritt nicht zurück. So, wie ich den kenne.»

Frauenfelders Artikel schließt mit den Worten:

«Die beiden letzten Prominenten außer Hauser, nämlich Korn und Schober, sind untergetaucht. Wohl um unbequemen Fragen an der Wohnungstür oder am Telefon auszuweichen. Vielleicht kann an ihrer Stelle Dr. Alois Hauser Auskunft geben. Er ist jetzt zurück aus Ostdeutschland und wohnt an der Usterstraße 11 in T...»

14. November:

Aktion «Frei sein» gegen Alois Hauser beschlossen.

Finanzierung aus dem Fonds der Agentur «Gegen kommunistische Umtriebe».

«Es kann einer sehr wohl ein guter Christ sein und dennoch Kommunist», sagt Alois Hauser.

«Er unterwandert nun auch noch die Kirche», erklärt Frauenfelder. Ich erkläre David Boller unsere Aktion.

Erste Maßnahme:

Ulrich Frauenfelders Leitartikel in den Zeitungen.

Zweite Maßnahme:

Ein Vortrag Frauenfelders in T.: «Warum Antikommunismus nötig ist». Organisiert durch eine bürgerliche Partei in T.

Dritte Maßnahme:

Wir bilden die Gruppe «Aktion frei sein». Präsident wird Huber-Wenger, Inhaber einer unbedeutenden Werbeagentur. Ein durch und durch erfolgloser Mann.

Vierte Maßnahme:

Großinserate in den Zeitungen von T.

Fünfte Maßnahme:

Fackelzug oder Schweigemarsch durch T. Sammlung beim Bahnhof, Ziel Usterstraße 11. Wird organisiert und durchgeführt von der Studentenverbindung, bei der Ulrich Frauenfelder als «Altherr» Mitglied ist.

Sechste Maßnahme:

Leserbriefe an die Lokalzeitungen von T. und Umgebung: Aktion «Frei sein» wird bejaht!

Siebente Maßnahme:

Flugblatt an alle Haushaltungen von T.

Zunächst schwieg David. Dann sagte er, ich hielte ihn wohl zum Narren. Wirklich, er wollte nicht glauben, daß das so gemacht wird. Ich muß ihm die Textentwürfe zeigen, die Insertionsaufträge für die Zeitung von T. und so weiter, bis er einsieht, daß ich ihn durchaus nicht zum Narren gehalten habe. Er schlug vor, ich solle sogleich von meinem Posten zurücktreten, der Öffentlichkeit die Wahrheit sagen. Ich antwortete ihm, daß niemand mir glauben würde, daß man eher glauben würde, ich handle aus persönlichen Interessen gegen Frauenfelder.

«Die Leute», sagte ich zu David, «halten bei uns sehr viel von der sogenannten Loyalität. Das ist das eine. Und das andere: Da es sich ja nur um Pläne handelt, um einen Entwurf, werden sie so ungläubig die Köpfe schütteln wie Sie vorhin.»

Daraufhin wurde David nachdenklich und verlangte nach einer Weile, ich müsse von allen Dokumenten, also von Textentwürfen, von Insertionsaufträgen, von Briefen, von Sitzungsprotokollen Fotokopien machen und ihm geben. Im übrigen werde er so tun, als ob er mitmachen würde, um später einen Dokumentarbericht verfassen zu können.

Er sagte:

«Dieser Bericht wird in der ersten Nummer meiner Zeitschrift publiziert.» Ich erklärte mich bereit, ihm die gewünschten Dokumente zu geben, fragte ihn jedoch trotzdem, ob er glaube, daß er dieses Doppelspiel durchhalte.

«Ich muß», antwortete er.

Aus Alois Hausers Rede

David fuhr am 14. November zu Alois Hauser. Der bat ihn herein, hieß ihn, Platz zu nehmen. David fragte Hauser, warum er anlässlich der Parteiversammlung gesagt habe: «Jetzt kämpfen wir erst recht weiter.»

«Der Aufstand in Budapest kann uns nicht daran hindern, weiter zu arbeiten. Was wissen wir denn über die Hintergründe dieses Aufstandes?»

«Aber daß die Russen eingegriffen haben ...»

«Die Russen hätten auch eingegriffen unter einem zaristischen Regime. Rußland kann Ungarn heute nicht dem Chaos preisgeben. Dazu sind die Ost-West-Spannungen zu groß. Bestimmt haben die Russen nur zögernd eingegriffen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, daß die Russen sogar unter sich nicht einig gewesen sind.» Und dann blickte er David an und fragte:

«Warum erregt sich denn hier keiner über den englischen Angriff auf Ägypten?»

Hauser hatte an diesem Abend nicht die Zeit, sich länger mit David zu unterhalten. Er mußte zu einer Vorstandssitzung seiner Partei. Er übergab David aber das Manuskript der Rede, die er am 13. gehalten hatte.

«Glaubt Ulrich Frauenfelder im Ernst daran, die von ihm geforderte Isolierung des Kommunismus und der Kommunisten halte den Gang der Weltgeschichte auf? Alle, die nicht Provinzler sind, wissen, daß das nicht der Fall ist, sowenig wie seinerzeit die Verfemung und Verfolgung der Christen in der Spätantike, wie dann die Verfemung und Verfolgung der Protestanten zur Zeit der Gegenreformation, die Verfemung und Verfolgung der Demokraten vor und nach der Französischen Revolution, das Verbot und die Verfolgung der Sozialdemokratie im neun-

zehnten Jahrhundert und dann die Isolierung und sogar militärische Bekämpfung der Sowjetunion im zwanzigsten Jahrhundert den Gang der Geschichte aufgehalten hat. Denn nichts, gar nichts, kann den Gang der Menschheitsgeschichte aufhalten, höchstens der Atomkrieg, aber dann gibt es gar nichts mehr aufzuhalten, weil es dann keine Menschheitsgeschichte mehr gibt, nur noch Naturgeschichte. Herr Ulrich Frauenfelder befindet sich mit seiner Forderung in historischem Irrtum.

Aber auch die umfangreiche und ziemlich genau geführte Personalkartei über zahlreiche Kommunisten und Sozialdemokraten und auch Bürgerliche (darunter sogar Bundesräte), die die Redaktion der <xx-Zeitung> so eifrig benützt, wird den Gang der Geschichte nicht aufhalten, so wenig wie die vielen – unter uns gesagt, zu vielen und darum ermüdenden – Leitartikel gegen den Kommunismus, zumal nicht allzu selten im Handels- und Inseratenteil das Gegenteil zu lesen ist von dem, was vorn geschrieben steht: Dem bald vier Jahrzehnte dauernden, unaufhaltsamen, kulturellen und wirtschaftlichen Niedergang der Sowjetunion entspricht sicherlich genau die Aufstellung, die zum Beispiel gerade heute aus dem Inserat der <Gesellschaft ehemaliger Studierender der Eidgenössischen Technischen Hochschule> zu entnehmen ist: <UdSSR 280 Ingenieure auf eine Million Wohnbevölkerung; USA 136 Ingenieure; Westeuropa 67 Ingenieure; Schweiz 62 Ingenieure.>

Ja, man hält den Gang der Menschheitsgeschichte nicht auf, und alle Versuche, gleichgültig, wo sie unternommen werden, in einer kleinen Gemeinde in der Schweiz oder in Taipeh, von einem Gemeindepräsidenten oder von einem Generalissimus, werden nutzlos enden. Sie werden so nutzlos enden wie alle Versuche, die westeuropäische Christenheit vom Gespräch mit den Kommunisten abzuhalten. Wohl kann man vor einem solchen Gespräch drohend warnen, man kann sogar die Kommunisten als des Teufels hinstellen oder als Pestträger, wie man vor vierhundert Jahren die Protestanten als Diener Satans bezeichnete und ebenfalls als verpestet. Aber dieser Teufelsschreck und die Pestwarnung haben noch nie auf lange Sicht Geschichte gemacht, heute weniger denn je. Die Christen werden gar nicht um dieses Gespräch herumkommen, im Gegenteil, je länger sie zuwarten, desto schwieriger ist ihre Position: denn die Christen stehen, auch wenn viele unter ihnen dies noch nicht zu wissen scheinen oder nicht wissen wollen, vor einer großen Entscheidung. Allerdings ist es nicht die Entscheidung, ob Christ oder

Kommunist, sondern ob echter oder unechter Christ – der Kommunist steht gewissermaßen außerhalb dieser Entscheidung, denn er ist bloß eine Art Scheidewasser in diesem Prozeß.

Bei diesen Überlegungen denke ich zum Beispiel an das Problem des Bösen im Menschen, ganz besonders angesichts der Bösartigkeit unserer gegenwärtigen Welt, der ganzen Welt diesseits und jenseits des sogenannten Vorhangs. Die Christen haben hierfür die in sich logische und auch weitgreifende Lehre von der Erbsünde des Menschen; die Marxisten kennen eine solche Lehre nicht, sie stünde auch gänzlich außerhalb der Weltanschauung des dialektischen Materialismus. Der Marxist anerkennt kein Absolut-Böses, ein Böses, das «seit der Vertreibung aus dem Paradies» identisch ist mit dem Menschen schlechthin. Für ihn ist das Böse im Menschen nicht etwas Bleibendes, sondern eine relative, historische Größe, die als solche vielleicht einmal mehr oder weniger aus der Welt geschafft werden kann: Der Marxist nimmt eine Wandlung des Soseins aufgrund der Änderung des Daseins an.

Wenn der Christ besonders seit Augustinus und seit der Auseinandersetzung mit den Manichäern das Problem des Bösen sieht, so ist für ihn das Böse ein Absolutes, das sich stets in der Geschichte des Menschen, auch in der Geschichte des christlichen Menschen, manifestiert.

Daß sich dieses Böse in der Geschichte der Christenheit des öfteren als Ungeheuerlichkeit manifestiert, sollten unsere Gegner so gut wissen wie wir: Von den meist schrecklichen Kämpfen zwischen Ost- und Westkirche, von der Ausrottung ganzer heidnischer Völker im Namen Christi, von der blutigen Vernichtung der Albigenser und Waldenser und Taboriten, der Verbrennung der Hus und Savonarola, der Servet und Bruno, der Ertränkung der zürcherischen Wiedertäufer, den Autodafés der Inquisition, der Ausrottung der Inkas, über die zum Teil geradezu bestialisch geführten Religionskriege des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der blutigen Verheerung des katholischen Irland durch Cromwell und der ebenso blutigen Verfolgung der Hugenotten durch Ludwig XIV. ... diese wahrhaft böse Kette reißt bis in die Gegenwart nicht ab.

Es ist dieses Böse, von dem Herbert Butterfield, der Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Cambridge, nach meinem Dafürhalten der bedeutendste englische Historiker der Gegenwart und groß auch als bedeutender Christ, in seinem so wichtigen Werk:

«Christentum und Geschichte» feststellte: «In der Tat gehört es für mich zu den schrecklichen Vorkommnissen in der Geschichte und bedeutet für mich eine Schwierigkeit, der ich nicht auszuweichen vermag, daß die christliche Kirche, sobald sie irgend dazu in der Lage war und die nötige Macht besaß, mit einer grausamen Politik der Verfolgung begann, während später die protestantische wie die katholische Kirche nicht nur mit äußerster Grausamkeit darum kämpfte, ihre Verfolgungsgewalt zu behaupten, sondern auch noch einen besonderen Kampf um jede einzelne Verfolgungswaffe führte, die ihnen aus der Hand gerissen wurde. All dies ist in keiner Weise ein Argument gegen das Christentum selbst, aber es ist ein ernster Kommentar zu der Natur des Menschen, wie sie gerade auch in der Kirchengeschichte sichtbar wird.»

Ich möchte all diese historischen Tatsachen nicht aufzählen, um als Marxist Anklage zu erheben, ganz und gar nicht, denn das gliche der leider sehr oft anzutreffenden Überheblichkeit jener, und in dieser Sicht unechten Christen, die die Geschichte des Marxismus-Leninismus als eine Geschichte des Bösen überhaupt charakterisieren. Nein, ich möchte diese historischen Tatsachen nicht anklagen, aber dem Christen die Prüfung seiner eigenen Geschichte nahelegen, bevor er an die Prüfung und Bewertung der marxistischen Geschichte herangeht. Dann erst, wenn beide, der Christ und der Marxist, ihre eigene Geschichte auf das darin vorgekommene Böse und Ungerechte hin untersuchen, sind sie berechtigt, dem anderen das Böse und Ungerechte des einen vorzuhalten. Ich meine, daß noch beide Seiten ungemein viel lernen müssen. Aber dieses Lernen, ein Lernen auch im gegenseitigen Gespräch, wird für beide Seiten und so auch für die Zukunft Europas gewiß sehr fruchtbar sein.

Um auf die Forderung von Frauenfelder zurückzukommen: Ist die Sache der bürgerlich-kapitalistischen Schweiz so stark gefährdet, daß sie nur noch durch Demagogie und Denunziation gerettet werden kann? Nein! Keine Russen stehen am Bodensee. Auch morgen und übermorgen nicht. Und womit wollen gewisse Hetzer ihre These belegen, der Marxismus würde in jedem Fall ausschließlich auf den Bajonettspitzen der sowjetrussischen Armee nach dem Westen getragen? Unsere kleine Kommunistische Partei besitzt die Mittel in keiner Weise, um machtmäßig etwas am Status quo ändern zu können. Warum dann die hysterische Angst und der barbarische Haß gegenüber dem Kommunis-

mus? Das fragen sich nicht nur die Kommunisten, das fragen sich sehr viele Bürgerliche, freilich nur die intelligenten unter ihnen. Wehret den Anfängen! Gut und schön. Aber mit Diffamierung und Denunziation, mit Methoden, wie sie der Ku-Klux-Klan in den Südstaaten Amerikas benutzt, kann man eine historische Bewegung nicht aufhalten. Wir alle wissen, daß weder die Lüge von den christlichen Brandstiftern im Rom Neros noch die Lüge von den kommunistischen Brandstiftern im Berlin Hitlers die Geschichte aufgehalten haben. Oder will man doch eine neue Lüge verbreiten, die Lüge von den kommunistischen Atombrandstiftern? Und all die maßlose und unaufhörliche Hetze diene der psychologischen Einleitung dazu? Wer weiß es?»

Ulrich Frauenfelder

Als alles vorbei war, sagte Ulrich Frauenfelder:

«Ich habe nichts getan, wofür ich mich entschuldigen müßte. Ich bin unschuldig an diesem gewiß tragischen Ausgang. Hätte er bloß auf mich gehört. Die einzige Schuld: Ich habe nicht bemerkt, wie es um den jungen Mann gestanden hat. Ich wollte ihm väterlicher Freund sein. Väterlicher Freund, wie ich es Robert Kaul gewesen bin. Und dann: Das Büro für politische Aktionen wird seit Jahren von Robert Kaul geleitet. Mit der «Aktion frei sein» hatte ich direkt wenig zu tun. Es war Kauls Einfall. Wie alle bezeugen können, hatte ich mit den Vorbereitungen für die nächsten Parlamentswahlen zu tun. Immerhin, sooft ich Gelegenheit hatte, den jungen Mann zu sehen, mit ihm zu sprechen, gab ich mich ihm offen, ja, ich ließ ihn Einblick nehmen in meine eigene, intime Lebensgeschichte. Das alles in der Hoffnung, ihm helfen zu können. Damit er nicht einen falschen Weg wählte. Wußte ich doch, in welchem Milieu er aufgewachsen war. Und weiß ich doch, wie ein Milieu, wie gewisse Umstände den Charakter eines Menschen bilden können. Und ich war ihm gegenüber offen, wenn auch nicht gerade schonungslos offen. Ich verheimlichte ihm nicht, daß ich seinen Großvater gekannt hatte. Ich verschwieg nicht, daß ich in frühester Jugend ebenfalls der Faszination des Marxismus erlegen war. Doch eines muß ich mit Nachdruck festhalten: Mir entging einfach, daß David seine jüdische Herkunft ernst nahm – ich glaubte immer, er kokettierte bloß

damit. Aber da haben wir wieder einen Beweis mehr, daß Juden eben doch nicht sind wie wir. Bitte!

Und dennoch sage ich: Bei uns hätte sich David Boller entfalten können. Wäre er bei uns geblieben, hätte er sich loyal verhalten, so lebte er noch. Ich war bereit, ihm zu helfen, und er hätte es weit bringen können bei uns. Wirklich: In wenigen Jahren ziehe ich mich zurück. Schon durch meine Wahl zum Nationalrat werde ich dann gezwungen sein, meine Aufgaben mehr und mehr an Robert Kaul zu delegieren. Und zwangsläufig hätte Robert Kaul seine Aufgaben mehr und mehr an David Boller delegiert ...

Man sieht, an mir hat es nicht gelegen. Und mehr weiß ich darüber nicht. Bloß: Ich habe mich, nachdem alles vorbei war, gewundert, daß Robert nicht mehr Menschenkenntnis besitzt. Er hätte dem jungen Menschen doch beibringen müssen, daß einer mit zwanzig Jahren noch keine eigene politische Zeitung herausgeben kann. Mit zwanzig Jahren weiß ein Mensch zu wenig über die politischen Zusammenhänge, über die politischen Spielarten. Aber was soll's? Geschehen ist geschehen. Mehr kann ich nicht darüber sagen. Ich habe es gut gemeint mit ihm ...»

Robert Kaul und Ulrich Frauenfelder

Das stand für Ulrich Frauenfelder fest: Nach den nächsten Bundeswahlen würde er als Nationalrat in das Bundeshaus einziehen. Er nannte das: «Krönung meines Lebenswerkes». Es trifft zu, daß Ulrich Frauenfelder nur am Rande der Aktion «Frei sein» mitgewirkt hat. Das war nicht das erste Mal. Ulrich Frauenfelder hat sich Zeit seines Lebens immer im Hintergrund aufgehalten. Seine Feinde haben ihn darum auch nie treffen können. Immer vermochte er nachzuweisen, daß nicht er dies und jenes getan oder gesagt oder geschrieben habe. Er ist stets ein Ehrenmann geblieben.

Und es trifft zu: Die Vorbereitungen für den Wahlkampf nahmen alle seine Kräfte in Anspruch. Denn er hatte auch innerhalb seiner Partei nicht nur Freunde. Er wußte von dem Widerstand gegen ihn. Er war in Unruhe und Sorge und sprach oft von Mißverständnissen, aber auch von Intrigen, die gegen ihn gesponnen würden. Kaul, den er als persönlichen Berater betrachtete, vertrödelte viele Stunden in seinem Büro,

das sich indes nicht im «Neuen Pressehaus» an der Weinbergstraße befand. Frauenfelder hatte es strikte abgelehnt, sein altes dunkles Büro an der Münstergasse zu verlassen. Er hatte sein Privatbüro selbst in den dreißiger Jahren gehabt, und auch während der Zeit, da er in Bern arbeitete, hatte er dieses Zimmer nicht aufgegeben. Er liebte das Dunkle der Holzwände, das Knarren der alten, breiten Holzdielen, den bemalten Bauernschrank, den langen und breiten Tisch, der vor Jahrzehnten als Eßtisch im Haus eines Großbauern im Weinland gestanden hatte. Im Pressehaus bleibt trotzdem ein Büro für ihn reserviert, in dem er zuweilen arbeitet, wenn es sich nicht lohnt, zwischen zwei Sitzungen in die Münstergasse zurückzukehren. Seine Weigerung, ins neue und eigene Pressehaus zu übersiedeln, hatte wohl auch demonstrativen Charakter. Man sollte wissen, daß er mit der Entwicklung der Presseagentur, mit den Expansionsgelüsten, wie Kaul sie zeigte, nicht ganz einverstanden sei. Früher war die DA bloß ein gemeinnütziger Verein gewesen, von ihm als Sekretär geleitet. Er hatte sie als eine Art «Dachverein» entworfen, dem als Mitglieder Delegierte verschiedener vaterländischer Verbände angehörten, die am Anfang auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit garantierten. So war er als Sekretär mächtig und brauchte sich vor der Verantwortung nicht zu fürchten. Aber nach dem Krieg, als die DA entgegen allen Erwartungen bereits Profite abwarf und die Linke zum Sturm gegen diese Institution blies, weil durchgesickert war, daß Frauenfelders Fäden direkt zu den Geheimdossiers der hohen Militärs, des Bundesrates und der Industrie- und Wirtschaftsverbände führten, und weil die Linke Wind davon bekommen hatte, daß Gelder, für kulturelle Belange und für geistige Landesverteidigung vom Parlament bereitgestellt, in allzu breiten Strömen in die Kassen der DA geflossen waren, hatte Frauenfelder wieder einen guten Einfall: Er machte aus der DA eine Aktiengesellschaft, die nur Namensaktien ausgab, und er brachte diese Umwandlung in aller Heimlichkeit zustande, so daß er seinen Kritikern um eine Nasenlänge voraus war; die schrieben noch von einem Verein, als er bereits die neuen Visitenkarten als AG vorweisen konnte; der Verein, gegen den die Linke Sturm lief, war liquidiert!

Doch obgleich die Aktiengesellschaft sein Kind war und er den Posten des Direktors und des Delegierten des Verwaltungsrates in Personalunion einnahm, stand er seiner Schöpfung mißtrauisch, wenn nicht gar hilflos gegenüber. Die vom Gesetz vorgeschriebenen Organe,

die Generalversammlung zum Beispiel, ließen sich schwer mit seinem Arbeitsstil vereinbaren. Gewohnt, entweder überhaupt keine Rechenschaftsberichte zu verfassen oder wenn schon, dann solche, die seinen Plänen nützlich waren, war er jetzt gehalten, in hohem Grad sachlich und objektiv zu sein. Und zuweilen glaubte er sich eingestehen zu müssen, daß diese Wandlung der DA, dieses neue Pressehaus nur die greifbaren und sichtbaren Zeugen einer Veränderung seien, die sich in allen Bereichen des öffentlichen und politischen Lebens vollzogen habe. Nicht ohne Unbehagen, manchmal sogar mit einem Gefühl von Niedergeschlagenheit bequeme er sich zu der Erkenntnis, daß sich das Tauziehen um die weltpolitische Macht mehr und mehr auf Amerika und Rußland konzentrierte. In unmittelbarer Nähe der Schweiz gab es keine eigentlichen Krisenherde mehr. Was in Deutschland vor sich ging, Aufrüstung hin oder her, blieb ohne Ausstrahlung auf das Nachbarland, und innenpolitisch waren auch keine eigentlichen Spannungen wahrzunehmen. Die Sozialdemokraten verbürgerlichten, die Kommunisten begannen, sich von Stalin abzuwenden, die Russen standen in Berlin, aber nicht am Bodensee, die Liberalen hatten in ihrem hundertjährigen, renovationsbedürftigen Bau plötzlich eine kleine Tür nach links entdeckt, und es gab nicht unbedeutende Gruppen, die den Sozialismus im Licht, das durch diese Tür hereinfiel, zu betrachten begannen. Nur ein einziges Mal nach Kriegsende hatte er sich als «Retter des Vaterlandes» in Szene setzen können: Als die Russen die Tschechoslowakei bedrängten. Noch einmal malte er den roten Teufel an die weissgetünchten Mauern des Schweizerlandes. Und vor Budapest? Da saß er stundenlang in seinem dunklen Zimmer an der Münstergasse. Er gab sich keinen Selbsttäuschungen hin: Man brauchte seine Dienste nicht. Zuweilen bereute er, daß er der Parteileitung gleichsam die Rechnung präsentiert und die «Krönung seines Lebens» gefordert hatte; obgleich damit nur ein längst gegebenes Versprechen eingelöst werden sollte. Jetzt saßen sie natürlich zu Gericht über ihn. Zwar nicht nur über ihn, aber ihn hätten sie davon ausnehmen können. Hatte er sich nicht um die Partei, um alle Bürgerlichen Verdienste erworben wie kaum einer? Wie kam man überhaupt dazu, diese Verdienste erneut zu prüfen, die Vergangenheit gleichsam aus dem Heute zu betrachten? Daß 1933 die Wahlallianz mit den Faschisten beinahe zur Katastrophe geführt hätte, brauchte ihm heute keiner vorzukauen. Und daß die von Dr. Rothmund

maßgeblich entworfene und von ihm unterstützte Flüchtlingspolitik nicht immer und in allen Teilen den Grundsätzen christlicher Lebensauffassung entsprochen hatte ... Er war es zwar gewohnt, Niederlagen persönlicher Art hinzunehmen, Demütigungen einzustecken, ja mehr noch, er betrachtete dieses «Einsteckenkönnen» als ganz besondere und unerläßliche Fähigkeit, die Ziele, die er sich gesetzt hatte, auch zu erreichen; er war sich bewußt, daß es Leute gab, die nichts als Verachtung für ihn übrig hatten, aber all das machte ihm wenig aus.

«Meine Verachtung für die, die mich verachten, ist himmelhoch», sagte er.

Jetzt bekam er freilich zu spüren, daß diese Verachtung auch Folgen hatte: Würden sie so weit gehen und einen, den sie verachteten, auf die Wahllisten setzen?

«Robert», sagte er, «wann ist unser Freund Boller aufgetaucht?»

«Erst kürzlich.»

«Und dann sind Sie mit ihm zu Bächtold gegangen und Bächtold zu seinem Bruder und ...»

«Wir waren bei Bächtold. Bei Rechtsanwalt Bächtold am Hirschgraben.»

«Sie und unser Freund Boller?»

«David und ich waren ein einziges Mal bei Bächtold.» «Waren auch Gäste dort?»

«Bächtolds haben ihren jour fixe – jeweils am Freitag.»

«Ich habe davon gehört. Was für Leute gehen da ein und aus?»

«Mein Gott, es sind immer die gleichen Leute, denen man auf Gesellschaften begegnet.»

«Wissen Sie, weshalb ich frage?»

«Nein.»

«Natürlich wissen Sie es, Robert. Die beiden Bächtolds hatten doch seit Jahren kaum miteinander Kontakt, und jetzt soll sich das geändert haben.»

«Ja, Wolf Bächtold war auch da.»

«Muß ich Sie daran erinnern, daß Wolf Bächtold seit Jahren im Parteivorstand sitzt?»

«Das weiß ich natürlich.»

«Fällt Ihnen da nichts auf? Sagen Sie, Robert, was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, als Sie mit diesem Boller zu Bächtold gegangen sind?»

«Nichts weiter, nur das eine: Er hat ein Recht darauf, zu erfahren, warum seine Eltern in Deutschland umgekommen sind, und die Schuldigen, wenn es solche gibt, kennenzulernen.»

«Ich erlaube nicht, daß Sie mir gegenüber den Unwissenden spielen. Sie sehen genauso wie ich, worum es hier geht.»

«Daß jeder seinen Anteil Schuld auf den anderen abwälzen möchte ...»

«Es geht um die Wahlen. Kommen Sie, Robert, setzen Sie sich, ich muß mit Ihnen reden ... Ich weiß doch, was für persönliche Motive bei gewissen Leuten mitspielen. Das geht bei einigen zurück bis ins Jahr 1943, als ich Bundesrat von Steiger einen Brief schrieb. In diesem Brief habe ich nämlich den Chef des Justiz- und Polizeidepartements aufgefordert, alles zu unternehmen, um die Herren Chefredaktoren der «Neuen Zürcher Zeitung», der «Weltwoche», der «Nationalzeitung», der «Nation» und des «Beobachters» sofort von ihren Posten zu entfernen. Eigentlich war es mehr als ein Brief, eher eine Denkschrift. Kurz zuvor war ich im Auftrag des Bundesrates wieder einmal in Deutschland gewesen. Nein, Robert, Nationalsozialist war ich nie, aber Realist. Ja, ich habe die Gefahr, in der wir all die Jahre hindurch geschwebt sind, deutlich, eben realistisch gesehen. Ich habe ja auch immer die Meinung vertreten, unser General sei der falsche Mann am falschen Platz. Nicht daß Guisan militärisch nicht auf der Höhe gewesen wäre, nein, nein, aber politisch, Robert, mit seinem ausgesprochenen Deutschenhaß, und ich war nicht allein mit der Ansicht, Guisan müsse entfernt, durch Wille ersetzt werden. Und es stimmt, wir haben darauf hingearbeitet. Die Geschichte, sagt man mir jetzt allerdings, habe bewiesen, daß wir uns sträflich geirrt hätten. Aber 42, mein Sohn, da hat man mir in Berlin im Auswärtigen Amt gesagt, wenn man unsere Zeitungen lese, habe man den Eindruck, Guisan und seine Gesinnungsgenossen planten einen Angriff auf die Achse. Und die Gefahr, Robert, daß Deutschland einem solchen Angriff zuvorzukommen suchte, konnte nur ein Narr übersehen. Nein, ich war kein besonderer Freund Deutschlands, wenn ich auch nicht leugne, daß mir Deutschland näher steht als zum Beispiel Frankreich oder England. Mir und meinen Freunden ist es stets nur darum gegangen, die Schweiz nach Möglichkeit aus dem Krieg herauszuhalten, aber jetzt ...

Ja, Robert, jetzt ziehen sie über mich her, dabei geht es meinen Gegnern, unter uns gesagt, gar nicht um Wahrheit oder um Gerechtigkeit;

wir haben Anspruch auf so und so viele Sitze im Parlament und dafür ein Dutzend Bewerber zuviel. Daran liegt es. Und da gibt es nun welche, die treten freiwillig zurück und andere, die zwingt man, auf ihre Nominierung zu verzichten. Mich will man zwingen, aber ich weiß, wo ich die Drahtzieher zu suchen habe: In der Redaktion der <xx-Zeitung>.

Bin ich denn auf den Kopf gefallen, Robert? Glauben die im Ernst, ich hätte nicht Buch geführt, ich wüßte nicht mehr, was ich getan und unterlassen habe? Sehen Sie, jetzt prahlen einige Redaktoren! <Man hat unsere Zeitung bereits 1938 in Deutschland verboten>. Was sagt das schon aus über den Geist dieser Blätter? Mich zum Beispiel interessiert viel mehr, auf welcher Seite diese Blätter im Spanischen Bürgerkrieg gestanden haben. Auf der Seite Francos nämlich, die jetzigen Herren Chefs der außenpolitischen Redaktionen ... In Deutschland 1938 verboten gewesen zu sein, ist kein Verdienst. Und, Robert, habe ich vielleicht diesen Bericht geschrieben? ...»

Aus dem Privataarchiv Ulrich Frauenfelders

Abendblatt der <Neuen Zürcher Zeitung>, 29. Mai 1933:

«Ausgehend von einer Schilderung der Entstehungsgeschichte der verschiedenen Fronten und Bewegungen, die sich in der letzten Zeit in unserem Lande gebildet haben und die ihren Anstoß zur Hauptsache von den Ereignissen im Ausland erhalten haben, freut sich der Referent, daß die Bewegung von der Jugend ausgeht, von einer neuen Jugend, die an die Stelle der verdrossenen und verzweifelten der Nachkriegszeit getreten ist. Es ist eine Jugend, die nicht mehr getragen ist von pazifistisch-antimilitaristischen Gedankengängen gegen unsere Landesverteidigung, sondern mit beiden Füßen auf dem Boden des Vaterlandes steht. <Wir entbieten dieser Jugend den Gruß der Partei> (starker Beifall). Es sei zugegeben, daß sie zuweilen viel aus Taktik gemacht hat. Aber auch den Fronten sei gesagt, daß aus ihrem gärenden Most noch Wein werden muß! Die Volkstagung in Zürich sollte dazu dienen, Wege der Zusammenarbeit mit den Fronten zu suchen, die angesichts der kommenden Herbstwahlen in Zürich unbedingt erforderlich ist (Beifall). Wenn die Fronten heute nicht erschienen sind, so muß doch jedes Mittel versucht werden, in der allernächsten Zeit mit

ihnen zusammenzuarbeiten. Die Behauptung, daß in der Freisinnigen Partei die Absicht bestehe, die Fronten zu vernichten, war unüberlegt; sie begrüßt von ganzem Herzen den Grundton der neuen Bewegung ‹Alles fürs Vaterland› und ist mit ihnen einverstanden, wenn sie es unternehmen, unsere Ratssäle vom russischen Ungeziefer zu säubern (lebhafteste Zustimmung). Zusammenfassend stellte der Redner fest, daß der ‹Freisinn› mit der ‹Neuen Schweiz› fast in allen Punkten einig ist, daß er allerdings die Politik der Eidgenössischen und Nationalen Fronten mit Rücksicht auf die Endzwecke und die Struktur der Eidgenossenschaft ablehnen muß. Es sollte aber doch ein gemeinsames Handeln möglich sein, schon mit Rücksicht auf das nächste Kriegsziel, die Befreiung der Stadt Zürich von der roten Herrschaft (starker Beifall).»

Robert Kaul und Ulrich Frauenfelder

«Darf ich bemerken, daß ich es absurd finde, mir, der ich ein bloßer ‹Handwerker› war, heute vorzuwerfen, ich hätte den schweizerischen Faschismus maßgeblich gefördert, wo doch die Zeitungsberichte deutlich machen, wer mit den Faschisten marschiert ist? Ich gebe zu, ich habe die Faschisten gestützt, wo sie mir helfen und nützen konnten. Und ich habe, gleichsam als Gegenleistung, sie dort gewähren lassen, wo sie sich nicht allzuweit über die Grenzen der Legalität hinausgewagt hatten. Wer eine so schwierige Aufgabe lösen will, muß beweglich sein; Sie wissen, was ich meine. Ich meine, es wäre auch ungerecht, heute dem Vatikan Vorwürfe zu machen, weil er mit Hitler ein Konkordat geschlossen hat. Man kann bei einer Auseinandersetzung, bei der es immerhin auf Leben und Tod geht, nicht immer wählerisch sein in den Mitteln. Und einen lebensgefährlichen Feind hatten wir Bürgerlichen und die Faschisten gemeinsam: Die Kommunisten!»

Als Kaul schwieg, vielleicht auch nur deswegen, weil er das alles schon einmal gehört hatte, redete Frauenfelder weiter: «Wir von der Parteileitung haben doch früh genug erkannt, warum die Jungen den Kommunisten nachrannten: Das war Neuland, das war ‹Amerika›, das war der Mensch, das war aber auch Leidenschaft, Hingebung ... Und unsere Bürgersöhne? Nichts! Nihilismus! Untergang des Abendlandes! Wozu leben? Die heute so verdammten Faschisten aber, die stellten

den Kommunisten eine wirkliche Kraft entgegen, ein vaterländisches Gefühl, Bewußtsein – unvergeßlich ist mir die Kundgebung der sogenannten Fronten am 23. April 1933 im Zunfthaus. Ich sehe noch die Jugendlichen vor mir, die als Ordnungskräfte gegen eventuelle Störaktionen der Roten eingesetzt waren. Man verglich sie damals mit deutschen SA-Truppen. Das war pure Verleumdung ... Und ich sagte mir damals: «Wir Liberalen und Vaterländischen müssen nun noch intensiver mit den Fronten zusammengehen. Nicht nur muß es zu einer Listenverbindung in den kommenden Herbstwahlen reichen, nein, wir müssen alles unternehmen, damit wir die Fronten in unserem Sinne lenken können.» Doch obgleich ich den eindeutigen Auftrag erhalten hatte, der Partei neues Blut zuzuführen, die Jugend für die Liberalen zu begeistern, die Wahlen im Herbst gegen die Roten zu gewinnen, fielen mir einige Prominente in den Rücken. Der Präsident der Kantonalpartei, Nationalrat Theodor Gut, sagte: «Der Übertritt vom Freisinn zur Nationalen Partei bedeutet einen Wechsel in der Weltanschauung, was freilich vielen Leuten zu wenig zum Bewußtsein kommt. Hier das Bekenntnis zur freiheitlichen Demokratie, dort zum national-sozialistisch empfundenen Einparteienstaat: diese grundsätzliche Zweiheit kann nicht deutlich und klar genug auseinandergesetzt werden. Ein Zusammengehen der beiden ist, wenn man seiner Weltanschauung treu bleibt, unmöglich.»

«Gerade auf die haben wir gewartet», sagte ich mir, «wo doch die Faschisten sich schon starrsinnig genug benehmen.» Das ist vielleicht vielen noch nicht bekannt: Dr. Tobler, der Führer der «Front», weigerte sich längere Zeit, mit den Bürgerlichen zusammenzugehen. Er behauptete immer, die Bürgerpartei sei ein Mummelgreis, ein reaktionärer. «Eure Sesselpolitiker haben einfach Schiß ...», sagte er.

Heute sitzen im Grund dieselben Personen in der Parteileitung wie damals. Nur: Sie haben ein schlechtes Gedächtnis. Damals gaben sie mir den Auftrag, alles zu unternehmen, um der Partei neues Blut, also neue Mitglieder zuzuführen. Wie ich diese Aufgabe lösen würde, war denen egal: Erfolg ist alles!»

«Mein Gott», sagte Kaul, «wir wissen doch jetzt, daß zwischen den Bürgerlichen und den Faschisten nur ein gradueller, aber nicht ein prinzipieller Unterschied besteht.»

«Immerhin», antwortete Frauenfelder, «zwischen dem deutschen, dem italienischen und dem schweizerischen Bürgertum gibt es doch

Unterschiede. Das habe ich dem Faschistenführer Tobler schon damals gesagt: ‹Wir müssen schweizerisch bleiben, unsere Eigenart können wir nicht aufgeben, das dürfen wir nicht und wollen wir nicht.› Tobler und ich verstanden uns vorzüglich. Wir kamen überein, uns regelmäßig zu verständigen, unsere Aktivität zu koordinieren. Fest stand, daß die Bürgerlichen gemeinsam mit der ‹Front› in den Wahlkampf ziehen würden. Ich war zuversichtlich. Um so mehr, als ich Tobler dazu bewegen konnte, den Wahlfeldzug der ‹Front› fast ausschließlich auf den Antikommunismus zu beschränken und vorläufig auf die Forderung zur Abschaffung des Parlamentarismus zu verzichten ...»

Und nach einer Pause sagte er: ‹Jetzt ist Ihnen wohl klar geworden, was Sie angerichtet haben. Wissen Sie, was Herr Wolf Bächtold auf der letzten Vorstandssitzung erklärt hat? ‹Es geht nicht an›, sagte er, ‹daß wir die Bundesrepublik Deutschland kritisieren, ihr vorwerfen, sie dulde Männer mit brauner Vergangenheit in hohen Ämtern, wenn wir im gleichen Atemzug Leute nominieren, die für das Ansehen unserer Partei eine schwere Belastung bedeuten.› Das hat Herr Wolf Bächtold erklärt, und wen er damit gemeint haben dürfte ... Robert, wir müssen keine Worte mehr darüber verlieren.›

«Nun», sagte Kaul, «wenn es weiter nichts ist, ich habe jedenfalls keine Angst für Sie, ich glaube, wir sitzen näher am Drücker.»

David Boller und Ulrich Frauenfelder

Ulrich Frauenfelder sagte eines Tages zu Robert Kaul: ‹Ich will mich gern einmal unter vier Augen mit diesem jungen Boller unterhalten.›

Robert Kaul informierte David:

«Doktor Frauenfelder will Sie heute nachmittag sehen. Gehen Sie um zwei Uhr zu ihm. Er erwartet Sie in seinem Büro an der Münstergasse. Und vergessen Sie keinen Augenblick, was ich Ihnen bereits bei unserem ersten Gespräch gesagt habe: Es ist besser, Sie erzählen ihm nicht, was Sie wissen. Sonst schweigt er.»

David antwortete:

«Aber es ist ihm doch bekannt, daß Johann Boller mein Großvater war, daß meine Eltern ... Er weiß doch, wer ich bin.»

Kaul lächelte.

«Nein, keineswegs. Er wird sich an Johann Boller erinnern. Gewiß. Aber er wird sagen, er habe Johann Boller stets bewundert.»

«Frauenfelder?»

«Nun gut», sagte Kaul, «gehen Sie zu ihm, sagen Sie, ‹ich bin der Sohn von Reuven Fenigstein und Sie, Herr Frauenfelder, sind mitschuldig daran, daß meine Eltern umgekommen sind.› Und er wird Ihnen antworten, ‹Herr Boller, wenn Sie das noch einmal sagen, verklage ich Sie auf Ehrverletzung und Verleumdung.›

Außerdem wird Frauenfelder Ihnen dann auch nichts erzählen, nichts verraten. Sie verlieren höchstens Ihren Posten bei uns und verscherzen sich damit die einzigartige Gelegenheit, mehr zu erfahren, als Sie schon wissen. Falls er Sie vor Gericht brächte, würden Sie den Prozeß verlieren. Gegen Frauenfelder ist nach Kriegsende schon dreimal öffentlich Klage erhoben worden, weil er einer von denen sein soll, die in den dreißiger Jahren Seite an Seite mit den Naziverbrechern marschiert sind. Dreimal hat er Prozesse gegen seine Ankläger geführt, und dreimal hat er gewonnen.»

«Ich würde ihn erschießen», sagte David.

«Mord? Dafür würden Sie dann lebenslänglich im Zuchthaus sitzen.»

«Kein Gericht in der Schweiz würde wagen, mich zu verurteilen!»

«Bächtold würde Sie wahrscheinlich verteidigen und auf mildernde Umstände plädieren. Sieben Jahre bekämen Sie dennoch.»

«Die ganze Welt würde auf diesen Fall aufmerksam, das Weltgewissen ...»

«Überschätzen Sie es nicht», antwortete Kaul.

«Herr Kaul hat mir nur Gutes über Sie berichtet», sagte Ulrich Frauenfelder, als er David begrüßt hatte.

«Setzen Sie sich. Möchten Sie was trinken? Einen Cognac vielleicht? Ja, sogar eine kleine Hausbar habe ich hier. Allerdings nicht für mich, Sie werden lachen, die Flaschen stehen für Robert im Schrank. Das soll nicht heißen, daß Robert ein Trinker ist, weiß Gott, das kann man nicht sagen ...» Ulrich Frauenfelder setzte sich, ohne Davids Antwort abzuwarten.

«Ich freue mich aufrichtig», fuhr er fort, «daß Robert nur Gutes über Sie berichtet. Ob Sie mir glauben oder nicht, auch wir haben Schwierigkeiten mit unserem Nachwuchs. Ich will keineswegs behaupten, daß

die jungen Journalisten handwerklich weniger können als wir. Aber die Haltung, ich meine die Geisteshaltung, sie ist einfach nicht zu vereinbaren mit dem, was unser Land ausmacht. Die älteste Demokratie. Offengestanden, David, ich weiß nicht, wo es da etwas zu kritisieren gibt. Das soll nicht heißen, es gäbe bei uns nichts mehr zu verbessern. Selbstverständlich ist immer noch allerhand zu tun. Wir haben, um nur ein Beispiel zu nennen, in der Frage unserer Alters- und Hinterbliebenenversicherung noch lange nicht den Stand erreicht, den wir erreichen müssen. Aber, sage ich immer, bloß nichts überstürzen. Und dann sage ich, seid positiv, steht für euer Vaterland ein, für die Freiheit. Denkt an die zahllosen Schlachten, die unsere Ahnen für die Freiheit unseres Vaterlandes geschlagen haben. Soll denn das Blut unserer Väter für nichts und wieder nichts geflossen sein? Mein Sohn, glauben Sie mir, die Zeit wird wieder kommen, wo unsere Ahnen, wie schon einmal, aus ihren Gräbern steigen und von uns Heutigen Rechenschaft fordern. «Was habt Ihr aus unserem Erbe gemacht?» werden sie fragen. In einer Rauhreifnacht zwischen Martini und Sonnenwende werden sie kommen, die Geisterheere, und werden die Guten belohnen und die Destruktiven bestrafen.»

«Ja», sagte David.

«Nun, ich will damit nicht sagen, unsere Väter hätten keine Fehler gemacht, hätten sich nie geirrt. Doch meine ich, wenn schon Schaden entstanden ist, weil sie sich geirrt haben, müssen wir uns doppelt anstrengen, ihn wieder gutzumachen. Ja, David, und das gilt besonders für Sie.»

«Ich verstehe Sie nicht», sagte David.

«Entschuldigen Sie. Ich bin vielleicht jetzt etwas taktlos gewesen. Doch glauben Sie mir, ich habe es nicht persönlich gemeint. Nehmen wir ein anderes Beispiel. Nehmen wir meinen eigenen Vater. Nicht, daß ich ihn nachträglich anklagen will. Aber ... wie soll ich's Ihnen sagen? Wo stünde ich heute, wenn mein Vater ein anderer gewesen wäre? Sie wissen sicher gar nicht, wer mein Vater war?»

«Nein», sagte David.

«Ja, warum sollte nicht ich es Ihnen sagen, gerade ich: Unser unverbesserlicher Kommunist, fast möchte ich sagen, Staatsfeind ... ist mein Halbbruder. Ja, wirklich. Alois Hauser ist mein Halbbruder. Dieselbe Mutter hat uns geboren. Und dennoch sind wir in allem so grundver-

schieden voneinander. Er ist, was die Gesundheit angeht, ein Protz. War nie krank. Ich glaube, nicht einmal die Kinderkrankheiten hat er durchmachen müssen. In der Schule ständig der Erste. Als Charakter: Von Kind auf trotzig, nur nie das tun, was alle tun. Sogar als Kommunist, in seiner eigenen Partei, ist er ein *Enfant terrible*. Ich weiß sogar, daß die Partei ihn am liebsten ausschließen würde. Dauernd kritisiert er. Ja, ich weiß, daß er sogar in einigen sozialistischen Ländern nicht gern gesehen ist. Ich habe kürzlich gehört, es ist ihm mehr als einmal das Einreisevisum verweigert worden ... Ich dagegen, was die Gesundheit angeht, bin immer anfällig gewesen. Und mein Charakter, haargenau der Vater: Loyal, habe immer nach dem Grundsatz gelebt, Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Nicht daß Sie mich falsch verstehen: Ich will mich gar nicht loben. Ich kann nämlich nicht anders. Bin so zur Welt gekommen. Kann nicht aus meiner Haut. Heute weiß ich, daß aus mir ein guter Pfarrer geworden wäre. Oft bereue ich, daß ich damals Alois nachgeifert und das Theologiestudium aufgegeben habe ...

Und so ist es: Wir hassen uns! So unnatürlich handelt die Natur manchmal. Zwar meine ich, ich hasse ihn nicht. Nicht den Menschen Alois Hauser. Aber den Kommunisten Alois Hauser. Sehen Sie, David, die Schweizer sind keine Kommunisten, und sie wollen keinen Kommunismus. Basta. Unser Land, unsere Demokratie ist ein Geschenk unserer christlichen Kultur.»

«Ja, ja», erwiderte David.

Abends, als er Robert Kaul wiedersah, sagte er: «Ich bin ganz ruhig geblieben. Dachte die ganze Zeit, der Kerl ist dumm. Den darfst du nicht ernst nehmen.»

«Einen Bürgerkriegsgeneral haben die Leute meinen Vater genannt. General Frauenfelder. Aber er war bloß Oberst. Waffenplatzkommandant. Kommandant der Kaserne. Aber er bekam diesen Ehrentitel, weil er 1918 mit einer Handvoll Soldaten die Revoluzzer des Generalstreikes zur Räson gebracht hat. Mein Vater war das, was wir einen echten Patrioten nennen. Jawohl.»

«Ja», sagte David, «dann haben Sie nicht das geringste wiedergutmachen?»

«Hören Sie nur zu Ende», wehrte er ab, die Ironie dieser Feststellung übergehend, «dann der Riß in meinem Leben: Nach dem Tode meines Vaters, nach der feierlichen Testamentseröffnung: Der Vater hatte uns

betrogen. Zumindest mich. Gründlich sogar. Wissen Sie, was er uns hinterlassen hat? Einen Hilfsfonds für notleidende Arbeiter. Und Alois sollte der Vorsitzende des Stiftungsrates sein. Dazu müssen Sie allerdings wissen, daß unser Familienvermögen beträchtlich war.»

«Mit anderen Worten: Ihr Vater hat Sie enterbt?» sagte David.

«Mit anderen Worten, ja. Ich habe dieses Testament angefochten. Ich sagte zu Alois:

«Der Alte war nicht mehr bei Verstand, als er sein Testament aufsetzte.»

«Was willst du», antwortete Alois, «er hat seinen letzten Willen vor Zeugen formuliert, vor zwei Geistlichen».

«Da mach ich nicht mit. Ich nicht», schrie ich. Sie müssen verstehen, ich war außerordentlich erregt. Wer hätte mit so etwas gerechnet? Das Testament schien anfechtbar. Also ging ich zum Rechtsanwalt, zu unserem Rechtsanwalt. Wissen Sie, was der sagte?

«Fechten Sie es nicht an», sagte der. «Es gibt wirklich zu viele notleidende Arbeiter. Ihr Vater hat vielleicht nur dem Willen Gottes entsprochen.»

Sowas antwortet mir ein Rechtsanwalt. Dem Willen Gottes entsprochen!

«Der Wille Gottes», sagte ich, «ist aber nicht mein Wille. Was unser Vater getan hat, ist Verrat an seinen Söhnen.»

Andere meinten, wäre unser Vater arm gewesen, hätte er weder den notleidenden Arbeitern, noch seinen Söhnen etwas hinterlassen können.

«Mein Vater ist aber nicht arm, sondern reich gewesen», antwortete ich.

Abgesehen davon: Wer sitzt denn in diesem famosen Stiftungsrat? Mein Bruder, Herr Hauser. Marxist ...

«Und außerdem zwei Geistliche», erwiderte man mir.

Überall bekam ich zu hören: «Du darfst, du kannst dieses Testament nicht anfechten!»

«Aber juristisch gesehen?»

«Und moralisch?»

«Wie ein richtiger Sündenablaß», sagte ich zu Alois.

Wirklich, David, wie ein richtiger Sündenablaß. Mein Vater hat, man darf es schon so nennen, unter einer monströsen Todesangst gelitten. Daher, besonders als unsere Mutter nicht mehr lebte, dieser Hunger

nach Umgang mit Geistlichen, vornehmlich Missionaren. Ich weiß nicht, wie viele Tausender er allein den Missionaren unter die Soutanen geschoben hat. Deshalb auch, gleich nach dem Tod unserer Mutter, der Befehl, ich solle Theologie studieren. Alois übrigens auch. Seine Söhne zwei Missionare ... Aber weshalb schwieg mein Vater, als Alois das Theologiestudium aufgab? Anfang, Kunstgeschichte zu studieren? Ich habe bis heute vergeblich nach einer Erklärung gesucht. Auch als Alois, kaum zwanzigjährig, sagte: «Ich bin Marxist», war die einzige Antwort: «Junge, Junge!» Warum hatte Vater seine Freude daran, wenn Alois behauptete, er sei Marxist? Und Alois wiederholte das oft genug. Am liebsten debattierte er mit unseren Gästen. Das Haus war ja ständig voll von Geistlichen. Von Missionaren. Mit diesen stritt Alois, und Vater saß dabei, hatte seine Freude. Freude aber woran? Alois war geschick. Kein Zweifel. Er konnte die Geistlichen glatt unter den Tisch reden. Sie waren ihm nicht gewachsen. Ob das der Grund war? Ich habe nie eine Antwort gefunden. Denn, sehen Sie, David, Alois ist gar nicht der Sohn meines Vaters ... Als dessen erste Frau gestorben war, nahm er einem anderen Mann Frau und Sohn. So sieht die Wahrheit aus. Da kann ich meinen Vater nicht in Schutz nehmen. Was er getan hat, war verwerflich. Er hat die Frau eines anderen geschwängert, ist zu deren Mann hingegangen und hat gesagt: «Reichen Sie Scheidungsklage ein, Ihre Frau hat die Ehe gebrochen, ich bin Zeuge ...» So muß es sich wohl zugetragen haben. Das Kind, David, nun, Sie werden es inzwischen erraten haben, das Kind war ich ...»

David schwieg. Abends, als er Robert Kaul wiedersah, sagte er: «Zuweilen wirkte seine Erzählung peinlich, dann empfand ich plötzlich Mitleid für ihn.»

«Hören Sie gut zu», sagte Frauenfelder, «ich wollte das Testament nicht etwa deshalb anfechten, weil ich der Meinung war, den notleidenden Arbeitern brauche nicht geholfen zu werden. Was mich empörte, war einfach die Ungerechtigkeit. Heute frage ich mich allerdings: Was hätte ich durch Anfechtung des Testaments nicht alles verhindern können? Nur deshalb erzähle ich Ihnen diese Geschichte. Man hat den Hilfsfonds nachher schändlich mißbraucht. Wer, glauben Sie wohl, ist als notleidender Arbeiter anerkannt worden? Kommunisten und nichts als Kommunisten, ohne Ausnahme. Ja, die Dreißiger Jahre. Das rote Zürich! Als anständiger Bürger war man geradezu gezwungen,

die Nazis um Hilfe anzugehen. Jawohl. Ich weiß von Fliegeroffizieren, die in Dübendorf Dienst taten und sich in Örlikon auf ihrem Weg von und zur Arbeit nicht in Uniform zeigen durften. Sie wurden von den Bolschewisten angegriffen. Die Uniformen wurden ihnen vom Leib gerissen. Und als wir Bürgerlichen wieder etwas stärker wurden, ich muß bekennen, nicht zuletzt dank der guten Zusammenarbeit mit den Nazis im Kampf gegen den Kommunismus, da hat man natürlich viele dieser irregeleiteten Arbeiter entlassen. Zur Strafe. Aber für viele war das eben gar keine Strafe, denn der Hilfsfonds für notleidende Arbeiter sprang ein ... Ich gehe sicher nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß wir es nur diesem Hilfsfonds zu verdanken haben, wenn die kommunistische Zelle bei uns überleben konnte. Und nun, David, wissen Sie auch, was ich meine, wenn ich sage: Mein Vater habe, aus der Rückschau betrachtet, eine beinahe katastrophale Dummheit begangen, als er jenes Testament aufsetzte ...»

«Ja, ja», sagte David nur.

«Ich habe Ihnen doch einen Cognac versprochen», sagte Frauenfelder lächelnd, stand auf, ging zum alten bemalten Bauernschrank und holte Flasche und Glas. Während er an David vorbeiblickte, sagte er:

«Ich möchte wissen, warum ich Ihnen diese Geschichte eigentlich erzählt habe. Sie nehmen mir's nicht übel, wenn ich Sie bitte, sie nicht weiterzuerzählen. Das ist doch alles längst vorbei ...»

«Ja», erwiderte David, «Sie wollten mir nur ein Beispiel nennen. Darf ich Sie etwas fragen?»

«Aber natürlich. Fragen Sie, David. Man kann nie genug fragen.»

«Sie haben vorhin erzählt, dank der guten Zusammenarbeit mit den Nazi-Verbrechern wäre es Ihnen gelungen, den Kommunismus ...»

«Passen Sie auf, David, erstens habe ich nicht gesagt, Nazi-Verbrecher. Das Wort Nazi ist überhaupt irreführend. Bei uns handelte es sich um, um, um ... nun ja, eigentlich haben wir diese Erneuerungsbünde <Fronten> genannt, <Fröntler>. Und Verbrechen, David, Verbrechen haben die wirklich keine begangen. Es hat zwar schwere Saalschlachten gegeben. Das kann man aber nicht als Verbrechen bezeichnen. Das, was die Roten sich geleistet haben, schon eher. Die haben nämlich tatsächlich einen Mann totgeprügelt. Nur weil sie glaubten, er sei ein Fröntler. Sie haben ihn aus dem eigenen Auto herausgezerrt und totgeprügelt. Können Sie sich jetzt vorstellen, was aus unserem Land geworden wäre

mit diesen Roten am Ruder? Ich sage nicht umsonst immer wieder: Seid auf der Hut, seid wachsam!»

«Aber sie haben doch erzählt, die Bürgerlichen hätten nur dank der guten Zusammenarbeit mit den, mit den, mit den Fröntlern ...»

«Hören Sie, David, streng genommen ist das Wort Zusammenarbeit eine Übertreibung. Wir Bürgerlichen, wir Liberalen haben damals zufällig dieselbe Haltung gegenüber dem Kommunismus und der Verjudung der Schweiz eingenommen wie die Fröntler. Ein Zufall, mehr nicht. Und in diesem Rahmen, ich meine, bei diesem Abwehrkampf, nun ja, da haben wir zusammengespannt. Später, David, das muß ich Ihnen jetzt auch noch sagen, später, als sich herausstellte, daß unsere Fröntler mit den deutschen Nazis marschieren wollten, da haben wir tatsächlich versucht, noch einmal versucht, sie zu uns herüberzuziehen. Und wissen Sie, warum? Weil wir verhindern wollten, daß Schlimmeres passiert ... Aber lassen wir das, David, lassen wir die Vergangenheit ruhen. Immerhin hat uns die Geschichte in allen Teilen recht gegeben. Wir sind nicht in den Krieg hineingezogen worden, wir haben nicht Hunger gelitten, und das verdanken wir zu einem guten Teil dem Umstand, daß wir Leute an der Spitze unseres Landes hatten, die genau wußten, wie mit den Nazis umzugehen war. Stellen Sie sich einmal vor, was geschehen wäre, wenn unsere Radikalinskis oder gar die Roten vorne gestanden hätten? Nein, David, die Geschichte hat uns recht gegeben.

Kommen Sie, reden wir lieben über unsere Zukunft. Nochmals, es freut mich außerordentlich, daß Robert soviel Gutes über Ihre Arbeit berichtet. Denn sehen Sie, ich will mich in Zukunft mehr und mehr entlasten. Sie wissen vermutlich, daß ich demnächst Nationalrat werde?»

«Ja», sagte David.

«Und da mache ich mir natürlich Gedanken über die Zukunft unseres Hauses. Also, um es direkt zu sagen: Ich stelle mir vor, Robert übernimmt einen großen Teil meiner Aufgaben, und Sie, David, Sie entlasten, so gut das geht, Robert. Mit anderen Worten, ich habe einiges vor mit Ihnen. Sie sind rührig, intelligent und ein anständiger Kerl. Das sieht man Ihnen übrigens an.»

«Ja», sagte David, «aber ob ich mich dazu eigne?»

«Ich will Ihnen etwas verraten: In diesem Beruf ist es wichtig, daß man Umgangsformen hat, daß man gesellschaftsfähig ist und, was mir

am wichtigsten erscheint, daß man Zugang hat zur führenden Oberschicht. Und gerade das haben Sie.»

«Ich?» sagte David.

«Seien Sie nicht zu bescheiden. Sie gehen doch bei Bächtolds, um nur ein Beispiel zu nennen, aus und ein.»

«Doktor Bächtold ist mein Rechtsanwalt. Allerdings muß ich zugeben, ich bin auch schon Gast gewesen bei ihm.»

«Ein gern gesehener Gast», sagte Frauenfelder.

Am Abend, als David Robert Kaul wiedersah, sagte er: «Der hat mich völlig durcheinandergebracht. Ein Unmensch ist er sicher nicht. Über mich scheint er alles zu wissen. Warum hat er kein Wort über meine wirklichen Eltern gesagt?»

«Das ist Sprachregelung», sagte Kaul.

«Die Bächtolds sind sehr einflußreiche Leute», fuhr Frauenfelder fort, «das ist kein Geheimnis: Ohne die nicht unbeträchtliche finanzielle Hilfe der Familien Bächtold wäre unsere Parteikasse meist leer. Natürlich stammen nicht alle Gelder von den Bächtolds, das zu behaupten, wäre Übertreibung. Aber immerhin ... Sagen Sie, dies nur nebenbei, denn es geht mich an sich nichts an, wie beurteilen die Bächtolds meine Chancen bei den kommenden Wahlen? Werden wir Bürgerlichen Sitze gewinnen, oder gar verlieren?»

«Von den kommenden Wahlen war nie die Rede.»

«Auch nicht von den Kandidaten, den Wahllisten?»

David schüttelte den Kopf.

«Es würde mich interessieren, wie die Prognose der Bächtolds aussieht. Ihre Meinung könnte uns bei der Gestaltung der Wahlkampagne von Nutzen sein.»

«Soll ich Doktor Bächtold gelegentlich nach seiner Meinung fragen?»

«Wichtiger wäre mir allerdings, die Ansicht des anderen Bächtold zu kennen.»

«Ich kann fragen», sagte David.

«Was habe ich gesagt? Sie sind genau die Begabung, ich meine, die Persönlichkeit, die ich mir als Mitarbeiter vorstelle. Sie erfassen rasch die Situation, Sie denken, Sie entscheiden und lassen sofort die Tat folgen. Sie sind das, was man eine Führernatur nennt.»

Und dann erhob sich Frauenfelder und ging noch einmal zum alten bemalten Bauernschrank, um ein zweites Glas zu holen. «Ich trinke

sonst nie während der Arbeitszeit, aber auf unsere künftige Zusammenarbeit müssen wir anstoßen.»

«Ja», sagte David, stand auf und stieß mit Frauenfelder an, stumm. Frauenfelder aber sagte:

«Ich hoffe, daß unser Verhältnis ein recht freundschaftliches wird.»

Frauenfelder reichte David die Hand und begleitete ihn zum finsternen Flur.

«Der Pogrom von T. Ein Modell»

16. November 1956:

Gleich nach dem Mittagessen gingen die Kinder der Familie Hauser – Tobias zehn, Ella zwölf Jahre alt – zur Schule. Alois Hauser suchte sein Arbeitszimmer auf, und seine Frau spülte das Geschirr in der Küche. Als sie damit fertig war, ging sie in ihr Zimmer, um sich umzuziehen. Sie war für drei Uhr bei ihrem Coiffeur in Zürich angemeldet. Sie mußte sich beeilen, wenn sie den Vierzehnuhrzwölf-Zug erreichen wollte. Auf dem Weg zur Bahnstation begegnete ihr der Briefträger, der ihr die Zeitung von T. gab.

«Reiselektüre», sagte der Mann und lachte; die Briefe steckte er in den Briefkasten.

Martha Hauser kam aber nicht dazu, die Zeitung zu lesen. Im Eisenbahnabteil traf sie Irma Kaufmann, die Frau des Nachbarn. Auch Irma Kaufmann hielt die Lokalzeitung von T. in den Händen, hatte sie offensichtlich noch nicht gelesen. Sie benahm sich äußerst liebenswürdig und gutnachbarlich. Das einzige Thema, das die Menschen in jenen Tagen beschäftigte, war der Aufstand von Budapest, der Einmarsch der Russen. Eine Tragödie, sagte Irma Kaufmann. Es sei eine Schande, daß der Westen den armen Ungarn nicht zu Hilfe eile. Man wisse noch viel zu wenig über die wahren Zusammenhänge, antwortete Frau Hauser vorsichtig. Fest stehe bloß, daß es sich um eine Linksrevolution handle. Irma Kaufmann, die keine Ahnung hatte von Hintergründen und inneren Zusammenhängen politischer Aktionen, die nichts wußte von der Entwicklung politischer Richtungen, gab zu, daß natürlich auch sie nicht mehr darüber wisse, als was das Fernsehen Abend für Abend berichte.

«Diese Russen schießen auf Frauen und Kinder!» sagte Frau Kaufmann. Aber Hausers besaßen keinen Fernsehempfänger, und darum blieb Frau Hauser die Antwort schuldig.

«Finden Sie denn das nicht entsetzlich?»

«Entsetzlich? Ja, doch, es ist immer furchtbar, wenn Menschen aufeinander schießen. Aber so etwas gibt es nicht nur in Budapest ...»

«So? Nein? Nicht nur in Budapest?»

«Denken Sie an Algerien, Frau Kaufmann, um nur ein Beispiel zu nennen. Da schießen die Franzosen ebenso gnadenlos auf Frauen und Kinder.»

«Aber Frau Hauser, das ist doch wohl etwas anderes.»

«Etwas anderes?»

«Die Algerier, sagt mein Mann, sind selber schuld daran. Warum fügen sie sich nicht? Angezettelt haben das alles die Kommunisten.»

«Ja, ja», sagte Martha Hauser, «diese Kommunisten.»

«Sind Sie etwa für diese Verbrecher?»

«Ich bin nie für Verbrecher gewesen», erwiderte Martha Hauser und war erleichtert, als der Kondukteur kam und die Fahrkarten verlangte. Danach wechselte Martha Hauser das Thema. Das «Gespräch über Kommunismus» mit ihrer liebenswürdigen Nachbarin sollte sie später dennoch teuer bezahlen.

In Zürich-Enge stieg sie aus, obgleich der Salon ihres Coiffeurs am Rennweg lag und vom Hauptbahnhof aus zu erreichen war. Sie verließ den Zug nur, um das Gesicht ihrer Nachbarin nicht mehr sehen zu müssen. Ein ungutes Gefühl war in ihr aufgekommen.

Als sie beim Coiffeur fertig war, fuhr sie nicht, wie es ihre Absicht gewesen, sofort zurück nach T., sondern sie ging einkaufen. Zucker, Reis, Haferflocken ... Sie hätte keinen Grund für diesen Entschluß angeben können. Nie zuvor hatte sie solche Lebensmittel in Zürich gekauft. Wozu auch? In T. gab es gute Ladengeschäfte genug. Martha Hauser sagte später darüber, offenbar hätte ein Instinkt sie getrieben. Gewisse Einwohner von T., die sie mit der prallen Markttasche hatten zurückkehren sehen, legten es natürlich anders aus; sie habe den Mut nicht mehr gehabt, in den Geschäften von T. einzukaufen. Martha Hauser kam erst zur Abendessenszeit zurück. Die Zeitung lag zusammengefaltet auf ihrer Einkaufstasche; sie hatte sie auch während der Rückfahrt nicht gelesen. Sie fühlte sich krank und niedergeschlagen. Vor

zwei Tagen – daran dachte sie nämlich – hatte sie ihren Mann gebeten, nicht an der außerordentlichen Versammlung der Partei teilzunehmen.

«Warum nicht?» hatte er lächelnd gefragt.

«Nur so, irgend etwas sagt mir, daß es klüger wäre.»

Solches «Irgend etwas sagt mir» war freilich für Alois Hauser kein ausreichender Grund, der Versammlung fernzubleiben. «Und wenn es nun stimmt, daß sich die Ungarn vom Kommunismus befreien möchten? Wenn es sich gar nicht um eine Linksrevolution handelt?» hatte sie ihn gefragt. Er hatte geantwortet: «Das ändert erst recht nichts an der Haltung der Russen. Die Russen können Ungarn so oder so nicht preisgeben. Ungarn gehört zum Aufmarschgebiet westlicher Truppen, deutscher Truppen.»

«Doch nicht Deutschland!»

«Die Russen sehen sich vor. Genau wie die Amerikaner.»

Mehr hatten sie nicht darüber gesprochen. Er fuhr in die Stadt, zur Parteiversammlung.

Die beiden Kinder saßen am Schiefertisch im Eßzimmer und machten ihre Schulaufgaben. Nach sechs läutete die Hausglocke. Frau Hauser öffnete. Vor ihr stand Werner Imhof, ein Klassenkamerad von Ella, verliebt in das Mädchen, von diesem aber verschmäht.

«Und?» fragte Frau Hauser.

Werner Imhof blickte scheu um sich und drückte sich an ihr vorbei ins Entrée.

«Schließen Sie bitte die Tür, damit uns niemand sieht», flüsterte der Junge aufgeregt.

«Was ist denn passiert?»

«Sie wissen es noch nicht?»

«Was? Nein!»

«Sie kommen heute nacht.»

«Wer kommt heute nacht?»

«Alle. Das ganze Dorf kommt. Sogar wir Schüler von der fünften müssen dabei sein. Mit Fackeln kommen wir. Wenn die mich sehen, Frau Hauser ... Ich wollte es Ihnen bloß jetzt schon sagen. Ich mache nur mit, weil es der Lehrer will, und alle anderen Schüler ...»

In jedes Haus war ein Brief gekommen, ein Kettenbrief: «Schreiben Sie diesen Brief noch heute sechsmal ab und schicken Sie ihn an sechs Menschen, die Sie kennen.»

Die ersten dieser Briefe waren am 14. November mit der Nachmittagspost angekommen. Unterzeichnet mit einem unleserlichen Schriftzug, dazu ein blauer Stempel: «Aktion frei sein». «Ich muß jetzt gehen», sagte der Junge, «sonst fragen sie mich zu Hause, wo ich gewesen bin und dann ...»

Er öffnete die Türe, spähte vorsichtig in die Dunkelheit, bevor er aus dem Haus trat. Martha Hauser ging kopfschüttelnd in die Küche und begann, die Lebensmittel auszupacken. Ihr Blick fiel auf die Zeitung von T. Sie setzte sich an den Küchentisch und begann zu lesen. Nun wurde ihr klar, wovon der Junge gesprochen hatte.

Das Inserat in der Lokalzeitung

«AUFRUF ZUR WACHSAMKEIT! WIR WOLLEN FREI SEIN VON VERRÄTERN! AN DIE MÄNNER UND FRAUEN VON T.! Leider wissen wir es erst seit kurzem: In unserer Mitte lebt und wohnt ein Todfeind der Demokratie. Einer, der seit Jahrzehnten kaum etwas anderes tut, als Klassenkämpfer im Sinne Moskaus auszubilden und alle Verbrechen der Imperialkommunisten zu beschönigen, ja zu verherrlichen. Man darf ihn mit Recht als einen Handlanger Moskaus bezeichnen! Er heißt Dr. Alois Hauser. Wir werden ihn und sein Tun Euch noch genauer vorstellen. Für heute dies: Dr. Alois Hauser ist der Ideologe der schweizerischen Kommunisten, das ist der Mann, der sie lehrt, wie man ahnungslose demokratische Mitbürger übertölpelt, lähmt und versklavt. Dieser Mann leitet politische Schulungskurse für die Durchführung des Klassenkampfes, d. h. zur Erreichung einer Diktatur nach imperialkommunistischem Muster in der Schweiz. Dr. Alois Hauser verteidigte die Verbrechen Stalins, wie er die Verbrechen in Ungarn öffentlich verteidigt. Er fährt von Zeit zu Zeit in die Oststaaten. Was macht er wohl dort? Dieser Dr. Alois Hauser, von dem man heute in T. noch nicht weiß, woher seine Mittel kommen, wohnt in einem Haus, dessen Wert von über Fr. 100 000.– er versteuern sollte.

Wir werden Dr. Alois Hauser solange als einen Verräter an der Sache der Freiheit und Menschlichkeit bezeichnen, als er nicht an dieser Stelle in eindeutiger Weise zu den Vorgängen in Ungarn Stellung nimmt. Vor allem aber wollen wir, nach allem, was wir wissen, einen solchen

«Schweizer» aufs tiefste verachten. Es soll ihm nicht ans Gut, nicht ans Blut gehen – das denkt er uns zu! Aber er soll wissen und spüren, daß wir keinerlei Gemeinschaft mit ihm haben. Wir wollen keinem, der morgen schon unser Henker sein kann, heute die Hand geben, kein aufrechter Schweizer soll ihn grüßen, keine aufrechte Schweizerin ihn und seine Familie in den Läden von T. bedienen.

Wer aber zwischen diesem Moskauhörigen und seiner Familie Unterschiede machen möchte, dem seien die in Ungarn gemordeten Kinder und Frauen in Erinnerung gerufen und das Schicksal, welches unsere Kinder und Frauen unter imperialkommunistischer Herrschaft erleiden würden.

Wir wollen und können unser Dorf von diesem Totengräber der Freiheit säubern, der bis jetzt gelacht hat über die schafsköpfigen Demokraten. Wir wollen und können ihn in Acht und Bann tun an jedem Ort unserer Heimat, bis er endlich ins Land der Verbrecher zieht. Dann nämlich wird er für seine Auftraggeber nichts mehr wert sein.

Dieser Aufruf wird erlassen von der

AKTION FREI SEIN T.,

die an dieser Stelle vor allem auch an die Jugend appelliert, das Haus an der Usteristraße 11, wo dieser Dr. Alois Hauser wohnt, nicht zu beschädigen (gebt die Franken für Bußen und Wiederinstandsetzung lieber der Ungarnhilfe).»

«Der Pogrom von T. Ein Modell»

Am Abend des 16. November sah David Boller die fünfzehn Wagen mit den Studenten ... die plötzlich alle «ihren Platz an der Sonne» haben wollten.

Die Nazis: «Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.»

Frauenfelder: «Wer nicht Antikommunist ist, ist Kommunist.»

Vor dem Bahnhof von T. parkte Kaul den Wagen. Es war dunkel und kalt, die Straßenlaternen warfen düsteres Licht. Es mochte zwischen sieben und acht sein.

«Und wenn's zu Ausschreitungen kommt?» hatte David Boller gefragt.

«Ausgeschlossen. Wir haben es mit guten Eidgenossen zu tun. Die

sind kühl, die verlieren nicht so schnell den Kopf», hatte Frauenfelder geantwortet.

«Sind Sie ganz sicher?»

«Den Denkkzettel hat er verdient.»

«Warum eigentlich, warum gerade er?»

«Fragen Sie nicht, David, handeln Sie.»

Auf dem Bahnhof von T. hinter dem WC-Häuschen versammeln sich die aus Zürich eintreffenden Studenten. Junge Gesichter, farblos. Einheimische stoßen dazu. Allgemeiner Eindruck: Sie sind froh darüber, daß etwas los ist. T. ist ein trostloses Nest, protestantisch, ein Industrieunternehmen, Wirtshäuser und Bahnhof.

Die Lehrer des Dorfes erscheinen als erste. Die Fackeln, die man jetzt anzündet (an einem kleinen Feuer hinter dem WC-Häuschen), erinnern an den 1. August. Es wird deutlich, die einzige Geschichte, die sie haben, auf die sie alles setzen, ist nicht wirkliche Geschichte, sondern Legende: Tell, Winkelried, die Schlacht am Morgarten. Je mehr Leute eintreffen, desto stärker der Eindruck: Sie freuen sich, daß hier etwas geschieht. Die Dörfler von T. besitzen offenbar sämtlich Fernsehempfänger. Jedenfalls reden sie viel über Budapest, die barbarischen Russen, die auf Frauen und Kinder schießen. Einer sagt: «Die verdammten Engländer hätten besser daran getan, den Russen den Krieg zu erklären, statt den Suez-Kanal zu besetzen.»

Ein Zweiter: «Überhaupt die Engländer, warum haben sie damals nicht Hitler geholfen, die Bolschewiken zu vernichten. Jetzt hätten wir Ruhe.»

«Hitler?» fragt jemand im Dunkeln.

«Er hatte auch sein Gutes. Denken Sie zum Beispiel an die Autobahnen. Jedenfalls hat er die Wirtschaft wieder in Gang gebracht.»

«Aber die KZ's.» (Es fällt auf, daß das Wort Juden nicht in den Mund genommen wird.)

«Die KZ's? Da ist er ein bißchen zu weit gegangen, schade. Es wird auch übertrieben», sagt jemand. «Von den KZ's der Kommunisten spricht niemand.»

«Hast du's auch gelesen? Wochenlang ist er fort. Im Osten. In Polen. Am Schwarzen Meer. Stalin hat ihn sogar persönlich empfangen.»

«Wer?»

«Hauser.»

Jemand lacht.

Die Stimme, die eben nach Hauser gefragt hat, wird scharf: «Eines Nachts schreckt ihr aus dem Schlaf, Gedröhn von rollenden Panzern in den Gassen, und wenn ihr die Fensterläden öffnet, was seht ihr? Vor den Haustüren Posten! – Wacht endlich auf!»

«Die Russen», sagt ein anderer, «stehen nicht nur schon am Bodensee, nein, an den Ufern des Zürichsees stehen sie, hier, mitten in unserem Dorf.»

Nach und nach sammeln sich die Schüler. Nur die oberen Klassen der Volksschule dürfen teilnehmen. Ein Lehrer bittet um Ruhe.

«Ihr seid Zeugen einer denkwürdigen, patriotischen Kundgebung», sagt er zu seinen Schülern, «darum will ich keinen Radau, die Stunde ist feierlich, wir marschieren hinter den Erwachsenen, und vor dem Haus singen wir Rufst du mein Vaterland. Habt ihr den Text auch mitgebracht ...»

Jemand holt Bier. «Auch mir ein Bier», ruft es, Gelächter. Offenbar denkt niemand daran, auch wirklich zu demonstrieren, bis ein kleiner, korpulenter Mann – wie David später erfährt, ist es Kaufmann – auf einen Bierharaß steigt, von zwei Freunden gestützt, und das Gelächter mit ernster lauter Stimme übertönt.

«Mitbürger», kräht er, «Eidgenossen, erst seit kurzem wissen wir: Unter uns lebt einer, ein Todfeind der Demokratie, einer, der seit Jahrzehnten im Auftrag Moskaus Landesverräter ausbildet ...»

Es wird still, unheimlich.

«Die heiligsten Güter unseres Vaterlandes ...»

«Die christlichen Grundwerte des Abendlandes ...»

«Wir wollen frei sein ...»

«Frei bleiben ...»

«Ein Volk von freien Bürgern ...»

«Ganz im Sinne des Dichters, der da geschrieben hat: O mein Heimatland, o mein Vaterland.»

(David erfährt später: Gottfried Keller war Atheist.)

Die Fackeln brennen, der Zug formiert sich, setzt sich in Bewegung. David kehrt von seinem Rundgang zurück. Er hat sich als Berichterstatter der xx-Zeitung ausgegeben und nach Belieben Leute interviewt. Die meisten wissen nur, was in der Zeitung gestanden hat.

Was den Kommunismus angeht, wissen sie bloß, daß Kommunismus

gleich Rußland ist und daß Rußland zum Kampf rüstet (freilich gegen Amerika), daß Kommunismus Verlust der Freiheit bedeutet, daß der Kommunismus in der Schweiz verboten ist (seit wann?). Kommunisten, sagen fast alle, sollte man ins Zuchthaus stecken. Marx, wenn sie mit diesem Namen überhaupt etwas anfangen können, ist Russe, ein Antichrist, Stalins Vorgänger, Jude, kurz, ein Verbrecher.

«Und die Juden?»

«Die Juden? Unter uns gesagt, Gott sei Dank gibt es nicht mehr so viele ... ich meine natürlich ...»

«Marx war Jude ...»

«Da haben wir's, natürlich typisch jüdisch, die haben schon immer die Weltherrschaft angestrebt ...»

David fragte später Martha Hauser.

«Was taten Sie, wie verhielten Sie sich, nachdem Sie diesen Text gelesen hatten?»

«Also ich las diesen letzten Satz immer wieder, las diese Aufforderung, unser Haus nicht zu beschädigen, denn das konnte doch nur eine indirekte Aufforderung sein, unser Haus zu beschädigen.»

«Haben Sie sogleich Ihren Mann informiert?»

«Ich ging also ins Wohnzimmer und vom Wohnzimmer zurück in die Küche, und ich schaute auf die Uhr und sah, daß es Zeit war fürs Abendessen, und machte mir Vorwürfe, weil ich Alois am 13. nicht mit Gewalt zurückgehalten habe, und dann ging ich ans Telephon und rief den Polizeiposten an und sagte zu Wachtmeister Sohler, den wir kennen und der uns kennt, sagte also zu ihm, was in der Zeitung steht und sagte, bitte seien Sie heute Abend zur Stelle, ich fürchte mich, ja ...»

«Und dann?»

«Das darf ich fast nicht sagen.»

«Sagen Sie es.»

«Ich bin sicher, daß Herr Sohler längst bereut ...»

«Bereut?»

«Daß er gelacht hat. Daß er gesagt hat, jetzt wo ich weiß, was Ihr in Wirklichkeit seid ... Ich denke nicht daran und solche Dinge hat er gesagt. Also habe ich wieder aufgehängt und bin zu Alois hinaufgegangen und habe ihm gesagt, in einer Viertelstunde können wir essen. Er hat nichts geantwortet, nicht einmal angesehen hat er mich, und so habe ich gesagt, wie weit bist du. Er hat gerade an einem Buch über einen

berühmten Maler gearbeitet. Und er dachte wohl, ich bin nicht mehr richtig im Kopf, weil ich so dummes Zeug rede, aber ich hatte einfach Angst, ihm das vom Inserat gegen ihn zu sagen und daß der kleine Imhof gekommen war ...»

Während des Gesprächs mit Frau Hauser entstanden immer wieder große Pausen. Manchmal sagte sie:

«Ich glaube, die Leute wollten das gar nicht. Ein Irrtum. Wenn ich bedenke, was für Schwierigkeiten mein Mann in der Partei hat, weil er kein Dogmatiker ist, weil er so differenziert denkt ...»

«Und was taten Sie dann?»

«Also ich bin wieder hinunter in die Küche gegangen, und da glühte die Kochplatte. Ich schaltete sie aus, dann ging ich nochmals zum Telephon und rief den Kommandanten der Kantonspolizei in Zürich an. Der Kommandant war nicht da, und die Zentrale verband mich mit einem Oberleutnant. Ich erzählte ihm alles und sagte, Wachtmeister Sohler habe nicht genug Leute, um uns zu helfen. Aber wie der Mann antwortete ...»

«Wieso, was erwiderte er denn?»

«Er redete, als ob er's mit einer Geistesgestörten zu tun hätte. Also er sagte ... ja, er sagte, ich soll doch einmal zum Pfarrer gehen ...»

«?»

«Ja. Und dann ging ich also zurück in die Küche und machte das Abendessen fertig. Während wir aßen, schwieg ich, und als wir gegessen hatten, sagte ich zu den Kindern, geht jetzt in eure Zimmer, um neun macht ihr das Licht aus, und wenn ihr Lärm hört, denkt euch nichts dabei, schlaft ruhig weiter. Die Kinder sagten Gutenacht und gingen hinauf. Als sie oben die Türen geschlossen hatten, sagte Alois, was ist los mit dir, was für Lärm sollte es denn geben? Jetzt hielt ich ihm die Zeitung hin, und er las den Text. Mehrmals lachte er.»

«Lachte?»

«Imperialkommunismus, sagte er und lachte, weil er dieses Wort noch nie gehört hatte, und als er zu Ende gelesen hatte, sagte er, das überrascht mich nicht.»

«Ja», sagte Martha Hauser, «ich hatte Angst. Alois hatte keine Angst. Aber sie kommen, sagte ich zu ihm, und er antwortete, laß sie doch kommen. Die werden auch wieder gehen. Dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch, und ich riegelte die Fensterläden und die Tür

zu und wartete. Es war still im Haus, so still, daß ich die Autos hören konnte, die weit unten auf der Seestraße fuhren. Es war so still, daß ich sie von weitem kommen hörte, kurz nach neun ... Sie sangen ‹Ich hatt' einen Kameraden›, man hörte, daß es ihrer viele waren, und ich ging hinaus ins Entrée und wartete. Ich wartete, ich hörte, wie sie näher und näher kamen, und dann setzten Sprechchöre ein:

Geh nach Rußland
Geh nach Rußland
Wir wollen frei sein
ein Volk von freien Brüdern
Verräter, Verräter, Verräter ...

Plötzlich begannen sie zu johlen und Steine zu werfen, erst nur gegen die Mauer, dann auch gegen die Fensterläden und die Tür, daß sie splitterten. Ich hörte, wie sie einen Balken oder wasweißichwas herbeischleppten und damit gegen die Türe anrannten. Dann stand Alois neben mir und sagte, das ist bald vorbei, die gehen, wie sie gekommen sind. Und plötzlich standen die Kinder da, wagten nicht zu fragen, und ich dachte in einem fort, was sage ich ihnen, was sage ich den Kindern? Geht hinauf, sagte ich zu Alois und den Kindern, und ich wußte, daß die Tür nachgeben würde, und ich hörte, daß sie draußen immer wieder gegen die Tür anrannten, und sie gab also nach, ich sah, daß die obere Angel zur Hälfte aus dem Gebälk gerissen war, und Alois nahm die Kinder und ging mit ihnen hinauf.

Und dann splitterte die Tür und stürzte ins Haus. Wie eine Sturzflut drängten sie herein, mit brennenden Fackeln, schreiend.

Wo ist er
Gib ihn heraus
Geh zur Seite
Wir wollen ihn ...»

«Ihnen wollten sie nichts antun?»

«Es war merkwürdig. Die ersten, die hereingestürzt waren, blieben zwei oder drei Meter vor mir stehen und blickten mich schweigend an.»

«Niemand hat Sie beschimpft?»

«-.»

«Jemand hat doch geschrien, Kommunistenhure?»

(Martha Hauser hat nie bestätigt, daß es zu Beschimpfungen dieser Art gekommen wäre.)

«Ja, die draußen, die auf der Straße draußen, die johlten und drängten ins Haus, und die, die vor mir standen, schlossen sich zusammen zu einer Kette und drängten zurück, sie stemmten sich gegen den Druck von hinten, sie nahmen alle ihre Kräfte zusammen, aber sie waren zu schwach, die draußen waren stärker, zahlreicher, und dann fiel einer hin und riß einen anderen mit, und die Fackeln berührten die Vorhänge, die sofort Feuer fingen. Und jetzt begann ein unheimliches Schreien, die im Inneren hatten Angst, die draußen sahen nicht, was geschehen war und drängten nach. Flammen, Angst, Panik ...»

«Und Sie?»

«Ich war nicht imstande, auch nur einen Finger zu rühren. Ich war wie gelähmt, es war wie in einem Traum, wenn man davonrennen will ...»

«Und dann stand plötzlich Wachtmeister Sohler vor mir und sagte verdammt, sagte verflucht, was ist das für eine Schweinerei, es brennt, Feuerwehr, es brennt, und ich sah, wie er auf einmal seinen Gummiknüppel in der rechten Hand hielt und auf die Leute eindrosch, und er schrie immerzu, es brennt, ihr verdammten Idioten ...

Ja, und dann war Herr Kaufmann plötzlich auch da und die Suters und die Thalmanns von nebenan, und Sohler schrie, wenn diese Hütte in Flammen steht, brennt euch die ganze Usterstraße nieder, ihr Idioten ...

Also Sie können die Brandspuren noch jetzt sehen, das ganze Gebälk, die Holzdecke im Entrée, alles ist verkohlt, und die Polizei sagte hinterher, ein Wunder, daß das Haus nicht abgebrannt ist, aber ein Wunder war's nicht, die Suters und die Thalmanns und sogar Kaufmanns verschwanden und kamen sogleich mit Feuerlöschern wieder, ich glaube, sie hatten vier Minimax und löschten damit das Feuer, die Feuerwehr jedenfalls rückte nicht an ...»

Später die Frage an den Kommandanten der Feuerwehr, weshalb sie nicht ausgerückt seien. Die Antwort:

«Blöd, wir waren doch alle dabei, die ganze Feuerwehr von T. war dabei.»

«Und was geschah dann?»

«Ich erinnere mich nur noch, daß das Feuer gelöscht war, daß ich mit einem Mal allein war. Sie waren gegangen, wie sie gekommen. Und die Kinder standen neben mir und Alois, und Alois sagte, geht hinauf, ihr erkältet euch noch, und erst da spürte ich die Kälte, die durch die offene

Tür hereinströmte. Und es war wirklich kein Mensch mehr auf der Straße. Aber ich dachte nicht an die Kälte, ich dachte an die Kinder, was soll ich ihnen antworten, wenn sie mich fragen, was geschehen ist ...»

Mit Mühe nur brachten sie die aus den Angeln gerissene schwere Eichtür wieder vor die Öffnung. Mit Brettern, die sie im Keller fanden, konnten sie sie von innen so stützen, daß sie wenigstens stehenblieb. Doch ein geringer Druck von außen hätte genügt, und sie wäre wieder umgestürzt ...

Der Kirchenbote für den Kanton Zürich

März 1964:

Aus einem Brief an einen Juden vom 9. 8. 1963: «Ich war sonst immer ein Gegner vom Nazi-Regime, jedoch gibt es Zeiten, wo ich wünschte, daß Adolf noch so lange sein Reich hätte erhalten können, bis alle Juden verheizt gewesen wären.» Aus dem Brief eines «echten Eidgenossen im Sinne unserer Altvorderen» (1963): «Es geht mir vor allem um unseren christlichen Staat, der christlich bleiben soll und für den die paar tausend Juden gefährlicher sind als die 500 000 Italiener, weil die Juden uns ihren Willen aufzwingen wollen. In der großartigen Bundesverfassung von 1848 war noch keine Rede von einer Gleichberechtigung der Juden, nur unter dem massiven Druck des Auslandes wurde sie mit kleiner Mehrheit angenommen.»

Ein Zürcher Hausbesitzer erklärte wörtlich: «Hunde und Juden dulde ich nicht in meinem Haus!» (In zwei weiteren bekannten Fällen schickte man den Mietvertrag wieder zurück, als bekannt wurde, daß die neuen Mieter Juden waren, respektive als solche angesehen wurden.)

Eine Frau klagte, endlich hätte sie geglaubt, einen guten Spezialarzt gefunden zu haben, der ihr helfen könne. Nun habe ihr aber ihr Mann verboten, ihn zu konsultieren, da er doch Jude sei.

Ein christlicher Vertreter einer jüdischen Firma sagte bitter, daß man ihn in «guten, alten Zürcher Firmen» abweise mit den Worten: Die Ware sei gut, aber man kaufe prinzipiell nicht bei Juden.

Eine Spettfrau bekam – natürlich anonym – auf ihre Bewerbung um eine Dauerstelle die Antwort: «Sie kommen natürlich für uns nicht in Frage, nachdem Sie acht Jahre bei Juden gearbeitet haben.»

Wann verschwindet in der Schweizer Armee endlich der Ausdruck «Iigstampfte Jud» für die Fleischkonserven? – Das Oberkriegskommissariat schreibt: «Wir werden uns bemühen, eine Lösung zu finden, um dieser Unsitte entgegenzuwirken. Wir bitten auch unsre Leser dafür zu sorgen, wo sie können.» – Wie verbreitet dieser Ausdruck ist, zeigt folgendes: Im russischen Film «Die Ballade vom Soldaten» wird zweimal eine Szene gezeigt, wie ein Wachsoldat von einem anderen eine Büchse Fleisch einhandelt. Beide Male wurde im Untertitel von «eingestampften Juden» geschrieben. Der original-russische Ausdruck sprach von «geschmortem Fleisch».

Ein jüdisches Kind kommt weinend nach Hause. Auf der Straße hat man ihm nachgerufen: «Jud, Jud, i hänk di an e Stud.» – In einem Prozeßbericht wird ein Angeklagter als «typischer polnischer Jude» hingestellt. (Ich habe noch nie von einem «evangelischen» Dieb gelesen.) Bei einem bekannten, bedeutenden Juden Zürichs wurde letzthin mitten in der Nacht mehrmals angeläutet und ins Telephon gebrüllt: «Juda, verrecke!» und sofort wieder aufgehängt. Für die einen sind die Juden «Erz-Kommunisten», für die anderen «Erz-Kapitalisten».

Vor mir liegen Ausschnitte von antisemitischen Äußerungen in Schweizer Zeitungen der letzten Jahre. Angefangen beim «Thurgauer Bauern» und dem «Vaterland» bis zu «Blindenfreund» und den «Guten Schriften». In den meisten Fällen entschuldigten sich die Redaktionen und hatten den Antisemitismus gar nicht bemerkt. Und das ist das Schlimmste an der ganzen Sache: der schleichende, unbeabsichtigte und unbemerkte Antisemitismus. Leider sind auch die sonst guten «Geschichten der Heiligen Schrift» des verdienstvollen Sonntagsschulvaters Gottfried Fankhauser nicht frei von Judenverunglimpfung. So heißt es etwa bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft (Bd. 2, S. 398): «Es gab damals schon echte Juden, die zufrieden waren, wenn sie recht viel Geld erwerben konnten.» – Bei der Geschichte von Judas heißt es, nachdem seine Machenschaften beschrieben wurden: «Er war sicher ein Händler, wie heute so viele Juden.» Dabei fehlt im Wortschatz des Alten Testaments ein Wort für Händler. – Wäre es nicht Aufgabe des Sonntagsschulverbandes, diese Stellen zu korrigieren?

Hans Gutknecht

Aus Robert Kauls Aufzeichnungen
und mündlichen Berichten

17. November:

Ulrich Frauenfelder hat David und mich zum Nachtessen bei «De Boni» eingeladen; Kalbsleberchen nach venezianischer Art, trockener Reis, dazu Cattinare, später Espresso und einen Walliser Grappa, Zigarre.

Die Einladung ist gedacht als Dank für das Gelingen unserer Aktion «Frei sein». Die Berichte Davids, der die ganze Nacht in T. verbracht hatte, sind kaum zu fassen. Ich habe Erfahrung mit politischen Aktionen, aber dieser «Erfolg» überrascht selbst mich. Wenn ich ihn mit den Wahlkampagnen vergleiche, die ich bis heute geleitet, oder den Demonstrationen gegen heimkehrende Teilnehmer des «Jugendfestivals» in Moskau, die ich inszeniert habe, frage ich mich, besorgt und beunruhigt, ob ich wirklich mitgetan hätte in T., falls man diese «Erfolge» hätte voraussehen können. David, übernächtigt und durchgefroren, ist dem physischen und psychischen Zusammenbruch nahe. Ich habe ihm «Valium 5» gegeben. Vorher in die Sauna geschickt.

«Lassen Sie sich auch heute abend nichts anmerken, David», sagte ich zu ihm.

«Noch haben Sie nicht genug Material, um losschlagen zu können. Und wenn Sie losschlagen, fahren Sie nicht zu schweres Geschütz auf.»

Er blickte mich mißtrauisch an. Vielleicht auch nur müde. «Sie spielen ein Doppelspiel», sagte er.

Ich nickte.

«Ich will Ihnen helfen», erwiderte ich. «Auch Sie spielen ein Doppelspiel und müssen es jetzt weiterspielen. Bis Sie genug wissen.»

«Ich weiß jetzt schon genug.»

«Was wissen Sie?»

«Was ich miterlebt habe in T., genügt.»

«Wissen Sie, daß er ...»

«Ich weiß genug!» unterbrach er mich.

Bei «De Boni». Frauenfelder beginnt zu erzählen. Unaufgefordert. Wie er den alten Boller kennenlernte, den Erzkommunisten.

«Das waren noch Männer. Boller zum Beispiel sagte immer wieder zu uns: «Wir werden die Früchte nicht mehr ernten, aber unsere Kinder

und Kindeskind, die sollen einmal ein schöneres Leben haben.> Wissen Sie, David, Ihr Großvater hat leider zu große Fehler begangen. Ja, wenn er einen rein schweizerischen Kommunismus angestrebt hätte ... Aber, bitte, was für Leute waren denn die Prediger des Kommunismus? Juden. Jawohl, Juden. Und die verheerende Rolle, die die Juden bei uns gespielt haben, David ... Es ging ihnen doch ganz einfach um die Weltherrschaft ...

Gewiß, wenn man heute so etwas sagt, klingt es phantastisch. Die Juden! Na ja, ich gebe zu, es hat sich ja auch alles etwas gebessert. Ich glaube, seit der letzten großen Verfolgung haben die Juden dazugelernt. Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, ich will damit nicht sagen, die entsetzlichen Verfolgungen sind gerechtfertigt gewesen. Mein Gott, nein. Ich will sagen, die Juden waren nicht unschuldig an dieser Entwicklung, nicht unschuldig. Ich will sagen, sie haben diese tragischen Ereignisse zum Teil selber heraufbeschworen. Und dann wissen Sie so gut wie ich, daß es unter den Juden Tausende von ethnisch sehr minderwertigen Exemplaren gab. Ich denke vor allem an die, die aus dem Osten gekommen sind. Die galizischen Juden. Wirklich, ethnisch alles andere als hervorragend ...»

Aus der Hinterlassenschaft Johann Bollers

Aus dem Bericht Dr. Rothmunds an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement vom 15. September 1938 über sein Gespräch mit SS-Offizieren im KZ Oranienburg:

«Ich versuchte, den Herren klarzumachen, daß Volk und Behörden in der Schweiz die Gefahr der Verjudung von jeher deutlich erkannt und sich stets so dagegen gewehrt haben, daß die Nachteile der jüdischen Bevölkerung durch die Vorteile wettgemacht wurden, während das in Deutschland nicht der Fall war. Der Gefahr kann nur dadurch begegnet werden, daß ein Volk sich von allem Anfang an gegen jede jüdische Ausschließlichkeit wehrt und sie unmöglich macht. Dann ist der Jude ein nützliches Glied der Volksgemeinschaft und kann sich mit der Zeit anpassen. Ich fügte bei, daß ich unter den aus Deutschland zu uns geflüchteten Juden hervorragende Menschen gesehen habe. Die jüdische Rasse ist geschichtlich erprobt, zäh und stark gegenüber Verfolgungen.

Sie hat bisher allen Ausrottungsversuchen standgehalten und ist immer wieder gestärkt daraus hervorgegangen.

Aus diesen Überlegungen heraus scheint mir, so schloß ich meine Ausführungen, die heutige deutsche Methode falsch zu sein und gefährlich für uns alle, weil sie uns letztlich die Juden auf den Hals jage. Wenn ich auch keine Zustimmung fand zu meinen Ausführungen, so wurden die Zuhörer doch recht nachdenklich.»

Ulrich Frauenfelders Erfahrung mit einem Juden

«Aber wir müssen nicht unbedingt auf die Weltgeschichte zurückgreifen, David. Ich habe am eigenen Leib erfahren, was ein Jude ist und weshalb Verjudung den Untergang für ein Volk bedeutet. Lassen Sie mich das an einer etwas ausgefallenen Geschichte zeigen», sagte Frauenfelder.

«Sieht man mir an, daß ich in jungen Jahren Richter hatte werden wollen, Staatsanwalt? Ich habe, müssen Sie wissen, David, erst ein wenig Theologie studiert, nicht aus freien Stücken, versteht sich, womit ich nichts gegen die Theologie gesagt haben möchte, bloß, ich war nicht fürs geistliche Amt geboren, und so wurde ich nach dem Tod meines Vaters Jurist, nahm, sobald ich das Staatsexamen hinter mir hatte, eine Stelle bei der Staatsanwaltschaft an, keine bedeutende Stellung, Mitarbeiter, Substitut war ich, zuweilen nur Sekretär, allerdings auch Berater. Er mochte mich gern, der Staatsanwalt. Sein Name tut nichts zur Sache. Er lebt noch, bald neunzig wird er sein, und weil er mich gern mochte, beurteilte er meine Leistungen nach den Erfolgen, und nicht nach den Fehlschlägen, wie es sonst üblich ist, ein Prinzip, das auch ich vertrete, nicht wahr, Robert, wo wären Sie, wenn ich das Negative in Ihnen gesehen hätte? – Nun, Robert, sagen Sie doch etwas.»

«Sicher», sagte Kaul.

«Aber Spaß beiseite. – Also hören Sie: Im August 1922 wurde Hedwig Rüesch im Lagerraum der Konsumfiliale an der Hammerstraße ermordet. Die Tat geschah zwischen zwölf Uhr dreißig und drei Uhr nachmittags, während der Mittagspause. Um halb vier traf die Polizei am Tatort ein, der Staatsanwalt und ich kamen um vier. Wir hatten Mühe gehabt, bis zur Konsumfiliale vorzudringen. Menschen verstopften die Straße, und mir lief es kalt über den Rücken, als ich die Gesichter derer

sah, die gekommen waren in der Hoffnung, eine Ermordete und ihren Mörder zu sehen. In jenen Wochen hatte ich gerade viel Literatur über Kriminalistik gelesen, mich eingehend mit unserem Strafrecht beschäftigt, Schriften für und gegen die Todesstrafe studiert und war dabei auf detaillierte Beschreibungen von Hinrichtungen gestoßen. Daß Tausende von Schaulustigen den Exekutionen im Grauen des kalten Wintermorgens beigewohnt haben sollen, was schon Fielding und Dickens zu Protesten veranlaßte, war mir unbegreiflich. Jetzt aber erlebte ich das Schauerhafte selbst. Noch am Abend, als die Leiche des armen Mädchens längst weggeschafft und der Tatort bereits vier Stunden verriegelt war, standen sie zu Hunderten in der Hammerstraße, ja, es strömten immer noch Menschen herbei, abendliche Spaziergänger, junge Ehepaare mit Kleinkindern auf dem Arm oder an der Hand, mit Hunden, und dort, wo die Hammerstraße in die Zollikerstraße einmündet, verkaufte einer Bratwürste. Er machte ein gutes Geschäft.

Am späten Abend wurde der Bräutigam der Ermordeten, Albert Iringer, verhaftet. Er leugnete natürlich die Tat. Und da er als Bräutigam, wie man sagt, tatortberechtigt war, galten die an ihm festgestellten Spuren nicht als Beweis. Er gab zu, seine Braut während der Mittagszeit besucht zu haben, erklärte aber, er habe sie bereits um zwei Uhr wieder verlassen. Der Gerichtsmediziner konnte nicht genau angeben, wann der Tod eingetreten war. Iringer wurde am nächsten Morgen wieder entlassen, vierundzwanzig Stunden später jedoch erneut verhaftet, weil die Polizei einigen Bagatelldiebstählen auf die Spur gekommen war, die er begangen hatte. Da Iringer ein stumpfer, schicksalsergebener Mensch war, fragte er nicht lange nach den Gründen für seine Verhaftung und setzte sich nicht sonderlich zur Wehr. In Gewahrsam genommen hatte man ihn nur deshalb, weil die Polizei in aller Ruhe sein Zimmer durchsuchen und ungehindert einigen Spuren nachgehen wollte. Iringer arbeitete als Nachtwächter bei der Wach- und Schließgesellschaft, und auf seinen Rundgängen hatte er offensichtlich da und dort einige Gegenstände mitgehen lassen; Aschenbecher zum Beispiel, Kerzenständer, silberne Kaffeelöffel, Drehbleistifte; nichts von ausgesprochenem Wert. Was aber wog, war die Tat an sich! Der Chef der Kriminalpolizei und der Staatsanwalt waren davon überzeugt, daß Iringer den Mord nicht begangen habe und nannten mich einen naiven Romantiker, weil ich an seine Schuld glaubte. So stark glaubte ich daran, daß ich ihn leibhaftig vor mir sah, wie er seine

Braut von hinten würgte, bis sie das Bewußtsein verlor, sie dann auf den Rücken legte, hinausging in den Ladenraum, das Käsemesser holte, hinter ihrem Kopf niederkniete, ihr mit ungeheurer Wucht das Messer ins Herz stieß und es mit kräftigen Auf- und Abbewegungen nach rechts zog und damit selbst das Brustbein zersägte; da das Opfer lag und der Einstich so kräftig war, sickerte das Blut ins Innere; die Polizei hatte weder auf dem Boden noch an Iringer auch nur die geringste Blutspur gefunden.

Ich erinnere mich noch an die Beschreibung Iringers im Erkennungsdienst der Kriminalpolizei: ein Meter fünfundsechzig groß, dunkelbraunes Haar, grüne Augen, keine besonderen Merkmale. Ich allerdings sah besondere Merkmale: Iringer hatte sozusagen keinen Hals, hatte kurze Finger, schmutzige Fingernägel, einige abgebissen, leicht abstehende Ohren, und er wagte nie, einem in die Augen zu blicken. Redete ich ihn an, zitterte er. Er sah nicht aus wie ein Hiesiger und benahm sich auch nicht so.»

«Aber er war doch ein Hiesiger», warf David ein.

Frauenfelder, durch diesen Einwand verwirrt, schwieg zunächst, antwortete dann:

«Freilich auf dem Papier. Aber warten Sie, ich komme noch darauf zu sprechen. Wir Schweizer haben ja lange genug jedem das Bürgerrecht gegeben, der es haben wollte ... Nun, der Staatsanwalt, ein abwägender, vorsichtiger Mensch, hielt den Haftbefehl aufrecht, obgleich ihm der Chef der Kriminalpolizei erklärte, die Haft sei ungerechtfertigt. Zwischen den beiden bestanden allerdings nicht die freundschaftlichsten Beziehungen. Und das war nun einer der Fälle, in denen mich der Chef als Berater zuzog.

«Überlassen Sie diesen Iringer mir», bat ich den Staatsanwalt.

«Das geht nicht», erwiderte er. «Die Untersuchungsmethoden», erklärte ich, «bestimmen Sie, Herr Staatsanwalt.» – «Sicher.» – «Sagen Sie dem Chef der Kriminalpolizei, Sie hätten mich beauftragt, mit Iringer zu reden, so oft und so lange ich es für nützlich hielte.»

«Was wollen Sie mit Iringer reden?»

«Ich weiß noch nicht, irgendetwas; jedes Gespräch hat seine eigenen Gesetze, lassen Sie mich anfangen.»

«Gut, versuchen wir es.»

«Ich beginne in der kommenden Nacht, Herr Staatsanwalt.»

«In der Nacht? Ich weiß nicht, ob die Strafprozeßordnung das zuläßt.»

«Ich bitte Sie!»

Er war einverstanden, auch der Chef der Kriminalpolizei fügte sich, gab die notwendigen Weisungen.

In der kommenden Nacht machte ich meinen ersten Besuch in der Zelle. Um genau zu sein, es war bereits vier Uhr früh, als ich auf der Polizeiwache eintraf, ich hatte mich am Abend aufs Bett gelegt, um eine Stunde zu schlafen, daraus waren dann sechs Stunden geworden. Ein Uniformierter schloß mir die Tür auf, sagte «Bitte, Herr Doktor».

Iringer schob die Wolldecken zur Seite.

«Wer sind Sie?» Er rieb sich, im Hemd vor mir stehend, die Augen, strich sich die Haare aus der Stirn.

«Bleib ruhig liegen», antwortete ich, «von mir hast du nichts zu fürchten!»

«Schon wieder Vernehmung?»

«Wer redet von Vernehmung, Iringer? Ich bin nur Besucher.»

«Mitten in der Nacht?»

«Ja. Ich bin hier verantwortlich in der Nacht.»

«In der Nacht?» Er starrte mich verständnislos an, draußen im Hof fingen schon die Amseln an.

«Die verfluchten Vögel», sagte Iringer, «man kann nicht schlafen.»

Er legte sich wieder hin und zog die Decke herauf. Ich setzte mich auf den einzigen Stuhl und fragte, weshalb er eigentlich noch immer hier sei.

«Was weiß ich. Weil die spinnen. Schutzhaft, sagen sie.»

«Das ist richtig.»

«Ich weiß bloß nicht, wozu. Niemand hat mich angeklagt, nicht mal verdächtigt. Also wozu Schutzhaft? Seit vier Tagen und Nächten.»

«Wozu Schutzhaft? Einer, der in einen Mord verwickelt ist, braucht Schutz. Einer, der zur Polizei geht und sagt, ich will helfen, den Mörder zu finden, ist in Gefahr.»

«In Gefahr?»

«Und die Polizei muß dafür sorgen, daß ihm nichts geschieht. Wie kann sie das? Indem sie ihn bei sich behält. Im Gefängnis kann ihm nichts passieren.»

Ich hatte nicht den Eindruck, daß er mich verstand. Aber ich redete nur so ins Blaue hinein, mußte erst einen Anknüpfungspunkt finden. Ich tappte im dunklen. Nach einer Pause sagte er:

«Wer zum Teufel soll mir was anhaben wollen?»

«Iringer? Hat Ihre ermordete Braut nicht Vater, Mutter, Schwestern, Brüder?»

«Und?»

«Nehmen wir einmal an, Ihre Schwester wäre umgebracht worden. Sie kennen den Mörder. Was taten Sie?»

«Ich habe keine Schwester.»

«Wenn Sie eine hätten, Menschenskind, Sie verstehen doch, was ich sagen will.»

«Wer weiß, vielleicht würde ich ihn auch umbringen.»

«Da haben wir's! Und nun versetzen Sie sich in die Lage der Eltern Ihrer Braut.»

«Hedwigs Eltern? Da bin ich doch gewesen! Den ganzen Nachmittag. Wenn die mich hätten umbringen wollen, sie hätten Gelegenheit genug gehabt, gleich danach.»

«Wann ist es denn passiert? Genau?»

«Zwischen zwei Uhr und drei Uhr.»

«Auf die Sekunde genau?»

«Woher soll ich das wissen? Das weiß die Polizei viel besser.»

«In Ihrem Fall würde ich das nicht behaupten.»

«Ist das nun doch eine Vernehmung?»

«Nein. Ich habe in den vergangenen Nächten bloß beobachtet, daß Sie schlecht schlafen ...»

«Verdammt, wenn immer das Licht angedreht wird!»

«Das schreibt die Hausordnung so vor. Die Polizei muß ihre Schützlinge kontrollieren. Wegen Suizidgefahr.»

«Was sagen Sie?»

«Selbstmord!»

Er war beeindruckt.

«Machen viele Selbstmord?»

«Ja», antwortete ich, «verhältnismäßig viele. Sie wiederholen die Tat an sich selbst.»

Das begriff er nicht, und er schwieg. Ich sah ein, daß ich ihn noch nicht dort hatte, wo ich ihn haben wollte.

«Sind Sie mißhandelt worden?» fragte ich.

«Nein, wieso?»

«Haben Sie keine Beschwerden gegen die Gefängnisleitung? Wenn ja, sagen Sie es mir jetzt.»

Er dachte angestrengt nach.

«Warum hat man mir die Zigaretten weggenommen?»

«Sehen Sie? Und erst sagen Sie, Sie hätten keine Beschwerden. Rauchen Sie von den meinen? Bitte!»

Er nahm mit zitternder Hand eine Zigarette und zog dann den Rauch tief ein.

«Wenn es nach mir ginge», sagte ich, «die Zigaretten würde ich Ihnen lassen. Sogar Damenbesuch würde ich Ihnen erlauben.»

Er sah mich an und schüttelte den Kopf.

«Mir? Wieso denn?»

«Mit so einer Libido!»

«Ich mit was?»

«Wo Sie doch jeden Tag mal müssen. Muß schwer sein für Sie. Keine Frauen ...»

Er lächelte zum ersten Mal.

«Wer hat Ihnen denn gesagt, ich will das jeden Tag? Das ist nicht wahr!»

«Nur keine falsche Scham, Iringer. Wir sind unter uns. Muß ein schöner Schock gewesen sein für dich. Um eins habt ihr es noch gehabt miteinander, um drei ist sie tot. Ein schöner Schock für dich. Und als der Chef zu dir gesagt hat, merkwürdig, daß er nicht an ihrer Beerdigung dabei sein will, da habe ich geantwortet, wieso merkwürdig, das ist doch begreiflich, und als er gesagt hat, weshalb hat er nie gefragt, wie seine Braut umgekommen ist?, da habe ich erwidert, gar nicht seltsam, bei diesem Schock, um eins haben sie sich noch geliebt ... Sagen Sie mal, Iringer, immer so auf dem nackten Steinboden, und vorn war die Ladentür nicht geschlossen? Wenn nun die Filialeiterin plötzlich gekommen wäre?»

Iringer hörte mir aufmerksam zu, aber er antwortete nicht. Ich hatte ihn.

«Aber einen Rat darf ich Ihnen geben, für ein anderes Mal, wenn Sie wieder eine Braut haben: Es ist doch sinnlos, so aufs Geratewohl Kinder zu machen. Da muß man schon ein bißchen aufpassen.»

«Ich habe immer aufgepaßt, wenn Sie das meinen.»

«Wußten Sie, daß die Kleine schwanger war?»

«Das war sie nicht!»

«Im vierten Monat. Die Autopsie ...»

«Schwanger?»

Er richtete sich auf seiner Pritsche auf. Er spielte gut.

«Na ja, schließlich wolltet ihr doch heiraten. Was ist dann schon dabei?»

«Sie!» sagte er entschieden, «sie wollte heiraten. Ich nicht. Später, vielleicht später.»

«Ach so. Du wolltest nicht?»

«Und wenn es wahr ist, das mit dem Kind, von mir jedenfalls kann es nicht sein.»

«Von wem denn?»

«Sie hat es auch mit anderen getrieben.»

«Feiner Kerl, wie du von deiner ermordeten Braut redest.»

«Das ist wahr!»

«Das beweist noch gar nichts.»

«O doch.»

«Wieso?»

«Weil ... weil ich immer aufgepaßt habe. Eine Frau hat ihre Tage, ich bin doch nicht grün ...»

«Und am letzten Freitag?»

«Wieso?»

«Am Freitag war es nicht ungefährlich.»

Ich stand auf und setzte mich auf den Pritschenrand; er mußte sich gegen die Wand drücken; die Pritschen sind sehr schmal. Ich beugte mich leicht über ihn und sagte:

«Hören Sie, Iringer: Und wenn Hedwig Sie angeschmiert hat? Es gibt solche Frauen. Wenn sie dann schwanger sind, erpressen sie einen. Es wäre nicht das erste Mal, ich kenne das. Es gibt nichts Dreckigeres als Erpressung. Ich wäre da meiner auch nicht sicher. Wenn so ein Weib zu mir sagte, du bist Vater, ich weiß nicht, ob ich es nicht auch an der Gurgel packen würde ... Ich glaube ...»

Ich legte eine Pause ein, erhob mich und trat einen Schritt zurück:

«... ich würde mich hinter sie stellen, sie mit meinen Armen an mich ziehen, ich würde meine Hände um ihren Hals schließen, rasch und heftig ...»

Iringer sah mir unbewegt zu.

«Du hast sie doch gewürgt», sagte ich nach einer erneuten Pause. Er wandte nun sein Gesicht ab, und seine Augen suchten den Himmel durch das hochliegende Gitterfenster.

«Ich hab sie oft gewürgt, geschüttelt, aber ...»

«Aber?» fragte ich voller Geduld.

«Immer wenn sie es mit anderen gehabt hatte.»

«Hatte sie das oft?»

Iringer berichtete mir, daß seine Braut sich manchmal von Fremden hatte ansprechen lassen. Nach dem Kino, zum Beispiel. Da ließ sie sich ohne weiteres einladen, zum Kaffee, auch zu Bier und Wein.

«Eine Hure?» fragte ich.

Er schüttelte heftig den Kopf.

«Das nicht. Sie hat's einfach gemacht. Sie war nicht wie andere Frauen. Sie war sofort toll. Wenn ihr einer gefiel, nur die Postur, oder auch nur das Gesicht, oder die Art, wie er vielleicht redete ... ich kann's nicht erklären. Und dabei war sie ganz unschuldig. Und trotzdem ein Luder ...»

Er sah mich kurz an und sagte:

«Mit Ihnen wär' sie auch sofort ins Bett gegangen. Das heißt, oft machte sie es auch nur auf einer Kellertreppe, auf einem Lagerplatz hinter Bretterbeigen. Wo es halt zu machen war.»

«Und Sie sind jeden Mittag in die Hammerstraße gegangen?»

«Jeden Mittag sagte ich mir, heute nicht, heute nicht! Aber sie ...»

«Hast du sie deswegen gehaßt?»

«Manchmal – nicht gerade gehaßt.»

«Verstehe ich. So gierige Weiber. Nachher ist man nur noch ein halber Mann, was?»

«Ja», antwortete er leise, aber es klang nicht überzeugt.

«Warum erzählen Sie mir das alles so offen?» fragte ich ihn nach einer Weile.

«Weil Sie fragen. Und weil Sie auch offen und ehrlich sind.»

«Sind das die anderen nicht?»

«Nein, die spielen mir immer vor, sie hielten mich nicht für den Täter. Sie hingegen ... Sie halten mich doch für den Mörder, nicht wahr?»

«Mache ich auf Sie diesen Eindruck?»

«In Ihren Augen habe ich sie doch umgebracht.»

Ich näherte mich, jetzt ganz auf Wirkung bedacht, rückwärtsgehend der Tür und sagte:

«Ich weiß nicht, ob Sie fähig wären, einen Mord zu begehen. Ein Mord setzt Leidenschaft, Haß voraus. Ich bin mir darüber nicht schlüssig, Iringer ...»

Mit diesen Worten verließ ich ihn. Ich handelte rasch. Bevor er den Mund geöffnet hatte, stand ich schon im Gang draußen.

Den nächsten Besuch stattete ich ihm am folgenden Abend kurz vor Mitternacht ab. Ich brachte ihm Zigaretten, Parisienne. Über seine Diebstähle war er noch nicht vernommen worden. Der Chef verfolgte noch eine zweite Spur. Er sagte, den Kleinen lassen wir vorerst schmoren. Ich hatte inzwischen herausgefunden, daß sich Iringer vor drei Jahren zur Polizei gemeldet hatte. In der betreffenden Akte fand ich aber nur den Vermerk <Aufnahmeprüfung nicht bestanden>.

<Sie haben sich vor drei Jahren zur Polizei gemeldet. Warum hat man Sie eigentlich nicht genommen? Ihre Vergangenheit ist doch in Ordnung?>

Iringer hatte sich in den Kleidern auf die Pritsche gelegt, als ob er meinen Besuch erwartet hätte. Jetzt stand er mit dem Rücken zur Mauer, sein Scheitel reichte knapp bis zur unteren Fensterbank.

<Abgeblitzt>, sagte er leise.

<Das kann ich nicht glauben. Sie sind doch ein gescheiter Kerl.>

<Ich hab' halt eine Dummheit gemacht.>

<Was denn? Wenn Sie Ihr Gesicht jetzt sehen könnten! Hat Ihnen damals viel daran gelegen, zur Polizei zu kommen?>

<Ja>, antwortete er, <und das eine können Sie mir glauben: aus Überzeugung, absolut aus Überzeugung und nicht wie viele andere, bloß um eine Staatsstellung zu haben, Sicherheit und eine Pension im Alter. Nein, aus Überzeugung und weil ich Verbrecher einfach hasse, immer schon gehaßt habe, von Kind auf, und wo ich mich so gut vorbereitet hatte für die Aufnahmeprüfung ... ausgerechnet mir mußte es passieren.>

<Kopf hoch>, sagte ich, <was ist denn passiert?>

Es bedrückte ihn noch jetzt, und sein Geständnis kam darum nur zögernd über seine Lippen.

<Geschwindelt>, sagte er.

<Geschwindelt? Nun sagen Sie mir einmal, wer schwindelt denn nicht? Als ich mein Examen gemacht habe, da hatte ich auch einen Spickzettel bei mir.>

<Das war halt schon mehr als ein Spickzettel.>

<Das ist Ihnen ordentlich nahegegangen, wie ich sehe. Die Polizei, das wäre Ihr Leben gewesen, ja?>

<Ja.>

Ich setzte mich auf die Pritsche, während er zur Tür hinüberwechselte.

«Ja, darauf hab' ich immer hingearbeitet.»

«Vielleicht kann ich etwas für Sie tun, Iringer, es ist noch nicht aller Tage Abend.»

Er kam einen Schritt auf mich zu, wich aber gleich wieder zur Tür zurück.

«Los, erzählen Sie, wie war das?»

Er hatte Mühe, und ich ließ ihm Zeit.

«Nun ja», begann er stammelnd, «Sie wissen doch, daß man bei der schriftlichen Arbeit die Blätter nochmals zurückbekommt, wenigstens war das bei uns der Fall, und da standen auch schon die Noten darauf, die Anzahl Fehler, und da habe ich, so gut das ging ...»

«Und nun?»

«Das können Sie sich ja ausdenken.»

«Ja, ja», sagte ich, «Sie sind da einem sturen Bock in die Hände geraten. Leider. Solche gibt es auch bei der Polizei.»

«Sie können mir glauben, ich habe alles daran gesetzt, den Fehler wieder gutzumachen. Ich habe mich entschuldigt, ich habe angeboten, die Prüfung zu wiederholen, ich habe erklärt, warum ich ...»

«Ja, warum eigentlich?»

«Warum? Warum? Ich fürchtete, mein Notendurchschnitt könnte zu niedrig sein, das würde mich von der Polizeirekrutenschule ausschließen, und ich, ich wollte unbedingt zur Polizei. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je an einen anderen Beruf gedacht habe.»

«Das ist äußerst interessant», sagte ich, und wollte wissen, weshalb es ihn denn so unwiderstehlich zur Polizei gezogen habe. Doch darauf konnte er mir nicht antworten, nicht mit zwei oder drei Sätzen.

«Was für einen Beruf haben Sie eigentlich erlernt?»

«Schreiner», erwiderte er, «weil mein Vater schon Schreiner war. Ich wollte nie Schreiner werden. Aber mein Alter war stur. Alle sind verdammt stur. Und dabei war mein Vater arbeitslos als Schreiner.»

«Er lebt noch?»

Iringer nickte, sagte halblaut:

«Leider.»

«Warum denn leider?»

«Wenn die Alten nicht wären ... die haben die Schuld an dieser verdammten Welt. Wer denn sonst? Etwa wir, die Jüngeren?»

«Sie wollten also schon immer zur Polizei?»
«Erst wollte ich gar nichts. Erst bin ich abgehauen.»
«Einfach abgehauen?»
«Ich ging zum Hauptbahnhof und fragte, wie weit komme ich mit dreißig Franken? Ich kam ordentlich weit. Bis nach Lausanne.»
«Aber warum ausgerechnet für dreißig Franken?»
«Weil ich fünfzig hatte im ganzen, und zwanzig davon wollte ich behalten.»
«Wie alt warst du denn damals?»
«Sechzehn.»
«Und deine Mutter hat dir die fünfzig Franken gegeben?»
«Die habe ich mir alleine verschafft.»
«Sieh einer an. Das hätte ich dir nicht zugetraut.»
«Und wissen Sie, was der Alte getan hat? Der hat mich bei der Polizei verpiffen, hat gesagt, ich hätte ihm das Geld gestohlen. War das nicht dreckig? Ein Sohn bestiehlt den Vater! Was dem Alten gehört, habe ich mir gesagt, gehört auch dem Jungen!»
«Und die Polizei hat dich gefunden?»
Iringer lachte vertrauensvoll:
«Die!», sagte er, «ausgeschrieben haben sie mich ... aber gesucht?»
«Einmal haben sie dich doch aufgegriffen?»
«Ungefähr vier Monate später. Und per Schub nach Zürich zurückgeschafft. Weil mein Alter mich nicht abholen wollte, mußte ich vier Tage und vier Nächte sitzen.»
Er sah mich an, als ob ich sein Verbündeter wäre.
«Sind ordentliche Schläger dabei ...»
«Nicht alle sind Engel. Ich habe auch nicht nur gute Erfahrungen gemacht mit der Polizei.»
Er horchte auf.
«Sie auch?»
Ich nickte.
«Und dann sind Sie doch Schreiner geworden?»
«Ich mußte mich fügen.»
«Und was hätten Sie lieber werden wollen?»
Er überlegte eine Weile und sagte dann:
«Ich sagte es: Polizei. Ja, und dann hieß es, ich müßte ein Handwerk erlernt haben, wenn ich Polizist werden wollte. So bin ich Schreiner geworden.»

«Außerordentlich schlau», sagte ich voll Anerkennung. «Ihr alter Herr war dann der Meinung, Sie hätten sich gefügt?»

«So war es. Und in Wirklichkeit dachte ich: Warte nur, wenn ich mal bei der Polizei bin ...»

«Was dann?»

«Er ist rot, mein Vater, und dreht Dinger ...»

«Reden Sie, Iringer.»

Er wehrte plötzlich ab. Als hätte er zuviel verraten.

«Nein, nein», antwortete er, «das ist eine Rechnung, die ich mit ihm auszuhandeln habe. Warten Sie nur, wenn ich wieder draußen bin.»

«Glauben Sie, Sie kommen hier raus?»

Und da war wieder sein Gesicht, ängstlich, verzerrt von schmieriger Ängstlichkeit. In den letzten Tagen hatte ich oft darüber nachgegrübelt, wo ich so ein Gesicht schon gesehen hatte. Jetzt erinnerte ich mich auf einmal. Es war das Gesicht, das man in diesen Tagen in Tausenden von Exemplaren vor den Arbeitsämtern, auf Straßen und Plätzen, in Versammlungen sehen konnte: dumpf, spießig, kleinlich, kurz, ein Judengesicht.

«Du willst also noch immer zur Polizei?» fragte ich.

Er nickte heftig.

«Vielleicht kann ich etwas für dich tun. Du mußt dir nur im klaren darüber sein, daß du nicht lügen darfst. Nicht daß einer keinen Fehler begeht, ist von Bedeutung, sondern daß er ehrlich ist. Die Polizei darf man nicht belügen. Auch nicht im geringsten. Hast du damals bei der Aufnahmeprüfung wirklich alles gesagt? Nichts verschwiegen?»

Iringer dachte angestrengt nach.

«Ich weiß nicht», sagte er.

«Schön. Wiederholen wir alles nochmal ...»

Ich begann, in der Zelle auf und ab zu gehen.

«Du hast deinem Vater fünfzig Franken gestohlen?»

«Genommen.»

«Du bist geflohen, hast die Meldepflicht versäumt?»

Er schwieg.

«Vier Monate später hat dich die Polizei aufgegriffen. Womit hast du dir in der Zwischenzeit dein Leben verdient?»

«Ich war Laufjunge. Bei einem Metzger. Nicht in Lausanne. In Bière.»

«War das nicht langweilig?»

«Überhaupt nicht. Ich durfte im Schlachthaus mithelfen.»

«Das hat dir Spaß gemacht?»

«Ja.»

«Hat es dir nichts ausgemacht, Tiere zu töten?»

«Am Anfang schon. Man gewöhnt sich daran.»

«Ans Töten?»

«Ja.»

«Und mit der Polizei hattest du damals nichts zu tun?»

«Wie meinen Sie das?»

«Wie ich es sage.»

«Nun, mit der Polizei gerade nicht ...»

«Nichts verheimlichen, Iringer. Jetzt immer hart an der Wahrheit bleiben.»

«Meinen Sie damit auch das: Einmal bei Nacht ohne Licht mit dem Fahrrad fahren?»

«Einmal?»

«Zwei oder drei Mal?»

«Siehst du!»

«Und da ist noch etwas ... Aber das hat mit der Polizei nichts zu tun.»

«Hart an der Wahrheit bleiben, Iringer!»

«Ja», antwortete Iringer nachdenklich, «die ganze Wahrheit, die eine Wahrheit ist und doch nicht die ganze. Wenn ich daran denke, bleibt alles an mir hängen, und das ist wieder nicht die Wahrheit.»

«Wovon redest du?»

«Vom Metzgermeister in Bière. Am Monatsende, wenn er den Lohn zahlen sollte, gab er mir zehn Franken und sagte, den Rest kriegst du, wenn du wieder gehst. So hast du etwas auf der hohen Kante. Aber damit war ich nicht einverstanden. Ich war erwachsen, und abends und an Sonntagen ging ich ins Wirtshaus. Ich hatte auch eine Freundin. Die Kellnerin vom 'Fédéral'. Die sagte mir, mit Würsten kannst du ein Geschäft machen. Dann habe ich immer einige Würste auf die Tour genommen und schwarz verkauft. Eines Tages erfuhr der Meister das. Er holte aber nicht die Polizei. Im Hof hinter dem Haus hat er sie alle zusammengerufen, die Frau und die Kinder, die Knechte und die Mägde und die Metzgerburschen, und hat von mir verlangt, ich solle mich hinknien und sagen, ich hätte gestohlen ...»

Iringer schwieg, und nach einer Weile sagte ich, daß ich den Kerl vielleicht erschlagen hätte.

Er sah mich an.

«Sie verstehen mich», sagte er. Ich gab ihm eine Zigarette.

«Hattest du keine Freunde?» fragte ich.

«Nein.»

«Warum nicht?»

«Ich weiß nicht. Ich war immer Einzelgänger. Freunde sagten mir nichts.»

«Aber Freundinnen hattest du?»

«Die meisten waren älter als ich.»

«Hedwig nicht.»

«Nach der Lehrabschlußprüfung mußten Sie in die Rekrutenschule einrücken. Sie wollten Karriere machen?»

Er schwieg.

«Was ist denn jetzt wieder?» sagte ich.

«Sie wissen doch alles», antwortete er.

«Ich weiß überhaupt nichts.»

«Ich wollte Unteroffizier werden, Offizier.»

«Ihr Vater war damit einverstanden?»

«Nein. Mein Vater ist Antimilitarist. Er sagte, tu deine Pflicht, aber nicht mehr.»

«Und darum sind Sie nicht Unteroffizier geworden?»

«Nein, den Alten habe ich schon so weit gekriegt, daß er mir nicht mehr dreinredete.»

«Wie denn?»

«Der hatte gerade eine Stellung bei der Stadt bekommen. Ich sagte zu ihm, wenn du mir dreinredest, rede ich dir auch drein. Ich gehe zu denen von der Stadt.»

«Das hättest du getan? Du hättest ihn also denunziert?»

«Ich habe lernen müssen, mit den Waffen zu kämpfen, die ich besitze.»

«Und du glaubst, die Behörden der Stadt hätten einem Sohn, der seinen Vater denunziert, Glauben geschenkt?»

«Ich hatte es schriftlich von ihm.»

«Schriftlich?»

Iringer kam in Fahrt.

«Hören Sie», rief er, «ich habe doch gerade gesagt, ich hätte gelernt, mit den Waffen zu kämpfen, die mir zu Verfügung stehen. Also nach der Lehrabschlußprüfung wurde ich krank. Ich bekam die Bleichsucht,

konnte nicht mehr essen, war zum Sterben krank. Da sagte mein Vater, ich müsse zur Erholung ins Toggenburg. Nach Wildhaus. Er hatte dort einen Kameraden, der mit ihm 1914 bis 1918 in der gleichen Kompanie gewesen war. Diesem, einem Bauern, schrieb er. Und der nahm mich auf.>

Ich unterbrach ihn.

«Du hast vielleicht auch mit Selbstmord gedroht?»

Iringer stutzte.

«Können Sie Gedanken lesen?»

«Ich muß dich nur ansehen, antwortete ich, dann weiß ich alles. Ich möchte sagen, was ich jetzt tue, ist Zeitverschwendung. Ich kenne doch Leute wie dich.»

Iringer wurde unsicher, und ich glaubte sogar, in seinem Blick Feindseligkeit erkennen zu können.

«Los, erzähl' weiter!» sagte ich, «dein Vater wurde also weich, kroch dir auf den Leim, und du gingst nach Wildhaus. Und dann?»

«Nach einer Woche schrieb ich ihm einen Brief. Es gehe mir gut, und im August müsse ich zur Rekrutenschule einrücken. Ich dachte daran, Unteroffizier zu werden. Er schrieb mir postwendend zurück. Die Armee, schrieb er, sei ein trauriges, wenigstens vorläufig noch notwendiges Übel. Aber ein junger Mensch dürfe seine Kräfte nicht für so etwas vergeuden. Der Soldat werde auf den Tod ausgerichtet und nicht auf das Leben. Wenn die Not einmal rufe, seien wir schon zur Stelle. Und so weiter.»

«Und du?»

Ich rückte ein und meldete mich beim Schulkommandanten. Ich sagte, ich möchte Unteroffizier werden. Ich zeigte ihm den Brief meines Vaters. «Wir werden das schon richten», sagte der Schulkommandant. Er würde mir helfen.

«Weshalb wolltest du eigentlich Unteroffizier werden?»

«In mir ist ein Kämpfer. Mehr kann ich nicht sagen. In mir ist kein Denker und kein Arbeiter. Ich fühle das. Für mich wäre das Richtige, wenn wir Schweizer noch bei den Kriegszügen anderer mitmachen könnten. Aber damit ist es vorbei. Bei uns passiert nichts mehr. Trotzdem dachte ich, es wird schon wieder einmal einen Krieg geben, und dann will ich Offizier sein.»

«Du bist weder Unteroffizier noch Offizier geworden?»

«Ich hatte nicht die richtigen Kameraden. Die dachten alle wie mein Vater. Die sagten, wenn's sein muß, kommen wir schon. Laßt uns in Ruhe mit dem preußischen Blödsinn. Wir wollen leben, wir wollen Arbeit und Frieden, wir wollen Gerechtigkeit, wir wollen nicht im Dreck herumkriechen.»

«Schlechte Stimmung?»

«Aber ich dachte nicht wie sie. Ich ging zum Schulkommandanten und sagte, daß ich für die Armee einstehe und daß er mich nicht zu den anderen zählen dürfe.»

«Und dann?»

«Die anderen hatten natürlich eine Wut auf mich. Ich hatte nicht einen einzigen richtigen Kameraden.»

«Haben die Offiziere dich auch beauftragt, deine Kameraden ein bißchen zu überwachen?»

«Die brauchten mich nicht zu beauftragen. Ich fühlte, daß in mir ein Offizier steckt, und ich achtete streng darauf, daß die Reglements eingehalten wurden.»

«Mit anderen Worten, du hast deine Kameraden denunziert?»

«Ich habe nur meine Pflicht getan.»

«Und weshalb bist du trotzdem nicht Offizier geworden?»

«Ich war ein sehr guter Schütze.»

«Das kann ich mir denken.»

«Ich bin vielleicht der beste gewesen.»

«Wenn Sie nach jedem Satz eine Pause machen, sitzen wir beim Morgenrauen noch da.»

«Das Wettschießen ...», sagte er. Das Reden fiel ihm zusehends schwerer. Ich half ihm:

«Da warst du verdammt schlecht. Gerade an diesem entscheidenden Tag hast du miserabel abgeschnitten. Das Resultat war kläglich.»

«Sie haben sich natürlich erkundigt?»

«Ein Schießresultat entscheidet doch nicht über die Laufbahn eines Offiziersanwärters?»

«Sie wissen, was ich getan habe.»

In diesem Augenblick wußte ich es.

«Resultate gefälscht!»

Iringer nickte.

«Dich muß man nur angucken, und man weiß alles. Natürlich haben

dich die anderen hineingelegt. Die haben deine Schüsse falsch gemeldet?>

«Ja, das haben diese Schweinehunde.»

«Alles in allem: Du hast in deinem bisherigen Leben mehr Ungerechtigkeiten erdulden müssen als irgendein anderer Mensch?»

«Ja, das kann man wohl sagen.»

«Und du möchtest noch immer zur Polizei?»

«O ja. Und wenn Sie ein gutes Wort für mich einlegen könnten?»

«Ich muß es mir überlegen. Wenn du mir versprichst, daß du kein Wort über unsere Gespräche verrätst – wer immer dich verhört.»

Ich ging.

Mein dritter und letzter Besuch bei Iringer fand wiederum in der Nacht statt. Zwischen ein und drei Uhr morgens. Seine erste Frage, nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen hatte:

«Haben Sie etwas für mich tun können?»

«Die Frage ist die», erwiderte ich, «ob du mir die ganze Wahrheit gesagt hast.»

«Aber ja», sagte er ungeduldig, «ich hab' doch keinen Grund, Ihnen nicht die ganze Wahrheit zu sagen.»

«Wollen einmal sehen. Also du sagst, seit du bei der Wach- und Schließgesellschaft bist, hast du dir nichts mehr zuschulden kommen lassen?»

Iringer antwortete ehrlich überzeugt:

«Ich schwöre!»

«Moment mal», sagte ich und ging hinaus auf den Zellengang, wo ich einen Koffer zurückgelassen hatte. Als ich mit diesem Koffer eintrat, sagte ich:

«Nun ja, Iringer, wir haben dich natürlich noch aus einem anderen Grund zurückbehalten.»

«Was ist mit diesem Koffer?»

«Weißt du, während du hier warst, konnten wir dein Zimmer in aller Ruhe auf den Kopf stellen.»

Iringer, der sich erhoben hatte, wich zurück bis an die Mauer.

«Und dann», sagte ich, während ich den Koffer auf die Pritsche hob, «mußten wir klären, woher dieses Zeug hier stammt.»

Bei diesen Worten öffnete ich den Deckel und nahm die Gegenstände heraus.

«Sieben gläserne Aschenbecher ... zehn silberne Kerzenständer ... fünf Sanduhren ... Eine Erklärung, Iringer?»

Er schwieg.

«Also keine Erklärung?»

Er antwortete auch darauf nichts.

«Auf deinen nächtlichen Rundgängen mitgehen lassen, wie?»

Weshalb sollte er antworten?

«Und was machen wir jetzt mit der Polizei?»

Ich trat dicht vor ihn hin.

«Willst du noch immer zur Polizei? Bildest du dir ein, für dich kann man sich einsetzen?»

Ich hatte Angst, aber ich mußte es tun. Mit der rechten Hand packte ich ihn am Hemdkragen und drehte die Faust, bis ihm die Luft wegblieb.

«Ich will dir jetzt reinen Wein einschenken», begann ich, und dabei starrte ich ihm kalt in die Augen, «Leute deines Schlages haben bei der Polizei nichts zu suchen. Höchstens die Polizei bei ihnen. Wenn auch ungern. Ungern, weil sie sich die Hände schmutzig macht, wenn sie Leute wie dich anfassen muß. So kleine, schäbige, hinterhältige Wichte können wir nicht brauchen, mögen wir nicht. Wir verachten sie. Wir verachten auch dich. Hast du dir schon einmal eine Sekunde Rechenschaft gegeben? Wer bist du eigentlich, was hast du getan in deinem bisherigen Leben? Du hast gestohlen, du hast gemogelt, du bist vor aller kleinsten Aufgaben davongelaufen, du hast ohne Bedenken deinen eigenen Vater denunziert, dein Fleisch und dein Blut, für dreißig Silberlinge wie ein Judas, und du hast einsamen Frauen, Kellnerinnen, wie du selber sagst, Liebe versprochen für ein paar Franken, und du hast kleine, unschuldige Mädchen geschwängert und dann sitzenlassen ... Und eine so jämmerliche Kreatur hat zu alledem noch die Stirn, sich bei der Polizei zu melden ... Sind das Taten, Iringer, Taten eines Mannes?»

Ich ließ ihn los, ohne meinen Monolog zu unterbrechen. «Pfui Teufel. Jetzt muß ich mir auch noch die Hände waschen. Ich kann dich nicht wieder anfassen. Auch mit Handschuhen nicht. Einem Mörder, einem richtigen Mörder gäbe ich noch die Hand. Einem Mann, der aus Größe, aus Überzeugung, aus Liebe und Leidenschaft, der aus Größe seiner Verworfenheit, aus Größe seiner Sündhaftigkeit einen Menschen getötet hat und der im tiefsten seiner Seele bereit ist, sein Ich, sein Leben, sein Alles nun dafür herzugeben, auf das Schafott zu steigen mit einem

letzten, großen Wort auf den Lippen: Da stehe ich, da knie ich und gebe mein Blut für das Blut des andern. So einer, Iringer, hat meine Achtung, vor so einem, Iringer, ziehe ich den Hut. Denn das hat Größe, das hat Schicksal, das ist die Hölle. Nicht wie du, du kleiner, mieser, dreckiger Lügner und Dieb ...

Aber was kannst du dafür? Bist halt ein Jud – ohne Gefühl für Verantwortung – ichbezogen – ohne Sinn für Gemeinschaft.>

«Ein Jud», schreit er, «ich bin kein Jud».

«Ich weiß Bescheid. Dreivierteljud bist du. Der Name täuscht. Iringer, na wenn schon, aber ein Jud bist du halt doch. Und in dir sind alle jüdischen Eigenschaften lebendig, die schlechten. Die Laster deiner Väter sind in dir versammelt.»

«Das ist nicht wahr», schreit er.

«Morgen bring ich's dir schwarz auf weiß. Hat eine Heidenarbeit gemacht, deine Herkunft zu studieren. Du kannst beruhigt sein, dein Vater hat alles zugegeben. Aus dem Osten kommt ihr, aus Galizien. Und wenn du sagst, dein Alter ist ein Antimilitarist, und wenn du sagst, dein Alter ist rot, hast du wenigstens in diesen Punkten nicht gelogen. Er ist's. Und warum ist er's? Weil seine Vorfahren aus dem Osten gekommen sind, jawohl!»

«Das ist nicht wahr», schreit er zum drittenmal, «ich hab's nicht getan!»

«Was hast du nicht getan? Du hast gestohlen, du hast gelogen, du hast, ohne mit der Wimper zu zucken, deinen eigenen Vater verraten, ein Judas, für dreißig Silberlinge, und nicht einmal lieben kannst du, läßt dich bezahlen für den Beischlaf, schwängerst kleine unschuldige Mädchen und bringst sie um, bestialisch ...»

Ich verließ die Zelle, ganz plötzlich. Ich schlug die schwere Tür hinter mir zu, schloß sie aber nicht ab. Ich rannte über die Brücken, die Eisentreppe hinunter im gelbfahlen Licht des Zellentraktes, und meine Schritte hallten, und die Mauern warfen sich das Echo zu, dreimal, viermal, und als ich die Haupttür erreicht hatte, hörte ich Iringer oben schreien, er hatte die Zelle verlassen, stand draußen auf der Brücke, hielt sich am Geländer, stand wie ein Seekranker an der Reling, ich sah seinen Oberkörper schwanken, hörte ihn schreien «Nein, nein, nein», und endlich gelang es mir, die Tür zu öffnen und hinter mir zu schließen, endlich stand ich im Hausflur, lehnte mich an die Wand, erschöpft, sah, wie meine Hände zitterten, hörte Iringer schreien, aber ich

sagte mir, das ist Einbildung, Iringer ist längst wieder eingeschlafen. Als wasweißich wieviel Zeit vergangen war, redete eine Männerstimme auf mich ein, ich öffnete die Augen, erkannte, daß ich im Sanitätszimmer der Hauptwache lag, auf einem Schragen, die rötliche, kalte Kautschukdecke unter meinem Rücken. Man hat mich erst nachher entdeckt, bewußtlos auf den Fliesen des Korridors liegend. Was geschehen sei, ob er mich angegriffen habe. Wer? Iringer. Aber man könne ihn nicht mehr zur Verantwortung ziehen, auf dem Transport ins Krankenhaus sei er gestorben ... Er war hinabgestürzt, aus dem vierten Stock, über die Reiling. Das Gleichgewicht verloren? Jedenfalls tot. Der Fall sei erledigt.»

Die lange Erzählung schien Frauenfelder erschöpft zu haben. Er langte nach dem Weinglas und trank hastig einige Schlucke, Davids Hände zitterten. Sein Gesicht war rot. Er stand auf und verließ wortlos das Lokal. Frauenfelder merkte es zunächst nicht. Er nahm an, David sei zur Toilette gegangen. Doch als er nicht mehr erschien und Kaul noch immer schwieg, sagte er erregt: «Was ist denn los? Wo steckt denn David? Warum sagen Sie nichts?»

Kaul zögerte.

«Sagen Sie doch etwas!»

«Das mit dem Jud hätten Sie nicht sagen sollen.»

«Wieso?»

«David», antwortete Kaul, mehr nicht.

«Aber Iringer stammte wirklich von Juden ab.»

«Dennoch.»

«Kann ich denn dafür, daß Iringer Jud war, Halbjud oder Vierteljud?»

«Ich meine nur», sagte Kaul, «Sie hätten das nicht so betonen sollen.»

«Ist er denn so empfindlich?»

«Es hat den Anschein.»

«Das tut mir leid. Um so mehr, als ich gar nicht meine, Iringer sei zum Mörder geworden, weil er Jude war. Das hab' ich doch nicht behauptet. Ich habe nur erzählt, was damals geschehen ist ...»

«Man kann es natürlich auch anders auffassen.»

Frauenfelder war entrüstet. Er sagte:

«Unter uns, ich hab diesen Boller für intelligenter gehalten!»

Als Kaul nicht antwortete, wurde er wieder unsicher.

«Was tu ich nun?»

«Nun», antwortete Kaul, «auch das geht vorüber.»

«Ich möchte aber verhüten, daß Boller nun schnurstracks zu den Bächtolds läuft ... Herrgott, ich habe mir doch seit ich Boller kenne alle erdenkliche Mühe mit ihm gegeben. Sie wissen, Robert, nicht nur aus Nächstenliebe. Ehrlich gesagt, so gern mag ich ihn gar nicht. Diese Arroganz! Aber wir sind wieder so weit: Wer heute ein abschätziges Wort über diese Juden sagt, wird gleichgestellt mit den Judenmördern. Sind wir eigentlich noch die freie Schweiz, oder sind wir ein Satellit von Israel?»

«Ich werde das schon wieder einrenken», sagte Kaul.

Aus David Bollers Bericht: Der Pogrom von T.

Am Morgen des 17. November verständigt Alois Hauser seinen Freund und Rechtsanwalt Dr. Meerkatz von dem Vorgefallenen. Dr. Meerkatz, der sein Anwaltsbüro in Zürich hat, fährt sogleich nach T. Frau Hauser entschließt sich, die beiden Kinder trotz allem zur Schule zu schicken. Die Kinder zu Hause zu behalten, sie krank zu melden, widerspricht ihrem Empfinden für Ehrlichkeit und Sauberkeit. Die beiden kommen aber nicht bis zum Schulhaus. Schon wenige Straßen von ihrem Elternhaus entfernt werden sie von Mitschülern angegriffen. Fünfzehnjährige fallen mit Fäusten über den zehnjährigen Tobias her. Erwachsene stehen am Straßenrand und sehen zu. Ella wird ebenfalls angegriffen. Mitschülerinnen spucken ihr ins Gesicht. Werner Imhof eilt ihr zu Hilfe. Während sie nach Hause zurückrennt, wird Werner Imhof verprügelt. Tobias entkommt.

Martha Hauser, die nicht glauben kann, daß das gestern Vorgefallene ernst gemeint ist, die Demonstration spontan, ohne System und Methode war, verläßt das Haus, kurz nachdem sie ihre Kinder verabschiedet hat. Ihr Weg führt in entgegengesetzte Richtung, weshalb sie nicht Zeugin wird, wie man Ella und Tobias mißhandelt. Sie geht zur Kolonialwarenhandlung Bärtsch. Wie sie das Geschäft betritt, wo schon Hausfrauen einkaufen, Schweigen. Die Frauen wenden sich nicht ab, sie starren sie offen und herausfordernd an.

«Guten Tag», sagt sie. Auch der Geschäftsinhaber Erwin Bärtsch erwidert den Gruß nicht. Statt dessen:

«Sie sind sicher nicht so naiv, zu glauben, ich würde Landesverräter

mit Lebensmitteln versorgen. Bitte kaufen Sie in Zukunft in Moskau ein. Adieu!»

Martha Hauser verläßt das Geschäft und geht in die Molkerei. Auch in der Molkerei wird sie nicht bedient, sondern nach Moskau verwiesen.

«Ich muß aber Milch haben», sagt sie, «ich habe Kinder.»

«Wenn Sie in Budapest leben würden», sagt der Käser, «hätten Sie keine Kinder mehr. Die Russen hätten sie längst ermordet.»

Er kommt sich ungeheuer witzig vor. Martha Hauser verzichtet auf einen dritten Versuch, in einem Geschäft bedient zu werden. Dr. Meerkatz erscheint gegen neun Uhr auf dem Polizeiposten von T. Wachtmeister Sohler empfängt ihn, da er offenbar nicht ahnt, was Meerkatz von ihm will.

«Ich bin Dr. Hausers Anwalt und komme in dessen Auftrag», sagt Meerkatz, nachdem er sich vorgestellt und Wachtmeister Sohler begrüßt hat. Sohler blickt den Rechtsanwalt eine Weile an, kneift dann die Augen zusammen und sagt:

«So, ein Rechtsanwalt sind Sie? Und wie ist Ihr Name? Meerkatz, wenn ich richtig verstanden habe? Auch nicht gerade von hier?»

«Bitte?»

«Ich sage, Schweizer sind Sie wohl auch nicht.»

«Entschuldigen Sie, ich bin Schweizer, und bin nicht gekommen, um mit Ihnen über mich zu reden, sondern ...»

«Man wird doch noch fragen dürfen», sagt Sohler, zieht eine Brissago aus der Rocktasche und macht sich daran, sie sorgfältig zu präparieren.

«So, und was wünschen Sie, Herr Meerkatz?»

«Ich nehme an, Sie wissen bereits, was sich gestern abend an der Usteristraße zugetragen hat.»

Sohler tut, als horchte er auf.

«An der Usteristraße hat sich etwas zugetragen? Da bin ich aber wirklich neugierig.»

«Ja, es hat sich allerhand Unschönes zugetragen. Und das Merkwürdige dabei ist, daß Sie nichts davon wissen, obwohl uniformierte Leute von Ihnen dabei waren.»

«Das ist nicht wahr.»

Sohler springt auf.

«Bitte, Herr Wachtmeister, ich habe Zeugen. Es waren drei Polizisten am Tatort, und die sind nicht rechtzeitig eingeschritten.»

Sohler setzt sich wieder und pafft gemütlich an seiner Brissago.

«Man kann die Leute nicht zwingen.»

«So, man kann sie nicht zwingen? Schön, das werden wir klären. Ich bin hier, um Strafanzeige gegen Unbekannt zu erstatten. Tatbestand: Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung, Brandstiftung. Wollen Sie bitte das Protokoll aufnehmen?»

Sohler blickt Meerkatz in die Augen, steht schwerfällig auf, geht um den Tisch herum:

«Wissen Sie was? – Ich denke nicht daran.»

Dr. Meerkatz steht ebenfalls auf.

«Was haben Sie eben gesagt?»

«Ich habe gesagt, ich denke nicht daran. Was sich gestern abend an der Usteristraße abgespielt hat, findet meine volle Zustimmung.»

Dr. Meerkatz geht in die Usteristraße zurück. Von weitem sieht er: Im Vorgarten des Hauses vis-à-vis von Hausers richten drei Männer ein eisernes Gerüst auf, das einem Galgen gleicht. Als er das Haus erreicht hat, sind die Männer fertig mit ihrer Arbeit. Gerade heben sie eine Holztafel von zwei mal drei Metern vom Boden auf und ziehen sie mit einem Flaschenzug am Galgen hoch. Meerkatz liest den Text, er ist in roten Lettern auf schwarzen Grund gemalt:

«In dieser Straße wohnt ein Dr. Alois Hauser, der die kommunistische Tyrannei in der Schweiz errichten will. Er und wer mit ihm verkehrt sei von allen Freiheitsliebenden verachtet!»

Diese Tafel wird so am Galgen befestigt, daß der Text allen die Usterstraße Herauf- und Herabkommenden ins Auge fallen muß.

Dr. Meerkatz überquert die Usterstraße und bleibt vor dem Gartentor stehen. Er ruft den Männern zu, daß das, was sie da täten, ungesetzlich und strafbar sei. Sofort kommt einer von ihnen ans Gartentor. Es ist Kaufmann.

Derselbe Kaufmann, der noch vor vier Tagen freundschaftlich mit Hausers verkehrte.

«Ungesetzlich? Wer sind Sie eigentlich?»

«Mein Name ist Meerkatz, und ich bin ...»

«Meerkatz, Meerkatz», wiederholt Kaufmann laut und fällt dem Rechtsanwalt ins Wort, «Herr Meerkatz, gerade auf Sie haben wir gewartet, so einer hat uns noch gefehlt.»

«Ich möchte Sie nur warnen», antwortet Dr. Meerkatz ruhig, «ich

werde im Auftrag meines Klienten Klage einreichen. Der Text verletzt die Persönlichkeitsrechte.»

«So, das hör' sich einer an: Dieser Hauser ist also Ihr Klient. Begreiflich, begreiflich, Kommunisten und Juden haben schon immer unter einer Decke gesteckt.»

«Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin zufällig kein Jude.»

Inzwischen sind auch die beiden anderen Männer ans Gartentor gekommen.

«Was, kein Jude? Sie sehen doch hundert Meter gegen den Wind wie ein Jude aus.»

«Selbst wenn ich Jude wäre, meine Herren ... zufällig sind die Meerkatz nachweisbar seit dem sechzehnten Jahrhundert Schweizer. Und zudem Katholiken.»

Kaufmann und seine beiden Helfer werden verlegen und wenden sich ab.

Dr. Meerkatz ruft sogleich den Kommandanten der Kantonspolizei in Zürich an. Dieser verspricht, nachdem er sich den Bericht angehört hat, nach T. zu kommen.

Mit der Morgenpost wird ein Flugblatt in sämtliche Briefkästen von T. geworfen. Es sieht in Text und Layout einem polizeilichen Steckbrief zum Verwechselln ähnlich. Ein Foto, neun mal zwölf Zentimeter, der Text gedruckt: «Damit jedermann in T. und Umgebung weiß, wie der Mann aussieht, der bei uns eine Diktatur nach kommunistischem Muster errichten will, stellen wir Dr. Alois Hauser hier im Bilde vor.»

Der Hauptteil des Textes entspricht wörtlich jenem, der am 16. November in den Lokalzeitungen erschienen war. Neu sind nur die folgenden Zeilen: «Nach dieser Veröffentlichung (des Bildes) wird sich kein Lieferant und kein Ladenbesitzer mehr darauf hinausreden können, er habe nicht gewußt, wen er bediene. Eindringlich wenden wir uns an jene von Natur aus gütigen und friedfertigen Mitbürger von T., die es Dr. Alois Hauser erlauben, Frau und Kinder als Schild vor sich hinzustellen. In jener «Ordnung», die Dr. Alois Hauser uns beschern will, werden weder Religion noch Güte und Friede mehr Raum finden ...»

«Herr Kommandant», sagt Wachtmeister Sohler, «wir haben uns absolut richtig verhalten. Bedenken Sie, Herr Kommandant, vier Mann sind wir, an einer Hand abzuzählen, und dann die Aufgabe, Patrouillen usw., T. ist nur einer von drei Orten, für die wir die Verantwortung haben.»

«Aber gestern abend hätten Sie die verdammte Pflicht gehabt ...»

«Herr Kommandant, wir sind auch nur Menschen, wir wollen leben, wir haben verdammt keine Lust, von einer aufgehetzten Menge an den nächsten Baum geknüpft zu werden ...»

«Also habt ihr alle Schieß gehabt? Und wenn nun das Haus Usteri-
straße 11 abgebrannt wäre?»

«Wir sind nicht die Feuerwehr, Herr Kommandant.»

«Seit wann wußten Sie, daß es am Abend losgehen würde? Hatten die Demonstranten eine polizeiliche Genehmigung? Es hat doch einen Fackelzug gegeben?»

«Die bare Volkswut, Herr Kommandant. Das Volk war plötzlich da, auf der Straße ... nicht aufzuhalten, keine Ahnung, wieso, warum ...»

«Frau Hauser soll Sie angerufen haben, rechtzeitig?»

«Herr Kommandant, Sie wissen doch selbst, wieviel Fehllalarm ... die Leute bilden sich was ein ... plötzlich haben sie den Verfolgungswahn ... wirklich, wir können nicht immer gleich losschlagen.»

«Aber dahinter steckt doch ein Komplott. «Aktion frei sein.» Wer ist das? Jemand muß die Inserate eingerückt haben, und die Flugblätter sind auch nicht vom Himmel gefallen.»

«Nichts von Komplott, Herr Kommandant, bare Volkswut. Das sind Schweizer, Herr Kommandant, seit 1291 freie Menschen, wir wollen nicht unterjocht werden ...»

«Quatschen Sie nicht, Wachtmeister, was hat denn das, was geschehen ist, mit einer freien Schweiz zu tun, mit 1291? Ein freier Schweizer kann sein, was er will, auch Kommunist. Merken Sie sich das. Und Sie sind dazu da, die Freiheiten und Rechte dieses Bürgers zu schützen – so lange es in Ihrer Macht steht. Verstanden!»

«Ich», antwortet nun Sohler, «Herr Kommandant, ich habe wahrhaftig alles getan, was ich tun konnte. Ich bin rechtzeitig hingegangen, und ich habe den Knüppel gebraucht, Herr Kommandant, jawohl, den Knüppel, und wär' ich nicht gewesen, bei Gott, es gäbe die Usteristraße nicht mehr.»

«Gut, wenigstens das. Aber Sie sehen doch hoffentlich ein, daß Sie schon früher hätten einschreiten müssen. Hat man Sie nicht beizeiten orientiert?»

Wachtmeister Sohler weiß nicht, wieweit sein Kommandant die Sache durchschaut, darum schweigt er.

«Man hat Sie beizeiten orientiert», behauptet der Kommandant. Sohler antwortet zögernd:

«Nun ja, aber ich hab's nicht so ausgelegt. Wenn am Abend ein Schweigemarsch stattfindet, hat man mir gesagt, so ist das ein Trauermarsch für die Opfer von Budapest ...»

«Wie haben Sie das erfahren?»

«Ein Telephonanruf.»

«Von wem?»

Sohler zuckt die Schultern. Den Namen habe er nicht verstanden.

«Aber daß die ganze Geschichte Hauser galt, das haben Sie doch gewußt?»

Das gibt der Wachtmeister nicht zu, der Kommandant ist aber zufrieden.

David Boller übernachtete im Gasthaus. Um acht Uhr stand er auf, trank eine Tasse Kaffee und begab sich auf die Straße, um sich T. im grauen Morgenlicht anzusehen. Später, im Laufe des Vormittags, begegnete er Frau Hauser.

«Ich habe Frau Hauser sofort erkannt», erzählte David, «sie ging, scheu und gedemütigt, als trüge sie den Judenstern ... Berlin 1938 ... Essen 1938 ... der 16. November 1956 ...»

«Kennen Sie diesen Dr. Alois Hauser?» fragt David den Kolonialwarenhändler Bärtsch.

«Er ist Kommunist», antwortet Bärtsch.

«Und?» fragt David.

«Reicht Ihnen das nicht? Haben Sie Ungarn schon vergessen?»

«Was hat Dr. Hauser mit Ungarn zu tun?»

«Hauser will bei uns die kommunistische Diktatur errichten.»

«Woher wissen Sie das?»

«Wozu lese ich die Zeitung?»

«Haben Sie Marx gelesen?»

«Wer ist das?»

«Ein deutscher Philosoph, hat das ›Kapital‹ geschrieben.»

«Und?»

«Haben Sie den Vortrag gehört, den Dr. Hauser am 13. November gehalten hat?»

«Wie käme ich dazu?»

«Man hat die hiesige Bevölkerung aufgerufen, auch die Frau dieses Mannes zu ächten, seine Kinder.»

Bärtsch wird verlegen.

«Die Kinder», sagt er, «die Kinder ... damit dieser Verräter zur Räson kommt ... wenn er noch ein Herz hat, wird er den Kindern zuliebe ...»

«So ist das», sagt David und geht.

«Ich habe Menschen auf der Straße angesprochen», schreibt David später, «ich habe sie gefragt, ob sie Dr. Hauser persönlich kennen, ob sie seine Schriften, seine Vorträge gelesen oder gehört hätten ... Was wissen Sie vom Marxismus, was wissen Sie über die historische Entwicklung Rußlands, was wissen Sie über den Ausgang des Zweiten Weltkrieges? Nichts!»

«Ich hatte nicht die geringste Ahnung», sagt eine Frau, «daß sich ein Wolf im Schafspelz unter uns aufhält. Ich kenne die Hausers seit Jahren. Ich habe sogar für sie gearbeitet. Ich dachte immer, was für eine ordentliche, liebenswürdige Familie. Diese Kinder! Hübsch, geschickt, so wohlgezogen! Diese Frau, so hilfsbereit ... Jahrelang hat sie in der Innerschweiz den Frauen der Bergbauern Unterricht im Weben erteilt, ohne einen Centime dafür zu nehmen, und wenn sie das Elend dieser Leute schilderte, kamen ihr die Tränen. Ich selbst habe Dutzende von Lebensmittelpaketen zusammengestellt, die diese Frau den armen Leuten schickte ... Und jetzt so eine Geschichte. Ein Kommunist! Einer, der den Russen in die Hände arbeitet ...»

Die Frau, sieht David, hat Tränen in den Augen.

«Woher wissen Sie, daß Dr. Hauser den Russen in die Hände arbeitet?»

Die Frau ist sprachlos.

«Das hat doch in den Zeitungen gestanden. Wenn es nicht die Wahrheit wäre, wie dürfte es dann in den Zeitungen stehen ...»

«Es hat doch in der Zeitung gestanden!»

«Es hat doch in der Zeitung gestanden ...»

«Es hat doch ...»

Ulrich Frauenfelder fordert die Bevölkerung der Schweiz auf, am 20. November um 12 Uhr mittags «Drei Minuten des Schweigens» zum Gedenken an die Opfer des ungarischen Aufstandes einzulegen.

Ulrich Frauenfelder erfindet den Slogan: «Niemals vergessen.» Ulrich

Frauenfelder fordert den Bundesrat in einem offenen Brief auf, den ungarischen Flüchtlingen die Grenzen zu öffnen. Er mahnt den Bundesrat, es dürfe nicht noch einmal geschehen, daß Schutz-und-Asyl-Suchende zurückgewiesen würden.

Die ‹Demokratische Presseagentur› verbreitet die Geschichte eines Schweizer Soldaten, der in Uniform mit seinen Waffen und Munition bis zur österreichisch-ungarischen Grenze vorgedrungen ist:

«Nehmt euch, freie Bürger eines freien Landes, ein Beispiel an diesem heldenhaft handelnden Mann: Eilt den Ungarn zu Hilfe, tötet die kommunistischen Mörder ...», schreibt Ulrich Frauenfelder.

Ulrich Frauenfelder verbreitet durch die DA eine Namensliste von Leuten, die irgendwie mit Alois Hauser zu tun hatten. Die Liste reicht Jahrzehnte zurück.

Eine der größten Ölgesellschaften kündigt ihrem Werbeberater den Vertrag, weil er seinen Mitarbeitern freigestellt hat, ob sie die ‹Drei Minuten des Schweigens› einhalten wollten oder nicht. Sie hatten weitergearbeitet.

Der Generaldirektor eines großen Bankhauses zitiert einen renommierten Grafiker zu sich, der seit Jahrzehnten für die Gesellschaft sämtliche grafischen Arbeiten ausführt.

«Wie ich erfahren habe», sagt der Generaldirektor, «haben Sie im Jahre 1948 zusammen mit diesem Kommunisten eine Ausstellung im Helmhaus gestaltet?»

«Das stimmt. Im Auftrag der Stadtbehörden.»

«Sind Sie Kommunist?»

«Wieso?»

«Weil Sie mit diesem Hauser gearbeitet haben!»

«Es handelte sich um einen Auftrag der Stadt Zürich.»

«Das interessiert mich überhaupt nicht. Warum haben Sie es nicht abgelehnt, mit diesem Hauser zusammenzuarbeiten?»

«Weshalb hätte ich ablehnen sollen?»

«Weil Sie wußten, daß Hauser Kommunist ist.»

«Ja und?»

«Sie haben sich uns gegenüber nicht loyal verhalten und eine schwerwiegende Tatsache verschwiegen.»

«Die Ausstellung wurde von Hunderttausenden besucht, sämtliche

Zeitungen berichteten darüber, unsere Namen waren jedermann bekannt.»

«Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß der Verwaltungsrat in seiner gestrigen Sitzung beschlossen hat, Ihnen den Vertrag fristlos zu kündigen ...»

Die Polizei besucht David

Der Mann kam unangemeldet, er stand plötzlich vor der Tür. «Kennen Sie Dr. Hauser?»

David blickte den Mann forschend an: Ein korpulenter Fünfinger in grauem Regenmantel, Hut auf dem Kopf, um die Glatze zu verdecken.

«Guten Tag! Wer sind Sie?»

Der Mann zog seinen Ausweis aus der Tasche und streckte ihn David flüchtig hin. Aber David sagte:

«Ich möchte dieses Papier genau ansehen.»

Dem Mann blieb nichts anderes übrig, als David den Ausweis in die Hand zu geben.

«Hoffmann», sagte David, «Wachtmeister. Sie gehören zur politischen Abteilung, Herr Hoffmann.»

«Geben Sie mir den Ausweis zurück und beantworten Sie meine Fragen.»

«Wieso?»

«Wenn Sie meine Fragen hier nicht beantworten ...»

«... dann auf der Hauptwache?»

«So ist es. Also, kennen Sie einen gewissen Alois Hauser?»

«Was geht das die Polizei an? Kennt die Polizei einen gewissen Ulrich Frauenfelder?»

Wachtmeister Hoffmann sagte:

«Wozu wollen Sie mir die Arbeit erschweren? Antworten Sie mir, und in zehn Minuten ist alles erledigt.»

«Sie tun nur Ihre Pflicht?» fragte David.

«Natürlich.»

«Tun Sie alles, was man Ihnen befiehlt?»

«Hören Sie, junger Mann, reißen Sie mir nicht den letzten Nerv aus.»

«Ich sehe, Sie sind empfindlich.»

«Und Sie sind renitent.»

«Nein, mich wundert nur, daß Sie es für nötig halten, mich zu besuchen. Was habe ich verbochen?»

«So was habe ich nicht gesagt. Sie sind in T. unangenehm aufgefallen. Man hat beobachtet, wie Sie bei Hausers ein- und ausgegangen sind.»

«Und?»

«Wir haben die Aufgabe, gewisse Bürger auf ihre politische Zuverlässigkeit hin zu überprüfen.»

«Ich verstehe. Sie befassen sich also hauptsächlich mit den Nazi-verbrechern, die sich bei uns versteckt halten, Sie überwachen unsere eigenen Faschisten, Sie sind darum besorgt, daß jeder Bürger seine eigene politische Meinung vertreten darf – wie es die Bundesverfassung verspricht ...»

«Ich bin Ihnen keine Auskunft schuldig, was meine Tätigkeit betrifft.»

«Aber ich Ihnen?»

«Zum letztenmal, wollen Sie hier antworten oder ...»

«Bitte fragen Sie, Herr Hoffmann.»

«Sie kennen Hauser?»

«Ja.»

«Sie sind den Einwohnern von T. aufgefallen.»

«Ich war mehrere Male in T.»

«Sie haben sich in T. als Reporter der xx-Zeitung ausgegeben?»

«Damit mir die Leute vertrauen.»

«Natürlich. In wessen Auftrag waren Sie in T.?»

«Im Auftrag Herrn Frauenfelders.»

«Sie scheinen gut ausgebildet zu sein.»

«Volksschule, Sekundarschule, Berufslehre als Typograph.»

«Sehen Sie.»

«Was?»

«Wenn es sein muß, werden wir auch mit Ihnen fertig. Hat Hauser Sie unterrichtet?»

«Ich kenne Hauser erst seit dem Pogrom von T.»

«Was heißt Pogrom?»

«Pogrom heißt ...»

«Das weiß ich. Ich frage Sie, wo hat es einen Pogrom gegeben?»

«In T.»

«Ach, ihr armen Kommunisten.»

«Ich bin nicht Kommunist.»

«Sie heißen Boller?»

«Boller-Fenigstein.»

«Wieso?»

«Mein Vater hat Fenigstein geheißt.»

«Ihr Großvater hatte Sie adoptiert?»

«Ja.»

«Er hieß Boller?»

«Gewiß!»

«Johann Boller ist uns gut bekannt. Ein militanter Kommunist, persönlicher Freund dieses Hauser?»

«Man hat es mir erzählt.»

«Sind Sie Kommunist?»

«Nein.»

Hoffmann wandte sich den Büchern zu, nahm einige Bände aus den Regalen, blätterte darin, stellte sie wieder zurück.

«Ich sehe, daß Sie eine Menge Bücher über Marxismus haben. Auch Bücher von Alois Hauser?»

«Ja.»

«Und Sie behaupten, kein Kommunist zu sein?»

«Nein.»

«Die Leute, die Sie in T. angesprochen haben, sind anderer Meinung.»

«So?»

«Sie hätten Hauser in Schutz genommen.»

«Ich finde, was in T. geschehen ist und noch geschieht, ist eine Schweinerei.»

«Also doch!»

«Reichskristallnacht 1938!»

«Sie haben Phantasie.»

«Sie nicht?»

«Sie sympathisieren mit diesem Hauser?»

«Ich schäme mich für die Schweiz. Hauser tut mir leid. Vor allem die Kinder, auch die Mutter der Kinder.»

«Hm ...»

«Sie behaupten, kein kommunistischer Agent zu sein?»

David lachte.

«Wovon leben Sie?»
«Interessiert Sie das?»
«Sonst würde ich nicht fragen.»
«Mein Großvater hat mir dreißigtausend Franken hinterlassen. Eine Lebensversicherung.»
«Können Sie das beweisen?»
«Ja.»
«Und wie lange wollen Sie davon leben?»
«Ich habe eine eigene Offset-Druckerei.»
«Von wessen Geld?»
«Das müssen Sie mit Dr. Bächtold, meinem Rechtsanwalt, besprechen.»
«Dr. Bächtold?»
«Ja.»
«Gut. Wir werden uns sicher wiedersehen.»

Andere Genrebilder aus dem Kalten Krieg

Der Journalist und Schriftsteller Jürgen Pichel, Verfasser eines vielbeachteten Buches über die Geschichte des Sozialismus, sollte am 2. Dezember eine Vortragstournee durch die Vereinigten Staaten antreten. Am 28. November teilte ihm das amerikanische Konsulat mit, daß er in Amerika unerwünscht und sein Einreisevisum annulliert sei. Jürgen Pichel spricht noch am selben Tag auf dem Konsulat vor, wo er vom geschäftsführenden Sekretär empfangen wird.

«Sie sind der Autor dieser Geschichte des Sozialismus», sagt der Sekretär.

«Es handelt sich um ein wissenschaftliches Buch», antwortet Pichel.

«Darum geht's hier nicht. – Hatten Sie nicht verschiedene Mitarbeiter?»

«Wenn Sie so wollen: Ja. Ich mußte Spezialisten zuziehen.»

«Nennen Sie diesen Dr. Alois Hauser einen Spezialisten?»

«Auf jeden Fall.»

«Spezialist auf welchem Gebiet?»

«Sozialismus, Marxismus, Leninismus, Theologie, Kunst ...»

«Wissen Sie, daß Hauser Kommunist ist?»

«Ja.»

«Und trotzdem haben Sie ihn zugezogen?»

«Gerade deswegen!»

«Dann wissen Sie auch, daß Dr. Hauser ein bolschewistischer Agent ist?»

«Wie meinen Sie das?»

«Das ist jedenfalls der Grund, weshalb Sie in Amerika unerwünscht sind, Sir – es sei denn, Sie könnten sich von dem Verdacht, Kommunist zu sein, freimachen.»

«Ich verzichte darauf», sagt Jürgen Pichel.

Am 4. Dezember desertiert der Infanteriesoldat Markus Levy aus dem Wiederholungskurs. Er kehrt nach Haus zurück, schreibt einen Brief an den Kommandanten seiner Einheit und schickt Abschriften an verschiedene Zeitungen. Einige bürgerliche Blätter drucken den Brief ab.

«Es ist sinnlos geworden», schreibt Markus Levy, «für ein Land mit Leib und Leben einzustehen, das seine Freiheit und Würde verschachert hat ...»

Er nennt das, was in T. geschehen ist, einen «Pogrom», «Kristallnacht», «Nacht der langen Messer» ...

Markus Levy, sechsundzwanzig Jahre alt, verheiratet, Vater eines einjährigen Sohnes, Maschinenschlosser, Arbeiter in einem großen Industriebetrieb in Zürich, wird zu einem Monat Gefängnis verurteilt, verliert seine Stellung, seine Wohnung, seine Freunde ...

Am 17. November beurteilte der Kommandant der Kantonspolizei die derzeitige Lage der Familie Hauser als aussichtslos. Er konnte Dr. Meerkatz wie auch Alois Hauser davon überzeugen, daß die Evakuierung das klügste sei.

Dr. Meerkatz besitzt in Ascona ein Haus. Er schlägt vor, die Kinder am nächsten Morgen noch vor Anbruch der Dämmerung in den Tessin zu bringen. Martha und Alois würden nachfolgen, sobald die Haustür repariert sei. Dr. Hauser nimmt allerdings an, daß dies noch am gleichen Tag geschehen könnte, da sie einen Schreiner an der Hand haben, der schon mehrmals für sie gearbeitet hat. Er ruft den Mann sogleich an.

«Eine verdammte Geschichte», erklärt der Schreiner. «Ich bin ja gar nicht dafür, daß man so gegen Sie vorgeht, schließlich sind Sie auf der

Seite der Arbeiter, aber was wollen Sie gegen diese verdammten Faschisten? Und wissen Sie auch, daß einer der schlimmsten Treiber Ihr freundlicher Nachbar ist, dieser Herr Kaufmann, von dem man nur zu gut weiß, daß er sein Drecksvermögen durch Halsabschneiderei erworben hat. Der ist schon bei mir gewesen wegen einer Tischlerplatte und hat auch gesagt, wofür. Ich wollte nichts davon wissen, aber er hat mir gedroht, er wird dafür sorgen, daß ich weit und breit keinen Auftrag mehr bekomme, und Sie wissen ja, Herr Hauser, wie das ist in einer kleinen Gemeinde, ich würde Pleite machen ...»

«Mit andern Worten», sagte Hauser, «Sie können meine Haustür nicht reparieren?»

«Nein, kann ich nicht, tagsüber nicht, aber ich komme nachts, und zwar nach Mitternacht, verstehen Sie, wenn die Wirtshaushocker im Bett sind, dann komm' ich ...»

Am Morgen des 18. November trifft Dr. Meerkatz pünktlich um sechs Uhr in T. ein. Man hat vereinbart, gemeinsam zu frühstücken und dann loszufahren. Um viertel vor sieben fährt Dr. Meerkatz, die beiden Kinder im Fond seines Opel Kapitän, die Usteristraße hinunter und biegt in die Seestraße ein. Der Verkehr ist mäßig. Nach ungefähr drei Kilometern löst sich das rechte Vorderrad und rollt über die Straßenböschung in den See. Nur dem Umstand, daß ihnen in jenen gefährlichen Minuten kein Wagen entgegenkommt, ist es zu verdanken, daß dieser Vorfall ohne schlimmere Folgen bleibt. Es handelt sich, wie die Polizei eindeutig herausfindet, um Sabotage. An allen vier Rädern sind sämtliche Radschrauben gelockert. Das Gerücht will wissen: Ein ungeheures Unglück sei geschehen, Hausers Kinder tot! Unter dem Eindruck dieser Nachricht erklären drei Einwohner von T., sie hätten Kaufmann in der fraglichen Zeit am Wagen von Dr. Meerkatz hantieren sehen. Wachtmeister Sohler, der die ersten Vernehmungen führt, unterläßt es, die Aussage der Zeugen zu Protokoll zu nehmen. Später widerrufen die Leute ihre Aussagen, erklären, sie hätten sich wohl im diffusen Licht des Morgens getäuscht.

Der Fall konnte nie geklärt werden.

Noch immer wird Alois Hauser von Freunden und Parteigenossen besucht. Sie kommen mit dem Wagen, parken in der Nähe des Hauses Usteristraße 11. Die Reifen dieser Wagen werden mit Messern aufgeschlitzt. Die Polizei ist machtlos. Es gibt keine Zeugen.

Alois Hauser verläßt T. erst drei Tage später. Eine neue Überraschung veranlaßte ihn, die Reise zu verschieben. Er war seit Jahren als Herausgeber geisteswissenschaftlicher Werke tätig. Wenige Monate vor dem Umsturz in Ungarn hatte sich der Polys-Verlag mit dem Auftrag an ihn gewandt, eine Buchreihe unter dem Titel «Mensch und Gesellschaft» herauszugeben. Hauser übernahm den Auftrag. Am 17. November erhält er mit Eilbrief die Nachricht, der Verlag verzichte auf seine Dienste. Die Buchreihe hatte sich zum Ziel gesetzt, eine echte Diskussion auf europäischer Basis zu eröffnen. Sämtliche Vorbedingungen waren erfüllt: Der bürgerliche Verleger respektierte marxistische Wissenschaftler, der marxistische Herausgeber empfahl wichtige Werke bürgerlicher Autoren. Verleger und Herausgeber hatten einander versprochen, Toleranz zu üben. Herausgegeben hatte Alois Hauser zu der Zeit, als der Pogrom gegen ihn und seine Familie begann, nur Werke bürgerlicher Autoren wie Croce, Ferrero, Schumpeter. Werke marxistischer Autoren waren in Vorbereitung. Sie erschienen nie.

Ein anderer Umstand verlangte, daß er ohne seine Frau fahren muß: Der Schreiner, der die Haustür in Nacharbeit wieder einigermaßen in Ordnung gebracht hat, muß zu einem militärischen Ergänzungskurs einrücken und kann die Sicherungsbalken nicht mehr anbringen. Martha Hauser weigert sich, T. zu verlassen, bevor dies geschehen ist; nur solche Sicherungsbalken bieten ihr einige Gewähr, daß das Haus in ihrer Abwesenheit nicht erneut gestürmt werden kann. Vor Brandstiftung sind sie nun sicher, weil im Falle eines Feuers die Nachbarhäuser in Mitleidenschaft gezogen würden.

Nacht für Nacht entleeren zwei bis drei erwachsene Männer ihren Darm vor der Haustür des Hauses Usterstraße 11. Jugendliche pissen auch tagsüber an die Hausmauer.

In der Lokalzeitung erscheinen dreimal wöchentlich die Inserate gegen Alois Hauser.

Dr. Meerkatz reicht Klage ein gegen Mitbürger Kaufmann, der die weithin sichtbare Tafel in seinem Vorgarten aufgestellt hat: «In dieser Straße wohnt ein ...»

Eine richterliche Verfügung zwingt Kaufmann, diese Tafel zu entfernen, vor allem den die Persönlichkeitsrechte verletzenden Text. Kaufmann läßt einen neuen Text auf die Tafel malen: «Rußland gibt jährlich 30 000 000 Franken für subversive Tätigkeit gegen den freien Westen aus.»

Wie frei sind wir? Wer ist dieser Kaufmann? Kaufmann arbeitet als Buchhalter in einer Zürcher Importfirma. Er ist Kleinsparer. Verheiratet, kinderlos. Polizeilich liegt nichts gegen ihn vor. Er besitzt ein Eigenheim mit 100 qm Garten. Er trinkt nicht. Er besucht sonntags den Gottesdienst. Bezahlt seine Steuern.

Martha Hauser, die allein in T. zurückgeblieben ist, kauft in der Spezereihandlung der Witwe Hardmeier ein. Frau Hardmeier hat vor fünf Jahren ihren Mann verloren. Mit ihren drei kleinen Kindern ist sie auf die kleine Spezereihandlung angewiesen.

Die Witwe Hardmeier hat es schwer, und Martha Hauser unterstützt sie regelmäßig. Sie werde nicht mittun, sagt Frau Hardmeier. Zwei Tage später findet sie aber in ihrem Briefkasten das gegen Hauser gerichtete Flugblatt mit folgendem zusätzlichen Text (Maschinenschrift):

«Ein Mitglied der Familie Hauser wurde in Ihrem Geschäft gesehen. Wer diese Familie bedient, unterstützt die Schandtaten der Kommunisten. Wir fordern Sie auf, die Familie Hauser nicht mehr zu bedienen.»

Martha Hauser verläßt T. am 29. November vormittags um neun. Auf dem Weg zur Bahnstation wird sie vom Stationsarbeiter Münimann eingeholt. Selbstverständlich trägt Münimann ihr die beiden Koffer. Zwei Tage später erhält der Stationsvorsteher folgenden Brief:

«Sehr geehrter Herr ...,

Mit größtem Bedauern müssen mit mir einige Nachbarn von Dr. Hauser feststellen, daß der SBB-Beamte Münimann, wohnhaft an der Usterstraße 17, diesen und seine Familie aktiv unterstützt und diesem sowie seiner Familie durch seinen Beistand den Aufenthalt in T. möglich macht. Anlässlich der kürzlichen Verhandlungen des Gemeinderates von T. sprach der Rat die Ansicht aus, daß dieser Dr. Hauser, und mit ihm ist ohne Zweifel auch die Familie gemeint, wegen seiner äußerst gefährlichen Tätigkeit gegen die Freiheit und Demokratie der Schweiz in T. unerwünscht sei.

Daß ausgerechnet ein SBB-Beamter Alois Hauser behilflich ist, beschämt einen großen Teil der Umgebung von Dr. Hauser und hat Empörung ausgelöst.

In der Ansicht, daß Sie von diesen Vorgängen keine Kenntnis haben, erachte ich es als meine Pflicht, Sie hierüber zu orientieren.

Mit freundlichen Grüßen

Kopie an die Kreisdirektion III, Zürich.»

Tatsächlich wird Münimann aufgrund dieses Briefes von einer Untersuchungskommission der Kreisdirektion Zürich vernommen. Münimann ist ein apolitischer Mensch. Die Untersuchungskommission gelangt zu dem Schluß, Kaufmanns Anschuldigungen seien unhaltbar. Dennoch empfiehlt sie Münimann, in Zukunft kein Aufsehen mehr zu erregen, auch nicht, indem er Koffer trage.

Alois Hauser sagt, das Foto, das die Leute für die Flugblätter und Inserate verwendet hätten, sei ein Paßbild. Das Negativ befinde sich in seinem Besitz, ein Abzug davon, ein einziger, sei im Archiv der Paßbehörde. Wie ist dieses Foto in die Hände der Antikommunisten geraten? Die Frage wird nie beantwortet.

Nur die Polizei weiß, wohin sich die Familie Hauser zurückgezogen hat. Dennoch erscheinen eines Morgens Plakate in italienischer Sprache an Häuser- und Gartenmauern Asconas: «Unter euch lebt seit kurzem einer, der in der Schweiz die russische Tyrannei einführen will ...»

Die Polizei läßt die Plakate entfernen und sucht die Urheber. Alois Hauser sagt, die Plakatkleber müßten von Zürich zugereist sein. Die Polizei stößt nach zwei Tagen auf eine Gruppe Jugendlicher, die durch übermäßigen Alkoholkonsum in Gaststätten Asconas und Locarnos auffällt. Die Jungen – alle zwischen sechzehn und neunzehn – werden verhört. Sie schweigen hartnäckig.

«In Zürich», hält ihnen der vernehmende Kriminalbeamte vor, «ist in den vergangenen Wochen an verschiedenen Orten eingebrochen worden. Kioske wurden geknackt, Konsumfilialen in ruhigeren Straßen. Von den Tätern fehlt jede Spur.»

Auf diese Vorhaltung hin gibt der Wortführer folgendes zu Protokoll:

«Wir gehören einem <Gang> an und sind keine Verbrecher. Wir begehen keine Einbrüche, wir betrügen nicht, wir sind anständig. Unser <Gang> heißt <Toten-kopf-Gang>. Wir haben in allen Städten der Schweiz Mitglieder. Sogar in München und Wien. Unser Stammlokal in Zürich ist die Bodega <XXX>, ein spanisches Lokal an der Marktgasse. Wir können kein Italienisch. Was auf den Plakaten steht, wissen wir nicht. Es interessiert uns auch nicht ...»

«Ihr gebt zu, diese Plakate an Hauswände und Plakatsäulen angeschlagen zu haben?»

«Ja. Eines Abends erschien ein Mann in der <XXX>. Wir dachten, das ist einer von der Polizei, als er sich mit der Kellnerin unterhielt. Er kam an unseren Tisch und fragte, wer von euch ist der Chef. Ich sagte, ich. Und er sagte, einen Moment. Ich ging mit ihm an einen anderen Tisch. Die übrigen hielten sich in der Nähe der Tür. Falls er Finten machen sollte. Aber er war anständig. Ob wir eine Stange Geld verdienen wollten? Verdienen, sagte ich, interessiert uns nicht. Leg uns die Kohlen blank auf den Tisch. Das können wir brauchen. Er antwortete, mit Arbeit hätte das, was wir tun müßten, nicht viel Ähnlichkeit. Es handle sich um Spionageabwehr, sagte er. Das ist schon das, was wir brauchen können, sagte ich. Und er erzählte mir, daß die Polizei nicht persönlich einschreiten dürfe. Aus politischen und diplomatischen Gründen nicht. Und so weiter. Und es ginge nur darum, daß ich mit ein paar Jungens von unserer Bande nach Ascona fahren und dort bei Nacht einen Steckbrief an Hauswänden und Plakatmauern anschlagen sollte. Wenn es nur das ist, sagte ich, könnten wir es schon machen. Es fragt sich jetzt nur, was uns dafür bezahlt wird. Eine ordentliche Stange Geld. Fünfzig Franken pro Nase und natürlich die Reise – und Übernachtungsspesen. Fahrkarte erster Klasse. Dann vereinbarten wir, daß wir uns am vergangenen Montag um acht Uhr abends auf dem Hauptbahnhof in Zürich einfinden würden, und zwar auf dem Bahnsteig, wo der Schnellzug nach Chiasso abfährt. Und das machten wir auch, und der Herr kam, gab uns die Fahrkarten, das Geld und das Paket mit den Dingen. Das ist alles. Wir sind keine Verbrecher ...»

Das Ergebnis dieser Ermittlungen wurde als ordentliche Polizeimeldung der Schweizerischen Depeschagentur übergeben. Keine Zeitung nahm Notiz davon.

Am zweiten Adventssonntag kommt der protestantische Pfarrer von T. in seiner Predigt auch auf den Fall Hauser zu sprechen: Markus 12, 1–12 (Das Gleichnis von den Weingärtnern). «... wir müssen darüber nachdenken, wo wir in Gefahr sind, die Knechte hinauszwerfen und den Sohn zu töten. Wo kommt für uns der Sohn, um den Ertrag des Weinberges einzuziehen und den Gehorsam der Pächter zu erproben? Der Heiland begegnet uns in unseren Mitmenschen, auch in der Politik. Werfen wir nicht Christus hinaus, wenn wir den Gegner nicht mehr

ernst nehmen? Nicht da sind wir gegen Christus, wo wir mit einem Gegner nicht einverstanden sind. Aber dort kann es sein, daß wir <die Knechte hinauswerfen>, wo wir einen Gegner nicht mehr achten. Dort geschieht es zum Beispiel, wo ein Bürgerlicher einen Sozialisten, und ein Sozialist einen Bürgerlichen nicht mehr ernst nimmt, einfach, weil jeder aus einem anderen Lager stammt. Dort, wo man nicht mehr fähig ist, darauf zu hören, was einer sagt, sondern ihn zum vornherein abschreibt als einen, der sowieso auf dem falschen Weg ist.

Und für uns Bürger von T. gibt sich heute eine ganz besonders aktuelle Frage, eine Frage, die uns auf den Fingern brennen muß: Ob nicht der rechte Pächterdienst im Weinberg Gottes sich darin zeigt, einem hartgesottenen, unzweideutigen Kommunisten gegenüber Recht, Gesetz und Achtung der Menschenwürde hochzuhalten? Solche und andere Fragen können heute aus diesem Gleichnis an uns herantreten. Sie sehen vielleicht nicht besonders christlich aus. Aber täuschen wir uns nicht: Christus selbst hatte auch kein christliches Mäntelchen. Er war in Knechtsgestalt unter uns. Und die guten und die tüchtigen Leute übersahen ihn oder hielten ihn für einen Verräter.

Liebe Gemeinde: Vergeßt nicht, daß Christus uns in verschiedenen Gestalten, an unscheinbaren Orten begegnen kann. Wir wollen ihn nicht übersehen. Wir wollen nicht böse erwachen, wenn uns der Weinberg genommen ist.»

Kaufmann schreibt der Demokratischen Presseagentur einen ausführlichen Brief über diese «schändliche Predigt» des Geistlichen von T. Nicht umsonst, sagt Kaufmann, betone Hauser, es könne einer sehr wohl ein guter Christ und dennoch Marxist sein. Solche Sprüche seien dazu angetan, die Gemüter einzuschläfern. Ferner fordert Kaufmann mit einem Leserbrief in den Lokalzeitungen den Pfarrer auf, klar Stellung zu beziehen, Alois Hauser zu verurteilen, den Kommunismus überhaupt. Natürlich schweigt der Geistliche. Kaufmann wendet sich an den Kirchenrat. Er sammelt Unterschriften in T. Da es eine Sache der Kirche ist, können auch Jugendliche ab sechzehn Jahren unterschreiben, und natürlich auch Frauen. Es kommen Hunderte von Unterschriften zusammen. Der Kirchenrat verzichtet darauf, den Geistlichen anzuhören, und ist einverstanden, daß T. den Mann aus dem Amt entläßt.

Die Familie Hauser kehrt von Ascona zurück. Als die beiden Kinder zum erstenmal wieder in der Schule erscheinen, werden sie von den

Lehrern nach Hause geschickt. Die Eltern wohnten ja nun nicht mehr in T. Martha Hauser spricht noch am selben Nachmittag auf der Gemeindekanzlei vor. Man teilt ihr mit, die Zivilstandsakten (Bürger- und Heimatschein) seien inzwischen an Hausers Heimatgemeinde, nämlich an die Stadt Zürich, zurückgegangen.

«Wer hat Ihnen denn den Auftrag dazu gegeben? Sie wissen doch, daß wir hier unser Haus besitzen, daß wir uns nie abgemeldet haben?»

Der Beamte geht verlegen zu seinem Schreibtisch und kramt eine Zeitungsmeldung hervor. Er hält sie Frau Hauser hin:

«T. Aus den Verhandlungen des Gemeinderates: Der Rat besprach auch den Fall Dr. Alois Hauser, der sich zur Zeit unbekanntem Orte aufhält. Er ist der Ansicht, daß die Anwesenheit des Genannten in der Gemeinde T. nach wie vor unerwünscht sei.»

«Und nun?» fragt Martha Hauser.

«Der Chef sagte, wir sollten die Papiere nach Zürich übersenden.»

«Warum denn?»

«Der Chef sagte, der Hauser würde es wohl nicht mehr wagen ...»

«Was wagen?»

«Nach T. zurückzukommen.»

«Und was meinen Sie?»

Der Beamte überlegte einen Augenblick.

«Wenn eine Person unerwünscht ist ...»

Martha Hauser geht.

Dr. Meerkatz beschwert sich unverzüglich bei den Kantonalen Aufsichtsbehörden. Was er erreicht, ist lediglich, daß die Zivilstandsakten wieder nach T. zurückgebracht werden. Weder tadelt noch bestraft man die Behörden von T. Schließlich habe sich Hauser, wie es heißt, «diese Suppe selbst eingebrockt». Dr. Meerkatz überlegt, ob er den Instanzenweg beschreiten und bis vor das Bundesgericht gehen soll, aber Alois Hauser ist dagegen. Hauser ist überzeugt, daß den Einwohnern von T. die «Augen geöffnet worden seien». Er hat sich getäuscht: Weder seine Frau noch die beiden Kinder werden in den Läden von T. bedient.

Während einer Gesangsstunde behandelt der Lehrer das Thema «Text und Melodie» und erklärt unter anderem: «Ein Komponist ist nicht ein Kommunist. Ein Kommunist ist Dr. Hauser.»

Ein Mädchen sagt:

«Es heißt doch «der Hauser».»

«Nein», antwortet der Lehrer, «auch wenn ein Doktor Landesverräter ist, muß man zu ihm Doktor sagen; bis er an einem Baum ...»

In seiner Nähe steht Hausers Sohn Tobias; elf Jahre alt. Der junge Werner Imhof, der noch immer in Ella verliebt ist und von Ella nicht wieder geliebt wird, setzt seine Bemühungen um Hausers Töchterchen fort. Eines Tages bekommt Werners Vater einen Brief:

«Herr Imhof!

Eltern, die ihren minderjährigen Sohn wissentlich mit der Tochter des Erzkommunisten Hauser herumziehen und sogar dessen Haus betreten lassen, sollten sich in Grund und Boden schämen. Kaufmann.

Kopie an die Direktion der Firma Angliker & Co. in T.»

Imhof ist Werkmeister in der erwähnten Firma. Er wird vor die Direktion zitiert und über sein «kommunistisches Treiben» einvernommen. Ohne erst seine Antwort auf die Anschuldigungen abzuwarten, sagt der Direktor: «Imhof! Wir beobachten Sie schon seit einiger Zeit. Sie sind zwar ein tüchtiger Arbeiter, aber Ihr Hang zum Kommunismus gefällt uns gar nicht.»

«Ich habe keinen Hang zum Kommunismus. Ich bin nicht einmal in der Gewerkschaft», antwortet Imhof.

«So!» sagt der Direktor, «und Ihre Äußerungen Kollegen gegenüber? Bei der letzten Weihnachtsgratifikation? Haben Sie vielleicht nicht gesagt, das sei aber verdammt wenig?» Das muß Imhof zugeben. Er hat es wirklich gesagt.

«Also», fährt der Direktor fort, «und Ihr Sohn geht im Haus des Kommunisten Hauser aus und ein. Passen Sie auf, Imhof, keiner ist unersetzlich auf seinem Posten!»

Als Martha Hauser eines Tages im März heftige Zahnschmerzen spürt, sucht sie den Zahnarzt Dr. Escher auf. Seit Hausers in T. wohnen, lassen sich alle Familienmitglieder von Dr. Escher behandeln. Er empfängt Martha Hauser, erklärt jedoch nach der Sitzung, infolge schwerster Arbeitsüberlastung müsse er sie bitten, einen anderen Arzt aufzusuchen. Einige Tage später erhält sie folgenden Brief:

«Sehr geehrte Frau Hauser,

Es war nicht klug von Ihnen, in meine Praxis zu kommen, wo Sie doch genau wußten, daß man Sie beobachtet. Das hat mir diese Woche viel Unangenehmes gebracht. Sie werden verstehen, daß ich nicht gewillt bin, meine wirtschaftliche Stellung für Ansichten, die ich persönlich

mißbillige, aufs Spiel zu setzen. Es tut mir deshalb leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß es für mich unvorteilhaft wäre, Ihre Familie weiterhin zu behandeln. Ich hoffe, daß es Ihnen nicht schwer fallen wird, einen Zahnarzt zu finden, der die Behandlung im gleichen Stil weiterführen wird ...»

«Er hat sich das alles selbst eingebrockt», sagt der Zahnarzt zu David. Er bestreitet nicht im geringsten, den Brief geschrieben zu haben.

«Aber während all der Jahre haben Sie gewußt, daß Dr. Hauser Marxist ist?» sagt David.

«Ich gebe zu, daß ich in seinem Haus ein- und ausgegangen bin. Wir hatten nächtelange Gespräche.»

«Und jetzt, was zum Beispiel befürchten Sie?»

«Natürlich ist das alles Quatsch, was die Leute hier treiben. Damit hält man die Weltgeschichte nicht auf. Es wirkt geradezu grotesk, wenn man bedenkt, daß der Sozialismus eine Strömung von welthistorischer Bedeutung ist.»

«Und Sie?» fragt David.

«Was sollte ich denn machen? Wer für Hauser auch nur ein Wort einlegt, ist erledigt, wirtschaftlich, gesellschaftlich ... Man hat mich gezwungen, diesen Brief zu schreiben. Am Abend, nach dem Besuch von Frau Hauser, habe ich mehr als ein Dutzend Telefonanrufe erhalten: «Sie sind auch so einer.» Aber, wie gesagt, im Grunde hat er es sich selber zuzuschreiben. Weshalb konnte er nicht den Mund halten nach dem Ungarnaufstand?»

David: «Ich bin oft in T. Zwei bis drei Stunden laufe ich durch die Straßen, kreuz und quer. Manchmal bleibe ich vor dem Haus Usteristraße 11 stehen. Die Fensterläden sind Tag und Nacht geschlossen. Eines Tages, ich war schon früh morgens in T. eingetroffen, sah ich Fäkalienhaufen vor der Tür des Hauses Usteristraße, sah ich Martha Hauser öffnen und den Dreck wegräumen.»

David berichtet, daß Tobias plötzlich an einem Sprachfehler leide. Dr. Meerkatz habe ihn in eine Privatschule ins Engadin gebracht. Ella gehe nach Zürich zur Schule. David besucht den Redakteur des Anzeigers von T.

«Mein Gott», sagt dieser, «und dabei publiziere ich nur ein Drittel aller Schmähbriefe gegen Hauser.»

«Sie sind nicht mit der Aktion einverstanden?»

«Ich bin kein Kommunist, ich bin zwar ein Gegner des Kommunismus, aber nicht so.»

«Sie machen aber mit.»

«Was soll ich denn tun? Ich habe Familie, junger Mann, ich bin hier geboren, ich bin Bürger von T.»

«Und?»

«Er hat es sich selber zuzuschreiben.»

«Fürchten Sie die Folgen, wenn Sie nicht mehr mitmachen würden?»

«Folgen? Ich wäre ein toter Mann.»

«Einer muß der erste sein.»

«Hauser soll dem Kommunismus abschwören, und wir nehmen ihn mit offenen Armen auf.»

«Hauser ist überzeugt, daß der Kommunismus ...»

«Die ersten Christen sind auch gestorben für ihre Überzeugung!»

Und die Gesichter der meisten Menschen, die David anspricht, werden zu Mauern. Überall Schweigen, undurchdringlich, Angst, es könnte einer Mitleid zeigen mit der Frau, mit den Kindern. In Wirtshäusern kommt es zu Schlägereien ...

«Eben hast du ihn in Schutz genommen!»

«Ich hab' gesagt, was können die Kinder dafür?»

«Das reicht. Du nimmst ihn also in Schutz!»

«Du warst schon immer ein bißchen rot – mal weniger, mal mehr.»

«Nimm das zurück!»

«Nichts nehme ich zurück, das ist die Wahrheit ...»

Die achtzigjährige Mutter Kaufmanns sitzt von früh bis spät am Fenster und beobachtet die Haustür Usterstraße 11. Manchmal halten Autos. Mutter Kaufmann, schwer gehbehindert, scheut den Weg zur Straße nicht, um sich die Nummern zu notieren. Die solcherart überführten Kommunisten werden unverzüglich Frauenfelder gemeldet.

«Er hat sich die Suppe selbst eingebrockt, jetzt soll er sie auslöfeln ...»

Alois Hauser konnte zu der Zeit, als David den Bericht «Modell eines Pogroms» für seine Zeitschrift «Zukunft» abschloß, das Haus tagsüber nicht verlassen. Man griff ihn auf offener Straße an, schrieb ihm in Dutzenden von Drohbriefen, er werde bei nächster Gelegenheit aufgeknüpft ...

«Er hat sich dieses Desaster selbst zuzuschreiben ...» «Gewiß, es ist

hart und vielleicht sogar ungerecht der Frau und den Kindern gegenüber, aber es liegt bei ihm, diesen Zustand zu ändern ...»

«Wir geben nicht eher nach, bis er T. verlassen hat.» «Und keiner hat den Mut, diesen Totengräber niederzuknallen. Dabei ginge der, der es täte, bestimmt straffrei aus ...»

«Während dieser Bericht abgeschlossen werden muß», schrieb David, «gehen in T. die pogromartigen Aktionen gegen die Familie Hauser mit unverminderter Heftigkeit weiter. Dabei gibt es auch Schweizer, die mit Entsetzen von diesen Geschehnissen hören, den bürgerlichen Zeitungen erregte Briefe schreiben. Nicht eine Zeitung hat diese Leserbriefe bisher publiziert.»

David:

«Freiheit, so meine ich, kann stets nur die Freiheit des andern sein. Dr. Alois Hauser ist Wissenschaftler, er ist Philosoph und überzeugter Marxist. Er hat sich keiner Verbrechen schuldig gemacht. Er wird ohne Zweifel seit Jahrzehnten von der Bundespolizei überwacht. Die schweizerische Spionageabwehr rühmt sich bei anderen Gelegenheiten ihrer Stärke. Warum hat sie Dr. Alois Hauser immer unbehelligt gelassen? Wohl weil sie präzise weiß, daß er kein sowjetischer Agent ist, daß er nicht subversiv tätig ist, daß er keinerlei Beziehungen zu Regierungsstellen fremder Länder unterhält. In der Schweiz ist weder der Kommunismus, noch die kommunistische Partei verboten. Die Bürger von T. haben jene Freiheit, für die sie einzustehen glauben, verloren. Was in T. geschieht, wiegt vergleichsweise ungeheuer viel schwerer als das, was in Budapest geschah, denn Alois Hauser hatte lediglich gesagt: Der Fall Budapest ist für mich kein Grund, den Marxismus zu verwerfen, denn weder der Aufstand der Ungarn, noch der Einmarsch der Russen haben auch nur entfernt etwas mit dem Marxismus gemeinsam. Wer sich der Mühe unterzieht, aus der Weltgeschichte zu lernen, weiß, daß die Russen auch unter einem zaristischen Regime einmarschiert wären. Alois Hauser hat nicht zum Aufstand, nicht zur Revolution aufgerufen. Gewiß, er ist überzeugt, daß der Kapitalismus im Sterben liegt, daß mit der neuen Sonne der Sozialismus über der Welt aufgehen wird, und er ist nicht der einzige, der so denkt. Und weil er das Wagnis unternommen hat, seine Meinungen, seine historischen und philosophischen Ansichten öffentlich zu vertreten, haben sich Bürger, die keine eigene Meinung, keine eigenen philosophischen und historischen Ansichten

haben, in Rowdies, in Faschisten verwandelt. Angeführt werden sie von einem Mann, der in den Dreißiger Jahren mit den Nationalsozialisten paktierte, der schwerstens mitverantwortlich ist für unser ungeheuerliches Verhalten gegenüber den Juden vor und während des Zweiten Weltkrieges. – Er heißt Ulrich Frauenfelder.»

Die erste Nummer der Zeitschrift «Zukunft» erschien am 3. Mai 1957, in einer Auflage von dreitausend Exemplaren.

Inhaltsverzeichnis:

Modell eines Pogroms
Die Anatomie des Friedens
Hilf- und Ratlosigkeit der Menschen
Antisemitismus, ein negativer Mythos

Verteiler:

Eidg. Parlamentarier
Redaktionen von Tages- und Wochenzeitungen
Presseagenturen
Sekretariate politischer Parteien
Freunde und Klientel Dr. Bächtolds
Freunde Wolf Bächtolds
Buchhandlungen
ca. 500 Privatadressen

Robert Kauls Umfragen

Als die erste Nummer von Davids Zeitschrift erschienen war und Kaul sie aufmerksam gelesen hatte, erschrak er. Das mußte schiefgehen. Wohl hatte er gewußt, was David tat. Genau genommen war Kaul ja Davids Mitarbeiter. Aber nun, als er die Zeitschrift in Händen hielt, überlegte, wer alles sie ebenfalls lesen konnte, hatte er ein ungutes Gefühl. Wie würde Frauenfelder reagieren? Würde er Kaul zur Rechenschaft ziehen? Oder durfte Kaul annehmen, Frauenfelder sei nun erledigt, «untragbar» geworden für die Partei?

Sinnlos erschien es Kaul, verhindern zu wollen, daß Frauenfelder die «Zukunft» in die Hand bekäme. Blieb ihm nur eins: Keine Ent-

scheidung zu treffen, zu warten, wie die politische Prominenz auf den Pogrom-Bericht reagierte.

Als er in den ersten Tagen mit Frauenfelder zusammenkam, fing er nicht an, von der Zeitschrift zu sprechen, und auch Frauenfelder schien dieses Thema zu meiden. Später telefonierte Kaul mit einigen Empfängern der «Zukunft», um herauszufinden, was für ein Wind wehte. Er koppelte das Tonbandgerät mit dem Telephonapparat, um die Gespräche festzuhalten.

FRAGEN AN CHEFREDAKTOREN

1. *Chefredaktor:*

K. Werden Sie in Ihrer Zeitung auf die «Zukunft» eingehen?

Ch. Nein.

K. Weshalb nicht?

Ch. Wir haben über die Person des Herausgebers Erkundigungen eingeholt. Es handelt sich um einen knapp einundzwanzigjährigen Jüngling.

K. Ist das ein Einwand?

Ch. Wer bietet uns die Gewähr, daß die Beschreibung eines Pogroms beispielsweise seriös ist!

K. Sie können die Dokumente beim Herausgeber einsehen.

Ch. Die Angelegenheit ist unerheblich.

K. Warum?

Ch. Es handelt sich um einen Einzelfall.

K. Nicht typisch für die Schweiz?

Ch. Nicht typisch.

2. *Chefredaktor:*

K. Werden Sie die neue Zeitschrift in Ihrer Zeitung rezensieren?

Ch. Es ist nicht üblich, daß Zeitungen neue Periodica rezensieren.

K. Sie publizieren in Ihrer Zeitung regelmäßig eine Rubrik «Blick in die Zeitschriften».

Ch. Wir wollen abwarten, wie sich diese «Zukunft» entwickelt.

3. *Chefredaktor:*

K. Werden Sie einen Kommentar zur neuen Zeitschrift veröffentlichen?

Ch. Wir haben auf einer der letzten Redaktionskonferenzen darüber gesprochen.

K. Und?

Ch. Bezeichnend, daß die jüngeren Kollegen die Zeitschrift begrüßen.

K. Ohne Vorbehalte?

Ch. Die älteren lehnen sie ab.

K. Der Grund?

Ch. Auf dieser Ebene kann bei uns kein politisches Gespräch geführt werden.

K. Sie spielen auf das «Modell eines Pogroms» an?

Ch. Die Mehrheit des Volkes hat sich gegen den Kommunismus ausgesprochen, müßig, immer wieder davon anzufangen.

4. *Chefredaktor:*

K. Was halten Sie vom «Modell eines Pogroms»?

Ch. Als vereinzelter Fall auch in der Schweiz möglich.

K. Sie zweifeln an der Echtheit der Dokumente?

Ch. Es braucht schon eine starke Phantasie.

K. Vorausgesetzt, daß die Tatsachen stimmen?

Ch. Ich würde eine solche Aktion verurteilen.

K. Aber Sie zweifeln?

Ch. Ehrlich, ich habe sogar starke Zweifel.

K. Warum?

Ch. Man müßte doch davon gehört haben.

FRAGEN AN POLITIKER

1. *Politiker:*

K. Was halten Sie von der Aktion in T.?

P. Man hätte die Frau und die Kinder aus dem Spiel lassen müssen.

K. Gegen A. H. ...?

P. Die Aktion war berechtigt, wer nicht hören will, muß fühlen, das ist bei uns eine alte Erziehungs-Maxime, und wir sind immer gut damit gefahren.

K. Ist man nicht zu weit gegangen?
P. Gefährlich ist's, den Leu zu wecken.
K. Gewalt in der Politik?
P. Wer redet hier von Gewalt?

2. *Politiker:*

K. Was halten Sie von einer systematischen Aufhetzung der Einwohner wie in T.?
P. Was heißt hier systematisch? Man hat das Volk aufgeklärt, und das Volk hat reagiert. Wir können nur stolz darauf sein, daß auch der einfachste Mann unter uns wachsam ist.
K. Gewalt gegen Frau und Kinder?
P. So böse wird es nicht gewesen sein.

3. *Politiker:*

K. Halten Sie die kommunistische Gefahr für so groß, daß Pogrome gegen einzelne gerechtfertigt sind?
P. Ob man im vorliegenden Fall von Pogrom reden kann, bezweifle ich.
K. Wenn Sie das Vorgefallene mit den Pogromen vom 8.–10. November 1938 in Deutschland vergleichen?
P. Nun gehen Sie entschieden zu weit. Erstens sind wir keine Deutschen und zweitens keine Nazis.
K. Sie erkennen da Unterschiede?
P. Grundsätzliche.
K. Welche?
P. 1938 ging es gegen unschuldige und wehrlose Juden, hier kämpfen wir gegen den Kommunismus, der uns die Freiheit nehmen will. Der Zweck ... ich will nicht gerade sagen, er heiligt die Mittel, aber immerhin ...

4. *Politiker:*

(Antwortet, bevor K. fragt)
P. Sie scheinen einen Unterschied zwischen dem braunen und dem roten Totalitarismus zu machen.
K. Totalitär ist und bleibt totalitär.
P. Also.

K. Hier geht es um die Frage, auf welcher Basis die Freiheit gewährleistet ist.

P. Jedenfalls nicht auf der des Kommunismus.

K. Auf der Basis von Recht und Gesetz.

P. Sehen Sie.

K. Recht und Gesetz sind in T. erheblich verletzt worden.

P. Im Abwehrkampf gegen den Kommunismus?

K. ... einen demokratischen Totalitarismus befürworten?

P. Das müssen wir strikte ablehnen.

5. *Politiker:*

K. Sie verurteilen den Pogrom von T.?

P. Bedingungslos.

K. Gewalt ist also kein Mittel der Politik?

P. Nein. Gewalt ist das Ende der Politik, Gewalt ist ein Symptom von politischem Konkurs.

K. Was halten Sie vom Antikommunismus?

P. Nichts, weil er keine echte Alternative zum Kommunismus darstellt.

K. Wo hat der Antikommunismus seinen Ursprung?

P. Eigentlich auch nur im Nationalismus; wenigstens in der Schweiz. Was unsere Antikommunisten meinen, ist nicht der Kommunismus, sondern ganz einfach Rußland, was läppisch ist.

K. Rußland denkt noch immer an die Weltrevolution.

P. Rußland ist heute genauso nationalistisch wie alle Staaten im Westen. Rußland hat in Ungarn nicht wegen des Kommunismus interveniert. Was in Budapest geschah, hat mit Kommunismus nichts zu tun.

K. Wie beurteilen Sie diese neue Zeitschrift?

P. Als sehr willkommen. Ich werde aufgrund des Berichtes über die Vorfälle in T. beim Regierungsrat eine Anfrage einreichen: Sind Recht und Gesetz noch gewährleistet?

6. *Politiker:*

P. Was in T. geschehen ist, hat mit legaler Politik überhaupt nichts zu tun, das ist schlicht Faschismus.

K. Wie erklären Sie sich die Reaktionen der Einwohner; die haben doch alle mitgemacht?

P. Es haben natürlich nicht alle mitgemacht, aber was nicht weniger schwer wiegt, sie haben auch nicht protestiert.

K. Aber die, die mitgemacht haben?

P. Bitte, Sie müssen sich an den Ablauf des Geschehens halten. Die Urheber: Leute, die nicht differenziert denken können, sagen wir, Leute, die mit dem Unterleib denken. Meistens Leute, die ungeheuer unsicher und hilflos in dieser Welt stehen, vielleicht bis zu einem hohen Grad sogar vereinsamt, kontaktarm. Nun stellen sie diesen Kontakt gewaltsam her, den Kontakt, den sie suchen, nämlich zu den Erfolgreichen, zu denen, die im Mittelpunkt der Öffentlichkeit stehen, und das sind in unserem Fall nun nicht die Kommunisten, natürlich nicht, sondern – sagen wir einmal – die Bürgerlichen. Nun wissen diese Leute, daß wir uns mit den Störungen des Kommunismus auseinandersetzen, zumindest mit den politischen Entwicklungen der sozialistischen Länder, und sie denken sich einen Beitrag gegen den Kommunismus aus, was freilich unsinnig ist, denn es geht wiederum um Nationen und weniger um Kommunismus, aber das wissen die nicht, und ihr Beitrag, mit dem sie also den Applaus der – sagen wir einmal – Herrschenden erhoffen, heißt Antikommunismus. Die Gelegenheit ist günstig, die Gefühle der einfachen Menschen sind in Aufruhr, man schlägt zu, und nun will keiner dem anderen nachstehen: Was sind das für wunderbare Gelegenheiten, jedem Unmut, jeder Aggressionslust freien Lauf zu lassen? A. H. ist nichts weiter als ein willkommener Sündenbock. Auch die Juden waren jahrhundertlang nur Sündenböcke gewesen – verzeihen Sie bitte, wenn ich sage «nur».

FRAGEN AN PARTEISEKRETÄRE

1. Parteisekretär:

K. Welche Auswirkungen wird dieser Bericht auf parteiinterne Belange haben?

PS. Ulrich Frauenfelder ist nominiert. Daran gibt es nichts mehr zu rütteln.

K. In drei Wochen sind die Wahlen. Werden Ihre Gegner diesen Bericht propagandistisch ausschlachten?

PS. Sie werden es versuchen.

K. Mit Erfolg?

PS. Kaum.

K. Warum nicht?

PS. Uns geht es jetzt um die Liste, nicht mehr um den einzelnen auf dieser Liste.

K. Das heißt?

PS. Notfalls werden wir erklären, Ulrich Frauenfelder habe nicht als Mitglied der Partei, vor allem nicht im Auftrag der Partei gehandelt.

K. Sie wollen Ulrich Frauenfelder desavouieren?

PS. Ich sagte, notfalls. Es geht um die Liste. Es kommt darauf an, daß möglichst viele Bürger für unsere Liste stimmen.

K. Würden Sie so weit gehen und dem Stimmbürger nahelegen, Ulrich Frauenfelder auf der Liste zu streichen?

PS. Nein.

K. Was denken Sie persönlich über die Angelegenheit?

PS. Ich kann mir jetzt keine persönliche Meinung bilden. Meine Aufgabe heißt, die Wahlpropaganda zu leiten.

2. *Parteisekretär:*

K. Sehen Sie in Ulrich Frauenfelder eine Belastung für Ihre Partei?

PS. Für die Partei nicht, aber da wir Bürgerlichen uns zu einer Wahlallianz zusammengeschlossen haben, also Listenverbindungen eingegangen sind, ist die Sache für uns nicht erfreulich.

K. Es könnte Rückschläge geben?

PS. Trotz allem glaube ich das nicht. Erstens werden die breiten Schichten der Stimmbürger den Bericht nicht in die Hände bekommen, zweitens werden sie, da die Aktion immerhin gegen einen Kommunisten gerichtet war, ein Auge zudrücken.

K. Und was halten Sie persönlich davon?

PS. Mein Gott, darauf zu antworten, ist nicht leicht. Sagen wir einmal, ich bin ein Gegner solcher persönlicher Verfolgungen. Ich meine, wir haben es nicht nötig, die Russen stehen nicht am Bodensee, und ich zweifle stark daran, ob sie je am Bodensee stehen werden. Also so gesehen: Ich finde, dieser Aufwand war ganz und gar überflüssig, ich meine, man sollte weniger von dem reden, was wir nicht wünschen und mehr von dem, was wir anstreben.

3. *Parteisekretär:*

PS. Man muß seine Mittel natürlich denen des Gegners anpassen. Es ist ja bekannt, was für Mittel die Kommunisten in Ungarn angewendet haben.

K. Aber da ging es doch immerhin um einen Aufstand, eine Revolution. Was wissen Sie darüber?

PS. Oh, genug, durchaus genug, um mir ein Bild machen zu können.

K. Wollen Sie sich nicht präziser ausdrücken?

PS. Die Ungarn wollten einfach ihre Freiheit. Genau wie seinerzeit die Urschweizer.

K. Gegen wen richtete sich der Aufstand?

PS. Gegen Rußland. Jedenfalls wollten sie die Freiheit, ich meine die Ungarn.

K. Wird dieser Bericht über den Pogrom von T. den bürgerlichen Parteien schaden?

PS. Im Gegenteil. Die Schweizer sind doch für die Freiheit und konnten nun erfahren, daß wir den Anfängen zu wehren wissen.

4. *Parteisekretär:*

PS. Ich bin entschieden gegen solche Methoden, ganz abgesehen von der Frage, ob solche Aktionen unserem Prestige schaden.

K. Wie ist Ihre persönliche Einstellung zu A. H.?

PS. Es ist sein privates Recht, einer Utopie nachzuhängen. Der Staat muß es ihm garantieren.

K. Sie halten den Kommunismus für eine Utopie?

PS. Weil Freiheit undenkbar ist ohne Staat. Ohne den Staat, der über Recht und Gesetz wacht. Soziale und politische Einrichtungen sind das Ergebnis menschlichen Verhaltens. Sie veralten und verlangen Verbesserung, unter Umständen radikale Reformen. Aber nicht, damit die menschliche Natur geändert, sondern damit es den Menschen möglich gemacht wird, zusammenzuleben. Freiheit ist ein Ideal. Menschliche Freiheit gibt es nur da, wo man frei ist davon, getötet, beraubt, betrogen, unterdrückt, ausgebeutet zu werden. Menschliche Freiheit wird durch Gesetz begründet und kann nur innerhalb gesetzlicher Ordnung bestehen ... Lenin hat den Staat verneint, hat geglaubt, er wird absterben ... Das ist eine Utopie, der Staat kann nicht absterben,

es sei denn nach einem Rücktritt in die Barbarei, wo das Recht einfach dem Stärkeren gehört.

K. Davon träumt also A. H.?

PS. Er ist Marxist und träumt von einem Absterben des Staates, träumt von einer klassenlosen Gesellschaft, das ist alles.

K. Wie erklären Sie sich diesen Pogrom?

PS. Antikommunismus ist immer nur ein Vorwand. Die meisten Antikommunisten sind einfach primitive Leute, wahrscheinlich mehr oder minder schwere Neurotiker. Wenn wir einmal keine Kommunisten mehr haben, werden sie wieder Juden verfolgen. Oder, was noch nicht abzusehen ist, Fremdarbeiter, Sizilianer, Spanier, jedenfalls werden sie ihre Aggressionen immer gegen wehrlose Minderheiten richten.

K. Wird sich das einmal ändern?

PS. Emery Reves sagte einmal: «Wenn wir des Glaubens sind, daß der Mensch – bis zu einem gewissen Grade – sich vom Tier unterscheidet und mit der Fähigkeit phänomenologisch zu denken begabt ist, dann ist die Zeit gekommen, sich dessen bewußt zu werden, daß unsere überlieferte Denkmethode in politischen und sozialen Dingen kindlich, primitiv, hoffnungslos unzulänglich und von Grund auf falsch ist.» Ich glaube, es wäre an der Zeit, wissenschaftlich zu denken.

Kaul wußte nun, daß Davids Bericht keine ernsthaften Folgen für Frauenfelder haben würde. Er ließ die Gespräche niederschreiben, schied die wenigen aus, die den Antikommunismus oder die «Aktion frei sein» ablehnten, klopfte bei Frauenfelder an und sagte ohne Einleitung:

«Der Schuß ging ins Leere. Gewinner dieser Runde sind Sie, Herr Frauenfelder.»

Frauenfelder las die Protokolle aufmerksam, während Kaul die Cognacflasche aus dem Bauernschrank holte und sich in den Besuchersessel setzte.

«Haben Sie denn was anderes erwartet?» fragte Frauenfelder nach der Lektüre.

«Man kann nie wissen», meinte Kaul.

«So kleingläubig geworden, Robert? Ich glaube, Ihnen ist der Umgang mit diesem Jüdlein nicht bekommen. Was macht er jetzt eigentlich?»

«Weiß nichts Genaues. Denke mir, er will seine Zeitschrift weiterhin herausgeben.»

«Soll er. Er wird daran verbluten.»

«Was werden Sie tun?»

«Vorläufig nichts. Natürlich müssen wir ihn im Auge behalten. Aber bis nach den Wahlen sollten wir uns still verhalten. Ich überschätze diesen Boller nicht, aber ich will auch kein Risiko eingehen. Ich nehme an, er kehrt nach wie vor bei Bächtolds.»

Nach diesem Gespräch stand auch für Kaul fest, daß sein Platz an der Seite Frauenfelders war.

Davids «Zukunft»

Als alles vorbei war, sagte Rechtsanwalt Dr. Bächtold: «Jetzt ist nicht mehr auszumachen, was geschehen wäre, wenn unser junger Freund sich entwickelt hätte, wenn sein Bericht von den Bürgern und den Verantwortlichen unseres Landes wirklich gelesen worden wäre. Wer weiß, vielleicht wäre David ruhiger geworden. So aber schlug er in seinen großen Enttäuschungen immer heftiger um sich.»

Als Ulrich Frauenfelder diese erste Nummer der «Zukunft» gelesen hatte, stellte er seiner Partei die Vertrauensfrage, trotz der für ihn positiven Urteile, die Kaul ihm vermittelt hatte. Er bat darum, daß der Vorstand eine außerordentliche Sitzung einberufe. Bei dieser Gelegenheit werde er sich verantworten. Der Parteivorstand fand Frauenfelders Wunsch einer Anerkennung wert und berief eine außerordentliche Versammlung ein. Frauenfelder stand Rede und Antwort. Er legte ausführlich dar, wie er David kennengelernt hatte, wie er diesem verwirrten Jüngling helfen wollte, eine ordentliche Existenz aufzubauen. Und so weiter.

«Dieser junge Mann», erklärte Frauenfelder, «ist erblich belastet. Verurteilen Sie nicht ihn, sondern seinen Großvater. Ihr jüngeren Parteikollegen, die Ihr die Dreißiger Jahre nicht mehr bewußt miterlebt habt, Ihr könnt euch nicht vorstellen, was das für einer war. Euch muß genügen, wenn ich sage, Johann Boller ist der fanatischste und der verschlagenste Kommunist gewesen, der je in unserer Stadt gelebt hat. Dieser Mann ist damals so weit gegangen in seiner Verschlagenheit, daß er sich öffentlich vom Kommunismus distanzierte, um dann um so leidenschaftlicher als Kryptokommunist zu arbeiten. Und er hat

seinem Enkel die gleiche Verschlagenheit anezogen. Meine Herren: Dieser Mensch kam zu mir, und als er sagte, er sei kein Kommunist, als er sagte, er wisse nicht einmal genau, was Kommunismus sei, und als er behauptete, weder Marx noch Lenin gelesen zu haben, meine Herren, da schenkte selbst ich ihm Glauben. Und», fuhr Frauenfelder fort, «vergessen wir nicht, daß dieser Boller ein Jude ist, zumindest ein Halbjude. Somit haben die Juden, meine Herren, wieder einmal mehr bewiesen, zu was für Taten und Untaten sie fähig sind ...»

Frauenfelder verurteilte indessen die Ausschreitungen in T. Damit, sagte er, dürfe man nicht einverstanden sein. Demonstrieren ja, aber kein Feuer legen. Und es gehe nicht an, daß Kinder tätlich angegriffen würden. Man wolle doch gerade erreichen, daß solche Kinder erfahren, was für eine Welt die bessere sei, die freiere ... Andererseits, meinte Frauenfelder, müsse man sich davor hüten, die Einwohner von T. für alles verantwortlich zu machen. In der Hitze des Gefechts, sagte er, schlage halt schon mal einer über die Stränge ...

Seine Rede war lang. Dann stellte er die Vertrauensfrage. Das Vertrauen wurde ihm mit Akklamation ausgesprochen.

Als Rechtsanwalt Walter Bächtold von dieser außerordentlichen Parteiversammlung gehört hatte, besuchte er seinen Bruder Wolf.

«Ich bin empört», sagte er. Wolf schwieg zunächst.

«Ich erwarte von dir», fuhr er heftig fort, «daß du ein Machtwort sprichst. Gegen diesen Frauenfelder. Das ist der größte Demagoge des Jahrhunderts.»

«Wir können das nicht aus dem Zusammenhang lösen», sagte Wolf, der in seinem Urteil zur Vorsicht neigte.

«Wir müssen die möglichen Folgen in Betracht ziehen.»

«Was für mögliche Folgen?»

«Die Mehrheit der Partei hat ihm das Vertrauen ausgesprochen. Sein Name steht auf unserer Wahlliste ...»

«Natürlich», sagte Walter Bächtold, «ich verstehe, dir sind die Hände gebunden. Er könnte zurückschlagen. Am Ende weiß er, wo sich unser Archiv aus den Dreißiger Jahren befindet.»

«Wie meinst du das?»

«Ich war kürzlich auf dem Parteisekretariat. Ich bat Herrn Kienzle, mir das Archiv zu öffnen. Kannst du dir vorstellen, was Herr Kienzle

mir antwortete? Der damalige Sekretär habe im Jahre 1940 sämtliche Unterlagen vernichtet. Mit der Begründung, es befänden sich allzu viele antinazistische Dokumente im Archiv. Du weißt doch, wie sehr wir 1940 einen Einmarsch der Deutschen befürchteten, nicht wahr?»

Es entstand eine Pause.

Wolf versuchte ein Lächeln und sagte:

«Wenn das Archiv zerstört ist, ist doch alles in Ordnung.»

«Nimmst du etwa im Ernst an, der damalige Sekretär hätte nichts auf die Seite geschafft, überhaupt nichts zurückbehalten?»

«Zum Beispiel?»

«Zum Beispiel das eine oder andere Dokument, das dich ins Zwielficht bringen könnte ...»

Pause.

«Ach weißt du», sagte Wolf Bächtold, «wir dürfen die Geschichte von T. wirklich nicht dramatisieren. Schließlich ist Hauser nun einmal ein unverbesserlicher Kommunist. Wenn einer so wenig politischen Verstand hat, daß er ausgerechnet im Zusammenhang mit der ungarischen Revolution erklärt, «und jetzt erst recht ...», dann tut er mir leid. So einer taugt selbst als Kommunist nicht viel. Was hat er jetzt davon? Hauser ist ein toter Mann, für die Kommunisten ohne jeden Wert ...»

«Ich schließe mich David Bollers Auffassung an», antwortete Walter Bächtold.

«Schön und gut. Aber was nun? Das ist doch die Frage.»

«Du wirst also schweigen?»

«Ich werde gelegentlich meine Bedenken vorbringen. Im Parteivorstand.»

«Gelegentlich», sagte Walter Bächtold.

«Bei nächster Gelegenheit will ich mit meinen Freunden darüber reden. Aber wie geht's deinem Schützling? Was tut er?»

«Er wohnt seit Ende März in E. Das weißt du doch. In E. hat er seine kleine Offset-Druckerei und lebt praktisch von den Aufträgen seines eigenen Drucksachen-Büros.»

«Das klappt also?»

«Weißt du das etwa nicht?»

«Kümmere ich mich um Drucksachen? Ich hatte jedenfalls Weisung gegeben, in erster Linie diesen David zu berücksichtigen. Offensichtlich tut man das.»

«Offensichtlich.»

«Aber ich frage, wie es ihm geht, was er so treibt, als eingebildeter Jude?»

«Er wird sein kleines Vermögen, nehme ich an, in diese ›Zukunft‹ verbuttern, und entweder hat er Erfolg, oder er hat keinen Erfolg.»

«Er wird keinen Erfolg haben. So nicht. Diese Art Zeitschrift interessiert zu wenig. Das solltest du ihm sagen. Er ruiniert sich bloß. Hat er denn überhaupt noch Geld?»

«Das Haus habe ich gekauft, die Maschinen auch, und dafür verlange ich keine Zinsen, ich überlege sogar, ob ich ihm nicht alles schenken soll ...»

«Das ist freundlich von dir. Tu es. Aber ich denke, wir sollten ihn dermaßen mit Aufträgen überschütten, daß er diese Zeitschrift sein läßt.»

«Laß' ihn doch. Er soll seine Erfahrungen machen ...»

David machte seine Erfahrungen. Er lebte in dem kleinen Dorf E. zwischen Zürich und dem Rhein. Das Haus stand mitten im Dorf, dennoch nahmen die Leute kaum Notiz von ihm. Es war ein Bauerndorf, und im Frühling denken die Bauern nur an ihre Felder. Und sie hatten weder Lust noch einen Anlaß, sich mit dem Fremden abzugeben. Sie sahen ihn, wenn er sein Haus verließ und zum Verkaufsladen der landwirtschaftlichen Genossenschaft ging. Sie sahen ihn, wenn er zuweilen abends die Gaststube des ›Ochsen‹ oder des ›Leuen‹ betrat, sich allein an einen Tisch setzte und ein helles Bier bestellte. Sie sahen auch, daß er ein freundlicher Mensch war, der sie auf der Straße, im Verkaufsladen der landwirtschaftlichen Genossenschaft und in den Gaststuben grüßte, Guten Tag, Guten Abend, Adieu miteinander und so weiter. Auf der Gemeindeganzlei hatte er seine Papiere ordentlich hinterlegt, und der Gemeindeganzleischreiber berichtete, Frau Staub gehe zweimal in der Woche zu diesem Boller, um ihm die Wohnung zu besorgen; sie mache ihm auch die Wäsche. Er fiel nicht weiter auf, und eigentlich wunderte sich niemand darüber, daß ein so junger Mann ganz allein in diesem kleinen Dorf lebte.

Während der ersten Wochen, bis nach Erscheinen der ersten Ausgabe der ›Zukunft‹, war Robert Kaul mindestens jeden dritten Tag nach E. gekommen, um David Fotokopien jener Dokumente zu bringen, die er für seinen ›Bericht über den Pogrom‹ brauchte. Und jedesmal hatten die beiden davon gesprochen, daß Kaul seinen Posten bei Frauenfelder

in absehbarer Zeit aufgeben und zu David überwechseln würde. Sie waren inzwischen Freunde geworden und sagten Du zueinander. Aber als die erste Nummer der «Zukunft» erschienen war, erschien Kaul immer seltener in E., und wenn er kam, mied er das Gespräch über seinen Wechsel. Nur einmal fing er davon an. Das war Mitte Mai. Da sagte er:

«Verstehst du, David, bevor dein eigenes Unternehmen nicht auf festen Beinen steht, ich meine wirtschaftlich, kann ich unmöglich zu dir kommen. Ich möchte gern. Du weißt ja, wie ich über Frauenfelder denke. Aber du weißt auch, daß ich Familie habe, Kinder, und ich bin es meinen Kindern einfach schuldig.»

«Ja, ja, ich verstehe schon», sagte David.

«Ich frage mich, ob du es wirklich verstehst. Siehst du, wenn es nur um mich ginge, könnte ich von einer Stunde auf die andere aussteigen. Ich könnte ohne weiteres wieder unten anfangen. Was brauchte ich schon zum Leben, wenn ich allein wäre? Abgesehen davon, daß ich ja hier im Haus wohnen könnte. Aber die Kinder. Der Junge, der jetzt zwölf ist, David, wie der mich anschaut: Papa, das möchte ich und jenes, das muß ich haben und jenes. Als ob das alles selbstverständlich wäre, als ob es nie eine Zeit gegeben hätte, in der wir uns nichts leisten konnten, wo ein Frauenfelder bloß den Mund aufmachen mußte und schon lief ich, ja, Herr Frauenfelder, sicher, natürlich, gern Herr Frauenfelder. Im Ernst, David, manchmal, wenn ich meinen Jungen reden höre und wenn ich ihn auch nur beobachte, sonntags, beim Essen in der «Kronenhalle», wo er bestellt, was er will, und wo er sagt, Emma, Sie wissen doch, was ich gern mag, also wenn ich ihn nur schon beobachte, frage ich mich, hättest du es so haben wollen, hättest du dir einen solchen Vater gewünscht? Oder ich sage mir, Robert, du bist verkauft, verloren, du mußt achtgeben, daß du deinen Jungen nicht auch verkaufst, verdammt, verlierst. Manchmal will ich meinem Jungen erzählen, weshalb es uns viel besser geht als vielen anderen. Ich will ihm sagen, wie es mir ergangen ist, ich will ihm von seinem Großvater erzählen, aber ich schweige, und ich weiß, eines Tages werde ich voll Neid erwachen und meinem Sohn die Wahrheit sagen, ihm sagen, daß sein Vater während all den Jahren in einer Schlangengrube gelebt hat ...»

«Wieso Schlangengrube?» fragt David.

«Laß nur», erwiderte Robert, «ich bin schon froh, wenn du begreifst, daß ich jetzt nicht aussteigen kann bei Frauenfelder.»

«Das begreife ich», antwortete David, «du hast Frau und Kinder ...»

«Das allein ist es nicht. Sag, glaubst du, dein Großvater wäre da ausgestiegen?»

«Mein Großvater? Wie kommst du darauf? Du weißt doch, daß er sich hat zwingen lassen, seine politische Überzeugung zu verleugnen.»

«Aber du, David, du bist jetzt ein freier Mensch. Du kannst die Wahrheit sagen. Du hast deine eigene Zeitschrift, du hast Geld, du hast die Gunst aller, die in deiner Schuld stehen ...»

«Eigentlich», unterbrach David seinen Freund, «dürfte ich Bächtolds Hilfe gar nicht annehmen. Streng genommen bin ich doch auch ein korrupter Mensch, ein Schwein.»

«Hör mal, du bist kein Schwein, solange du dich nicht umbiegen läßt. Du bist kein Schwein, solange du Bächtolds Geld annimmst und trotzdem mit der Wahrheit über diese Bächtolds nicht hinter dem Berg hältst.»

«Wahrheit?»

«Ja, Wahrheit. Zum Beispiel, daß ein gewisser Rechtsanwalt Dr. Bächtold 1938 einer gewissen Familie Fenigstein ohne weiteres hätte helfen können, daß er es aber nicht getan hat, aus Angst, man würde ihm vorwerfen, er unterstütze Kommunisten ...»

David sagte darauf kein Wort.

«Das ist die Wahrheit, verdammt noch einmal», fuhr Robert fort, «Du hast es doch selbst erlebt in T.: <Wer die Kinder dieses Kommunisten schützt, wer der Familie dieses Kommunisten hilft, soll geächtet werden!> Genau so war es damals!»

«Bächtold?» sagte David jetzt.

«Ja, Bächtold! Aber natürlich ist er sich keiner Schuld bewußt. Niemand hier ist sich seiner Schuld bewußt. Niemand ist sich dessen bewußt, daß wir de facto ein Bündnis mit den NS-Verbrechern eingegangen waren. Nein, schreien sie jetzt alle, nein, wir haben nur versucht, das größere Unheil abzuwenden. Natürlich. Sie haben nur versucht, die eigene Haut zu retten ...»

«Ja», sagte David, «natürlich, die eigene Haut. Aber sie sind wirklich ein Bündnis eingegangen mit den Nazis. Sie haben sich alle Maßnahmen diktieren lassen, sie haben fleißig mitgemacht. Der Judenstempel zum Beispiel ...»

«Und die Seebacher-Werke, die haben den Deutschen Waffen geliefert, Waffen noch und noch. Und dazu Munition ...»

«Ja, aber was sollten sie tun? Sie waren eingeschlossen ...»

«Später, mein Freund, später waren sie eingeschlossen. Nicht anno 1938, nicht anno 1939, auch nicht 1940. Warum sind sie nicht aufgestanden dagegen? Mann für Mann?»

«Ja, warum ...? Als sie die Schreie derer hörten, die ermordet wurden?»

«Jetzt bist du an der Reihe, David. Frage sie: Und wo warst du, als der Mord geschah? Sage es ihnen: Durch euer Schweigen, euer Nicht-handeln habt ihr mitgemordet. Alle, ihr Bächtolds und Frauenfelder. Schrei's ihnen ins Gesicht!»

«Ich schrei's ihnen ins Gesicht», sagte David.

Nach einiger Zeit kam Robert Kaul nur einmal in der Woche, und noch später kam er nur einmal im Monat nach E.

Irgendwann, mitten im Sommer, erschien auch der alte Bucher in E., um David zu besuchen. Er hatte vor kurzem die erste Nummer der «Zukunft» in die Hände bekommen und bei Dr. Bächtold Davids Adresse erfahren. Aber er war bloß gekommen, um David zu warnen.

«David, sie werden dich abschießen, wenn du so weitermachst. Laß dir das gesagt sein, du kennst deine Mitmenschen schlecht. Du weißt nicht, auf was sie ansprechen und auf was nicht. Hör auf mit diesem: «Ich schrei's ihnen ins Gesicht.» Sie wollen das nicht hören und können es nicht. Ihre Ohren sind ungeeignet für solche Schreie. Sie waren es schon damals und haben die Schreie deswegen nicht gehört. Du denkst, sie waren Unmenschen, nein, sie waren nur hilflos. Verstrickt in eine Vorstellung von Welt, die längst Vergangenheit war. So ist's auch heute. Dem mußt du Rechnung tragen. Verlang' nicht von deinen Mitmenschen, was sie nicht geben können. Schau, David, heute denke ich oft darüber nach, was sich eigentlich vor zweitausend Jahren in Jerusalem ereignet hat. Warum haben sie ihn getötet? Warum haben sie sich für Barrabas entschieden und nicht für ihn?»

«Ich weiß nicht», sagte David.

«Weil sie überhaupt nicht bereit waren, ihn zu verstehen. Barrabas, der Mörder, der sprach ihre Sprache. Aber ihn, den andern, ihn konnten sie nicht verstehen. Er forderte zuviel von ihnen: «Laß deinen Reichtum zurück und folge mir!» Sag so etwas einmal deinem Freund Bächtold. Denkst du, er wird dich verstehen? Aber die Mörder, die deine Eltern

umgebracht haben, die versteht dein Freund Bächtold. Sieh' doch ringsum, David, sieh, was geschieht: Wir verstehen die Mörder. Wir sind bereit, mit ihnen zu leben ...»

«Ich nicht», sagte David.

«Du nicht. Und du willst ihnen ins Gesicht schreien, was sie getan haben, und daß sie mitschuldig sind. Aber sie werden dich nicht verstehen. Sie werden sagen, du verleumdest sie, sie werden sagen, er ist ein Kommunist und will unsere Freiheit untergraben, sie werden sagen, er ist ein Verräter, und sie werden dich vor Gericht stellen, und wenn dein Richter ein Pilatus ist, wird dieser Pilatus zwar sagen, ich kann keine Schuld an ihm finden, aber da es Brauch ist, einen Angeklagten freizulassen, so lasse ich euch wählen: Wollt ihr David, oder wollt ihr den Judenmörder Kaduk. Und sie werden schreien: Gib uns Kaduk. Denn Kaduk verstehen sie, Kaduk begreifen sie, denn sie sind wie Kaduk, Kaduk können sie alles nachfühlen, denn sie hätten vielleicht gehandelt wie Kaduk, aber dich, dich wird keiner verstehen. Sie werden schreien, die Todesstrafe für sein Verbrechen ...»

«Wenn es so ist», antwortete David, «dann ist es so, ich wehre mich nicht.»

«Herrgott, du willst doch leben, David?»

«Woher wissen Sie das, Bucher? Wenn ich sterben muß, weil alles so ist, wie Sie sagen, dann will ich sterben!»

David begleitete abends Bucher zur Bahn. Bucher lächelte zum Abschied und winkte lange mit seiner müden Hand. Nach dem Gespräch mit Robert Kaul fuhr David nicht mehr in die Stadt. Die Briefe seines Freundes Bächtold ließ er unbeantwortet. Einen Telephonanschluß besaß er nicht. Im Sommer, an einem Sonntag, fuhr Rechtsanwalt Bächtold nach E. Er wollte David überraschen. Aber David hatte ihn kommen sehen und riegelte die Haustür zu. Bächtold pochte vergebens dagegen und wartete auch vergebens im «Ochsen»; David verließ das Haus nicht mehr an jenem Sonntag. Nach dem Besuch des alten Bucher schickte David sämtliche neuen Aufträge der Seebacher-Werke zurück; nur das Laufende stellte er fertig. Dann schrieb er einen Brief an die Geschäftsleitung, man möge davon absehen, ihm Aufträge zukommen zu lassen, er habe Wichtigeres zu tun. Er erhielt keine Aufträge mehr. Aber erst nachdem alles geschehen war, erfuhr Wolf Bächtold, daß David bereits seit Monaten nicht mehr für ihn arbeitete.

David bereitete eine Sondernummer seiner «Zukunft» vor, eine Doppelnummer. Sie sollte Anfang September erscheinen. Er arbeitete nicht nur an dieser Sonderausgabe. Er blieb bei seinem Vorsatz und brachte jeden Monat eine «Zukunft» heraus. Da er nicht weltfremd und unpraktisch war, schrieb er an alle Vertriebsorganisationen für Zeitungen und Zeitschriften und stellte seine «Zukunft» vor. Er wollte damit eine höhere Auflage und eine größere Streuung erreichen. Die Vertriebsorganisationen für Zeitungen und Zeitschriften waren bereit, Davids «Zukunft» «auf Zusehen hin», «versuchsweise» zu übernehmen. Man machte ihm keine großen Hoffnungen, ja, man warnte ihn, politisch nicht zu extrem zu sein. Man schrieb ihm, er möge sich davor hüten, mutwillig Tabus zu verletzen, wies darauf hin, falls er Geld verdienen wolle, müsse er seine Zeitschrift umkrepeln. David wandte sich auch an den Zeitungsverlegerverband. Denn als Mitglied dieses Verbandes würde er das Papier billiger bekommen. Aber der Zeitungsverlegerverband reagierte zurückhaltend. Der Zentralsekretär schickte ihm zwar die Verbandsbestimmungen, teilte jedoch mit, sein Gesuch um Aufnahme sei noch verfrüht; er möge erst einmal zeigen, was er leisten könne.

Robert Kaul erschien nicht mehr. Aber jede zweite Woche schickte er ein Paket Pressedienste der DA. Kaul legte jedesmal ein paar Worte bei. «Herzliche Grüße Dein ...» David antwortete nicht, aber er war froh um diese Pressedienste. Er benutzte die Aufsätze und Meldungen als Information. Oder er zitierte daraus in seinen Aufsätzen und Glossen. Ein einziges Mal übernimmt er einen kurzen Artikel, den Ulrich Frauenfelder geschrieben hat, und zwar zu Fragen der Überfremdung. Es war klar, daß Frauenfelder nicht über seinen Schatten springen konnte und daß sein gehässiger Artikel gegen die Fremden ganz im Stil seiner Artikel aus den Dreißiger Jahren gehalten war. Selbst die Judenfrage mußte er anschnitten, beklagte sich darüber, daß man heutzutage verfolgt und verfemt werde, wenn man die Juden kritisiere. Schrieb, es gälte, die Eigenständigkeit der Schweiz zu erhalten und so weiter. Auf diesen Artikel, der von einigen kleineren Zeitungen, so auch von der von E., veröffentlicht wurde, antwortete David mit einem offenen Brief und beging dabei den Fehler, Frauenfelder zu nennen.

Aus David Bollers Hinterlassenschaft

«Herr Ulrich Frauenfelder,

kürzlich haben Sie in einigen Zeitungen folgende Äußerungen getan:
«Es gehört bei uns heute zum guten Ton, zu tun, als ob es bei uns kein Judenproblem gäbe, als ob die Juden Leute wären ‘wie wir’. Jede kritische Äußerung über Juden ist unerlaubt, wird womöglich unterdrückt und löst in der konformen Presse ‘einen einhelligen Sturm der Entrüstung’ aus. Wer sich die Freiheit nimmt, etwas zu sagen oder zu tun, was den Juden und ihren helvetischen Handlangern, den Jüdlingen, nicht genehm ist, wird als Antisemit angeprangert, als Faschist und Reaktionär abgestempelt, womöglich gesellschaftlich geächtet und wirtschaftlich ruiniert. Niemand getraut sich deshalb mehr, gegen die fortschreitende Verjudung unseres Volkes offen Stellung zu nehmen und sich für die Erhaltung der schweizerischen Eigenart einzusetzen. Es ist deshalb tröstlich, daß man gleichwohl von Zeit zu Zeit davon lesen kann, daß der sogenannte Antisemitismus auch bei uns, trotz allen Terrors, nicht ganz ausgestorben ist, sondern weiterhin ‘unter der Decke mottet’, hoffentlich und wahrscheinlich viel weiter verbreitet, als man wahrhaben möchte ...»

Sie beklagen sich an anderer Stelle Ihres Artikels, die Juden weigerten sich, Schweizer zu werden, weigerten sich, sich von ihrem Volk loszusagen, sondern hielten diesem weiterhin die Treue, und Sie sehen den ungeheuerlichen Widerspruch nicht: Wieso zunehmende Verjudung, wenn ausgerechnet die Juden sich weigern, sich zu assimilieren? Zum anderen: Wie kann sich ein Jude in der Schweiz assimilieren, wo der Judenhaß, wie Sie hoffen, weiter verbreitet ist, als man wahrhaben möchte? Ferner: Was ist das für ein Gerede, unsere Antisemiten würden terrorisiert, verfolgt, in den wirtschaftlichen Ruin getrieben? Als die Juden anlässlich einer Wiederaufführung eines Films von Veit Harlan (Jud-Süß)-Regisseur) auf offener Straße dagegen demonstrierten, wurden sie laut beschimpft, der Name Auschwitz fiel nicht nur einmal, und die anwesende Polizei schritt nicht ein – ein Verhalten, das nur in der Schweiz denkbar ist –, und Sie, Herr Frauenfelder, beklagen sich über Verfolgung von Antisemiten. Haben Sie je davon gehört, daß in der Schweiz Hakenkreuz-Schmierer, und wir haben genügend davon, polizeilich verfolgt, strafrechtlich belangt werden?

Sie führen an, ein Zwingli, ein Pestalozzi und ein Gotthelf <waren nach dem heutigen Literaturjargon ausgesprochene Antisemiten, und der liberal-freisinnige Jonas Furrer aus Winterthur hat sich vor gut hundert Jahren entschieden gegen die Gleichberechtigung der Juden ausgesprochen ...>

Dann an anderer Stelle: <Sie hatten zur Ablehnung der Juden ihre sehr guten Gründe, die heute genauso gelten wie einst. Wissen Sie übrigens, daß die Gleichberechtigung der Juden diesem Land von außen mit Hilfe lendenlahmer Bundesräte, die man heute als Quislinge bezeichnen würde, aufgezwungen wurde?>

Sie schreiben, die geistige Grundlage unseres Staatswesens bilde das Christentum. Christus, nach Johannes das <Lamm Gottes>, erlitt den Opfertod für uns. Und auch das Alte Testament kennt einen Sündenbock, ein Tier, das für die Sünden der Gemeinschaft geschlachtet wurde. Damals wie heute, das könnten auch Sie wissen, mein Herr, neigt ja der Mensch dazu, die Schuld für seine Konflikte und Fehler bei anderen zu suchen, um sich von seinen eigenen Schuldgefühlen und von drängenden Fragen nach seiner Beschaffenheit, nach seinen Schwächen zu befreien.

In seinem <ABC of Scapegoating> hat Allport die wichtigsten Bedingungen festgelegt, denen ein Sündenbock entsprechen muß, soll er als solcher auch funktionieren, nämlich:

1. Der Sündenbock muß leicht zu unterscheiden sein.
2. Er muß leicht erreichbar sein.
3. Er darf nicht zurückschlagen können.
4. Er muß bereits früher Sündenbock gewesen sein, so daß schon ein kleiner Vorfall den feindlichen Unterstrom zur heftigen Aggression anschwellen lassen kann.

Diese Bedingungen, Herr Frauenfelder, werden von den Juden erfüllt (besonders in Punkt 4), und nichts hört man öfter als die Klagen, Juden seien schuld am persönlichen Mißgeschick, vor allem am wirtschaftlichen Mißgeschick der Christen und Schweizer, und noch keiner hat mir dafür den Beweis erbringen können, es wären denn jene monströsen Konstruktionen als Beweise anzusehen, die ein Hitler zur Grundlage seiner Judenverfolgungen genommen hat.

Abschließend schreiben Sie:

<Schweiz, wohin gehst du? Ich bin der Überzeugung, daß wir der

weiteren Überfremdung unseres Volkes nicht tatenlos zusehen dürfen, sondern unser Schweizer Haus so sauber machen sollen, wie es früher war. Oder soll es soweit kommen, daß sich unser Bundespräsident wie der unselige Roosevelt von einem aus Juden gebildeten 'Gehirntrust' (Morgenthau, Baruch usw.) gängeln läßt? Sollen wir die Verteidigung unserer Eigenart, ohne welche unser Staat keine Existenzberechtigung mehr hat, ganz den bei uns eingedrungenen Fremden überlassen – Presse, Kino, Theater, Radio –, weil wir selber dazu nicht in der Lage sind? Ist nicht wie 1914 der Vortrag eines wirklichen Schweizers fällig über das Thema: Unser Schweizer Standpunkt?»

Wen immer Sie anführen, Gotthelf oder das Christentum im Namen Zwinglis (auch er ein Zürcher), ich führe an Auschwitz, Bergen-Belsen, Dachau, Inbegriffe des Mordes, und ich zweifle nicht daran, daß selbst Sie seit mindestens 1945 davon Kenntnis haben, und ich meine, das allein müßte Ihnen Grund genug sein, das Wort Verjudung nie wieder in den Mund zu nehmen. Außerdem: Jener Sohn Gottes, auf den Sie sich berufen, war genannt König der Juden, und er war Jude und ist als Jude ermordet worden, und jener Gottvater, auf den Sie sich in ebenso monströser Schamlosigkeit berufen wie auf die Eigenarten des Schweizers, war und ist der Gottvater der Juden.»

Seit David sich vorgenommen hatte, eine Sondernummer der «Zukunft» herauszugeben, stand er jeden Morgen um sechs Uhr auf. Er ging unter die Dusche, machte sich einen Liter Kaffee, und um sieben Uhr begann er zu schreiben. Er schrieb alles mit der Maschine, keinen Satz zweimal. Selten änderte er einen Nebensatz, selten wechselte er ein Wort aus. Er schrieb jeden Tag von sieben Uhr morgens bis ein Uhr mittags an seinem Bericht «Die Hinterlassenschaft»: Er schildert, wie ein Zwanzigjähriger erfährt, daß er der Sohn eines Juden ist, daß der Mann, der ihn aufgezogen, den er stets für seinen Vater gehalten hat, in Wirklichkeit sein Großvater war. Er erzählt, wie dieser junge Mann aufbricht, ausbricht, besessen von einer, wie er sagt, unterkühlten Leidenschaft, die Wahrheit zu finden und die Schuldigen. David schreibt Lebensläufe. Er schreibt den Lebenslauf Robert Kauls, Ulrich Frauenfelders. David gibt aus dem Gedächtnis das Gespräch wieder, das die beiden Brüder Bächtold geführt haben und das David aus der Nacherzählung des Rechtsanwaltes Bächtold kennt.

Aus der Erinnerung zeichnet er die Gespräche nach, die er selbst geführt hat mit Bächtold, mit Frauenfelder, mit Robert Kaul, mit vielen anderen Menschen, deren Namen ihm entfallen sind. Doch die Namen, die ihm nicht entfallen sind, ersetzt er nicht durch andere. Frauenfelder nennt er Frauenfelder in seinem Bericht, und Kaul nennt er Kaul. Manchmal schreibt er die Namen nicht aus: Er setzt ein F. oder ein K. oder ein B. und so weiter. Seine Erzählungen und Berichte ergänzt David durch zahlreiche Dokumente, Zeitungsberichte, authentische Briefe, die ihm Johann Boller hinterlassen hat. Dazu schreibt er:

«Ein einziger Frauenfelder, ein einziger Kaul, ein einziger Bächtold vermöchten das Grauenhafte nicht in diese Welt zu bringen. Doch wenn sich vier Millionen verhalten wie der einzige Frauenfelder, wie der einzige Kaul, wie der einzige Bächtold, handelt es sich um eine Multiplikation: Nämlich 4 000 000 Mal Frauenfelder ergeben den Genocid, ergeben Auschwitz.»

Er kommt rascher voran, als er geplant hat. Aber täglich, wenn er um ein Uhr aufsteht, schmerzt der Rücken, und er hat keinen Hunger, ist erschöpft, fällt auf sein Bett und kann vor Erschöpfung nicht einschlafen. So nimmt er sich vor, weniger zu schreiben. Das gelingt ihm nicht. Er kann nicht aufhören mit Schreiben, bevor der Rücken ihn schmerzt, bevor er nicht völlig erschöpft ist. Doch gegen Abend, wenn die Sonne untergeht, hat er sich erholt. Er verläßt das Haus, geht spazieren, begegnet den Leuten, den Bauern, die von den Feldern heimkommen oder vor den Ställen stehen und das Vieh tränken, und er grüßt freundlich, und sie grüßen zurück. Noch immer kümmert sich keiner um ihn, den Fremdling, den Zugezogenen. Man weiß, daß er eine kleine Druckerei besitzt, man hat oft den Lieferwagen der Seebacher-Werke gesehen, also muß es sich bei diesem Boller um einen anständigen, arbeitsamen Menschen handeln. Daß er eine Zeitschrift herausgibt, ist wenigen bekannt. David schickt seine «Zukunft» dem Redaktor der Lokalzeitung, denn auch E. hat eine eigene Lokalzeitung wie fast jede Ortschaft in diesem Land.

David kennt den Redaktor der Zeitung, Jakob Ackermann, er hat ihm die erste Nummer der «Zukunft» persönlich überbracht. Sie grüßen einander freundlich, mehr nicht. Die Lokalzeitung gehört diesem Jakob Ackermann, und David weiß natürlich, daß Ackermann schon aus finanziellen Gründen auf die Demokratische Presseagentur angewiesen

ist, denn die DA gibt ihren Pressedienst an kleine Zeitungen gratis ab. Schließlich war die DA ursprünglich eine gemeinnützige Institution der vaterländischen Verbände, hatte die Aufgabe, die Redaktionen mit Informationen und Aufsätzen ganz im Sinne der vaterländischen Verbände zu beliefern. Finanziert wurde die DA ursprünglich durch jene Industrie- und Wirtschaftsverbände, welche die Absichten der vaterländischen Verbände als nützlich erkannten.

David geht fast jeden zweiten Abend in den «Ochsen» und den «Leuen», trinkt sein Bier, ißt eine Salzbrezel, liest die Zeitungen, hört den Männern am Stammtisch zu. Ein einziges Mal haben ihn Einheimische aufgefordert, sich an ihren Tisch zu setzen. Sie waren nur zu dritt, wollten gern einen Jass klopfen. David mußte sagen, daß er dieses Kartenspiel nicht kenne. So bleibt er, wo er ist.

Es wird August, und David beendet seinen Bericht «Die Hinterlassenschaft». Die Ochsenwirtin hat ihm eine Schreibkraft vermittelt. Die Tochter eines Einheimischen, Sekretärin von Beruf, hat gerade ihren Sommerurlaub und ist bereit, halbe Tage für ihn zu arbeiten. So schreibt sie das Manuskript noch einmal mit der Maschine ab, und David stellt Seite um Seite die Offset-Filme her. Das Mädchen liest, was er schreibt, und eines Tages, als es fast zu Ende ist mit der Arbeit, sagt es:

«Sie haben aber viel Mut, Herr Boller. Was Sie da geschrieben haben, mußte einmal gesagt werden.»

David denkt nach, lächelt:

«Mut? Nein, davon kann nicht die Rede sein. Hätte ich Mut, dann müßte ich jetzt auch Angst haben ...»

«Oh, warten Sie nur», sagt das Mädchen, «Sie werden schon noch Angst bekommen.»

«Ich habe nur getan, was ich tun mußte. Das bin ich.» Das Mädchen versteht ihn nicht.

«Diese Zeitschrift», erklärt er nun, «diese Zeitschrift, das bin ich, verstehen Sie?»

Jetzt ahnt sie, was er meint.

«Aber das macht die Sache nur schlimmer», antwortet das Mädchen, «denn wenn einer Ihre Zeitschrift treffen will und trifft, so trifft er Sie.»

«So ist es», sagt David, «will einer meine <Zukunft> vernichten, muß er mich ...»

Das Ende der «Zukunft»

Mitte September konnte David seine Doppelnummer der «Zukunft» ausliefern. Drei Tage nachdem ein Transportunternehmen den Behälter mit den ersten zweitausend Exemplaren abgeholt hatte, erschien in der Lokalzeitung ein Leitartikel: «Nützliche Dummköpfe»:

«Noch ist kein Jahr seit den tragischen Geschehnissen in Ungarn vergangen, und doch haben zu viele unserer freiheitsliebenden Schweizer vergessen, was die mordlüsternen Kommunisten in Budapest getan haben, schon will man in Zürich russische Künstler empfangen, bereits ist wieder von Koexistenz die Rede und von Verständnis ...»

«In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß auch andere ideologische Bemühungen gewisser Leute bei uns von den Sowjets und ihren Beauftragten gerne gesehen werden. Wir meinen alle jene Druckerzeugnisse, die das saubere Denken und die christliche Familie untergraben. Es gibt Drucker und Redaktoren, die zum Beispiel die freie Liebe propagieren, die in Wort und Bild für die Nacktkultur eintreten, die fordern, man sollte die heranwachsenden Mädchen über empfängnisverhütende Mittel aufklären, die die widerliche und schamlose Ausdrucksweise gewisser Romane loben, welche den Weg zum Verbrechen rühmen, die ein paar Monate nach dem Ungarnaufstand behaupten: «Nein, die Russen sind keine Mörder», die sich wundern, daß es noch keinem eingefallen ist, für die Fremdarbeiter Bordelle zu eröffnen, um dem Staat Devisen zukommen zu lassen, die Schriften inserieren, in denen die Meinung des Oberkommunisten Hauser angepriesen wird, die die Armee lächerlich machen, die Aufrufe verbreiten, man solle beim (von den Kommunisten gehätschelten!) Komitee gegen atomare Bewaffnung in Zürich Unterschriftenbogen beziehen ... Man glaube ja nicht, daß wir die obigen Zitate mehreren kommunistischen Zeitschriften entnommen haben. Sie stammen, belegbar, mit Jahrgang und Nummer, aus der Monatsschrift für junge Leute «Zukunft», die von einem gewissen David Fenigstein, wohnhaft in unserer Gemeinde E., herausgegeben wird. Solche Leute des Westens nennt man im Jargon des Moskauer Politbüros «Nützliche Dummköpfe» ...»

Aus «Zukunft», Nr. 2:

«Wo der einzelne von seinem Freiheitsdrang und seinem Unabhängigkeitswillen nicht zu trennen ist, da kann auf die Dauer kein Volk

unterjocht werden. Das sehen wir in Ungarn. Und wenn man überhaupt wagen darf, von etwas Erfreulichem zu sprechen, das aus Ungarn zu uns drang, und wenn man den Berichten glauben darf, so ist es das Verhalten vieler russischer Soldaten, die ihre Waffen niederlegten, als sie sich den Ungarn, statt den vorausgesagten Amerikanern gegenübersehen. Und die Vermutung, daß dieselben Soldaten auch vor anderen Gegnern die Waffen niederlegten, wenn ihnen diese nicht zuvor als Feinde des russischen Volkes vorgestellt werden, liegt nahe. – Nein, die Russen sind keine Mörder.»

David befaßt sich in einem Artikel mit dem Fremdarbeiterproblem. Er regt sich darüber auf, daß wir uns in der Schweiz zwar über die Rassendiskriminierung in den Südstaaten Amerikas entrüsten, daß sich die Schweizer aber gegenüber ihren italienischen Gastarbeitern nicht viel anders verhalten als in den USA die Weißen gegenüber den Negeren. Er beanstandet vor allem die Tatsache, daß es den meisten Italienern verwehrt ist, ihre Familien in die Schweiz kommen zu lassen, und er meint, daß solches gewiß nicht im Sinne der christlichen Ethik sei. Wörtlich sagt er:

«Aber die Heiligkeit der Ehe scheint nur für bevorzugte (Herren-) Völker zu bestehen. Daß noch keinem dieser fettleibigen Christen in den Sinn gekommen ist, ein paar Bumslokale zu eröffnen, um damit dem Staat Devisen zukommen zu lassen, wundert uns ehrlich.»

In einem Inserat wird für ein Buch geworben, in welchem zehn Aufsätze von zehn verschiedenen Autoren zusammengefaßt sind. Neun von diesen zehn Autoren entstammen durchaus bürgerlich-liberalen Kreisen, und Alois Hauser ist als einziger von ihnen «linker Autor». Auch mit der Person des Herausgebers der «Zukunft» befaßte sich der Leitartikel.

«Es dürfte für die meisten Leser aufschlußreich sein, etwas Näheres über die Person des Herausgebers der «Zukunft» zu erfahren:

Herr David *Fenigstein* würde er eigentlich heißen. Über seine Motive, den Namen zu ändern, können wir freilich nur Mutmaßungen anstellen. Immerhin wissen wir, daß Herrn Fenigsteins Vater, Johann Boller, ein der Polizei bestens bekannter Kommunist war, und zwar ein Anhänger des Stalinismus. Johann Boller hatte sich ganz besonders in den zwanziger und dreißiger Jahren hervorgetan. Er reiste mehrmals illegal nach Rußland, und zwar in Begleitung des heute noch unver-

besserlichen Stalinisten Alois Hauser. Weshalb hat wohl dieser Herr Fenigstein

a) den Namen gewechselt?

b) den von Halbwahrheiten und Behauptungen strotzenden Bericht über einen angeblichen Pogrom in T. gegen den sattsam bekannten Kommunistenführer Alois Hauser veröffentlicht?

Was beabsichtigt dieser Herr Fenigstein? Wovon lebt er? Arbeiten sieht man ihn nicht!»

Die Einwohner von E. stürmten Davids Haus nicht. Aber es geschah folgendes: Als er acht Tage später den «Ochsen» betrat, saß dort der Redaktor der Lokalzeitung. David will sich zu ihm setzen.

«Es geht mir nur um die Wahrheit, Herr Ackermann, es geht mir nicht um meine Person.»

Ackermann aber steht auf und geht an einen anderen Tisch. Die übrigen Gäste, vor allem eine Schar junger Burschen, die schon mehrere leere Bierflaschen vor sich stehen haben, rufen: «Gib ihm.»

David, so sagen die Zeugen später, habe diese Worte als Aufmunterung verstanden. Jedenfalls folgt er Ackermann. «Wir müssen bei der Wahrheit bleiben, Herr Ackermann.»

«Belästigen Sie mich nicht», antwortet Ackermann.

«Sie wissen, daß Sie einen Lügenartikel publiziert haben?»

«Wollen Sie vielleicht sagen, ich bin ein Lügner?»

«Nein», antwortet David, «mit keinem Wort habe ich das gesagt.»

«Natürlich hat er das gesagt!» rufen die Burschen herüber, und der Wirt kommt hinter der Theke hervor, legt seine Hand auf Davids Schultern und sagt:

«Es ist für alle Fälle besser, wenn Sie das Lokal verlassen.»

«Ich denke nicht daran», erwidert David.

«Er oder ich», sagt Ackermann, «aber wenn ich gehe, siehst du mich nie wieder, ich laß mich nicht anpöbeln, wo stehen wir denn eigentlich? Sind wir in der freien Schweiz oder nicht? Und wer hat den da hergerufen?»

«Gehen Sie», sagt der Wirt noch einmal.

«Er war mir ein Gast wie jeder andere auch», gibt der Wirt später zu Protokoll. «Ich hatte den Artikel gelesen, aber ich hatte das Gefühl, da ist viel Neid und wasweißich im Spiel ...»

David rührt sich nicht. Mitten in der Wirtsstube beginnt er zu reden.

«Wir Schweizer», sagt er, «müssen endlich erwachen! Auch wir haben eine unbewältigte Vergangenheit, haben Schmach und Schande auf uns geladen. Es ist Zeit, daß wir damit ins reine kommen. Was in T. geschehen ist, und es ist geschehen, war nur möglich, weil bei uns noch der gleiche Geist vorherrscht wie in den Dreißiger und Vierziger Jahren. Der Antikommunismus, wie er bei uns in der Schweiz betrieben wird, ist nur eine Flucht ...»

Der Zeuge Jörg Käser, einer der Burschen, sagt später aus: «Es ist wahr, ich bin aufgestanden, ich habe ihm das volle Bierglas ins Gesicht geschüttet. Ich habe es tun müssen, etwas in mir trieb mich dazu, er hat nämlich dagestanden wie ein Prediger, so ernst, daß wir lachen mußten ... ein Hampelmann.»

Der Zeuge Theo Winiger sagt:

«Wahrscheinlich wäre das Unglück nicht passiert, wenn er mitgespielt hätte. Gewiß, eine Balgerei hätte es trotzdem abgesetzt, eine Schlägerei, aber ich kenne uns, es hätten sich zwei Parteien gebildet, die eine für ihn, die andere gegen ihn. Aber er reagierte nicht, er zog bloß das Taschentuch hervor und wischte sich das Bier aus dem Gesicht. Er redete weiter ...»

Wieder steht jemand auf und schüttet David das volle Bierglas ins Gesicht, noch einer, noch einer, es macht ihnen Spaß. Der Wirt tritt dazwischen, die Zeugen bestätigen es später, und er bekommt auch ein Glas Bier ins Gesicht.

«Er hat die Schlägerei eröffnet, er, nur er ...»

Der Wirt, das Bier im Gesicht, streckt seinen rechten Arm aus und trifft Jörg Käser. Einer wischt mit einer großen Bewegung Flaschen und Gläser vom Tisch ...

«Hat David Boller zurückgeschlagen, hat er sich gewehrt?»

«Wir hatten alle zuviel Alkohol in uns. Wir können uns nicht erinnern. Mit Absicht hat es keiner getan. Ein Unglücksfall. Er rutschte aus auf dem nassen Boden, er schlug mit dem Hinterkopf auf eine Stuhlkante ...», sagen die Zeugen später. David stirbt auf dem Transport ins Krankenhaus.

Der Arzt von E. hatte den Leitartikel gelesen und empfahl dem Polizisten, das Lokal zu schließen, die Gäste zurückzubehalten und die Kriminalpolizei zu alarmieren. Die Kriminalpolizei, die Mordkommis-

sion mit ihren Wagen und Geräten erschien kurz nach Mitternacht. Die Leiche wurde ins gerichtsmedizinische Institut nach Zürich gebracht. Der Gutachter sagte später, die effektive Todesursache habe er nicht ermitteln können. Ein heftiger Schlag gegen den Hinterkopf, kein Schädelbruch und dennoch innere Verletzungen, Blutungen. Die Aussagen, das Opfer sei ausgeglitten und mit dem Kopf auf eine Stuhlkante aufgeschlagen, könnten nicht widerlegt werden; möglich sei indessen auch, daß der tödliche Schlag mit einem Gegenstand ausgeführt wurde ...

In E. war es still geworden. Sie begruben David auf dem Friedhof des Ortes, und die ganze Gemeinde nahm am Leichenzug teil. Der Pfarrer von E. predigte über Markus 12, 1–12 (Das Gleichnis von den Weingärtnern): «... Abermals sandte er einen anderen; den töteten sie ...»

«Eine Schlägerei war einfach fällig», sagte Jörg Käser. «Aufgehetzt? Nein. Oder vielleicht doch? Ich kann weder das eine noch das andere behaupten. Ich kann mich nicht an das erinnern, was mir an jenem Abend durch den Kopf gegangen ist. Wenn Sie mir heute sagen, ich hätte damals gedacht, das ist er nun, der Jud oder so, ich könnte Ihnen nicht ehrlich widersprechen. Vielleicht habe ich so oder ähnlich gedacht ...»

«Ich hatte die <Zukunft> nie richtig gelesen. Den Bericht über die Kommunistenverfemung in T. hatte ich nur überflogen. Aber ich kann die Auffassung nicht teilen, daß der Antikommunismus überholt oder gar gefährlich ist. Ich bin schon immer Antikommunist gewesen, und ich bekenne mich dazu. Ich habe die Kritik an der <Zukunft> von der <Demokratischen Presseagentur> zugestellt bekommen, und ich fand sie in Ordnung. Natürlich bedaure ich den Ausgang. Doch ist das Opfer nicht unschuldig daran. Wenn man schon ein Jude ist, muß man sich anpassen ...»

Der Wirt:

«Ich ahnte, daß es schiefgehen würde. Nur darum forderte ich David auf, das Lokal zu verlassen. Ich beobachtete meine Gäste, ich weiß immer, wieviel sie getrunken haben, ich lese es in ihren Gesichtern, wenn eine Rauferei fällig ist ...»

Die Wirtin:

«Ich habe ihn stets gern gemocht. Er war ein unauffälliger, freundlicher Gast, und als ich in der Zeitung las, was er alles angestellt haben soll, glaubte ich es einfach nicht ...»

Und Theo Winiger erklärte:

«Ich habe den Bericht über diesen David Fenigstein auch gelesen. Und ob Sie's mir glauben oder nicht: Ich hatte ihn – den Bericht – schon vergessen, als ich den Mann sah. Aber dann kam mir natürlich wieder alles in den Sinn, was über ihn geschrieben worden war, nur beschimpft oder auch nur aufs Korn genommen hätte ich ihn deswegen nicht. Das heißt, aufs Korn genommen hätte ich ihn vielleicht schon. Ich glaube, ich sagte zu ihm: <Sind Sie>, nein, ich sagte, <bist du auch so ein Weltverbesserer> und <bringt ihm doch einen Besen statt Bier, damit er vor seiner eigenen Tür kehren kann> ... Aber später, ich meine, einen Augenblick später, wie dieser Mann dann mitten im Lokal gestanden hat, <wir Schweizer> gesagt hat, da dachte ich mir, von dem lasse ich mir nichts vorrechnen ...»

Der Wirt:

«Mit Politik hatte es bestimmt nichts zu tun. Auch von Antikommunismus kann nicht die Rede sein. Überhaupt muß einmal festgestellt werden, ein für allemal: Wir pflegen in unserem Land nicht solche Formen der politischen Auseinandersetzung. Natürlich spielte der Alkohol eine Rolle. Und noch etwas: Ist man fremd in einem so kleinen Dorf, soll man schweigen. Man soll schweigen, bis man zum Reden aufgefordert wird. Das ist bei uns nun mal so. Ich glaube, das ist überall auf der Welt so.»

In einigen Zeitungen konnte man in der Spalte «Unglücksfälle und Verbrechen» lesen:

«Wirtshausschlägerei mit tragischem Ausgang. In E. gerieten einige betrunkene Gäste aus nichtigen Gründen miteinander in Streit. Dabei kam es zu Tötlichkeiten. D. B. stürzte und verletzte sich dabei so schwer, daß er bald darauf starb. Eine gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet worden.»

Das Untersuchungsverfahren wurde drei Monate später eingestellt. Eine Woche nach der Beerdigung erschien in Zürichs Zeitungen eine Todesanzeige:

«Tief erschüttert teile ich allen Freunden mit, daß Gott der Allmächtige seinen Sohn

David Boller

im blühenden Alter von 21 Jahren zu sich in die Ewigkeit berufen hat.

Im Namen aller Freunde

Heinrich Bucher»

Als alles vorbei war ...

Als alles vorbei war, schwiegen sie: die Gebrüder Bächtold, es schwieg Heinrich Bucher, es schwiegen Ulrich Frauenfelder und Robert Kaul. Vielleicht wäre der Name David Boller von keinem Menschen in diesem Lande je wieder genannt worden, wenn Ulrich Frauenfelder nicht so unvorsichtig gewesen wäre: Er eröffnete nämlich die Wahlkampagne der bürgerlichen Parteien mit einem Vortrag im großen Saal der «Börse» in Zürich, und zu diesem Vortrag ging auch Heinrich Bucher, weil er sich wunderte, daß die Bürgerlichen einen nach seiner Meinung so schwer belasteten Mann auf ihre Wahllisten gesetzt hatten.

Ulrich Frauenfelder sprach von der Notwendigkeit, die antikommunistischen Kräfte zu stärken. Dennoch sprach er auch von der notwendigen Opposition, und dazu sagte er: «Der keineswegs in vollem Umfang berechnete Vorwurf, es mangle unserem politischen und parlamentarischen Leben an Opposition, hat dazu geführt, daß gewisse außerparlamentarische Kreise von aller Parteipolitik sich bewußt distanzierender Leute sich berufen fühlen, diese Opposition zu spielen, beziehungsweise nachzuholen. Ich denke da insbesondere an gewisse publizistische und literarische Kreise. Hier ist keine Rede von loyaler Opposition. Sie ist vielmehr böswillig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich, unbelastet von Sachkenntnis, die vielmehr ersetzt wird durch Frivolität und Unverfrorenheit und nur darauf aus ist, alles und jedes in den Dreck zu ziehen, jegliche Autorität zu untergraben, um damit den Beifall einer oberflächlichen Leserschaft zu erringen. Sie nennen sich Nonkonformisten und bemühen sich, in jedem Fall das Gegenteil von dem zu vertreten, was die vorherrschende Meinung ist. Sie leben ständig unter der Zwangsvorstellung, um jeden Preis originell sein zu müssen. Während sie in Kaffeehäusern herumsitzen, schwärmen und träumen sie von einem neuen «vivere pericolosamente», von einem neuen Aufbruch zur Gewalttat. Einer dieser literarischen Gartenzwerge hat es sogar für nötig befunden, eine eigene Zeitschrift herauszugeben, in welcher er über hochverdiente Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens herzieht, sie verleumdet, angeifert ...»

Kaum hatte Frauenfelder diesen Satz ausgesprochen, erschrak er vor seinen eigenen Worten. David war ja tot. Umgekommen immerhin unter Umständen, die nicht geklärt werden konnten. Aber diesen Vortrag

hatte er eben nicht gestern und nicht vorgestern geschrieben, sondern lange Zeit vor dem Unglückstag. Und obwohl er das Manuskript eine halbe Stunde vor Beginn der Veranstaltung nochmals durchgesehen hatte, war ihm dieser Passus einfach entgangen. Die Zuhörer schienen nicht zu bemerken, daß der Redner plötzlich schwieg und dann mit leicht belegter Stimme weiterfuhr, wobei er den Faden jedoch nicht weiterspann, sondern sagte, jedem müsse heute klar sein, daß die Losung heiße: «Hie Marxismus – hie Vaterland ...» Doch diesmal erschrak er nicht über seine eigenen Worte; es entging ihm, daß er soeben eine Wahlparole aus dem Jahre 1933 wiederholt hatte ...

Heinrich Bucher verließ den großen Saal der «Börse» zitternd. Er hielt auf der Straße ein Taxi an, weil er fürchtete, er könnte unversehens in ein Auto hineinlaufen. Er ließ sich zum «Weißen Kreuz» fahren – er benützte zum ersten Mal in seinem Leben ein Taxi –, bestellte ein großes Bier und dazu einen doppelten Kräuterschnaps, bestellte eine zweite «Garnitur» und dann eine dritte, so daß die Wirtsleute, die ihn seit vierzig Jahren als regelmäßigen, aber mäßigen Biertrinker kannten, einander erschreckt anblickten und nicht wagten, Bucher mehr zu sagen als «Guten Abend» und «Gute Nacht».

Als er nach Hause ging, zitterte er nicht mehr, aber sein Gang war unsicher. «So kann ich wenigstens schlafen», sagte er laut. Aber als er im Bett lag, kam kein Schlaf. Er drehte lange nach Mitternacht das Licht wieder an, stand auf, zog Hose und Jacke an und ging in die Stube. Er suchte Briefpapier und einen Bleistift, fand beides in der Kommode, setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief an die Redaktionen aller Zeitungen Zürichs:

«Vor ein paar Wochen haben in der Schweiz die Glocken geläutet. Für die Opfer des ungarischen Aufstandes. Die Glocken haben geläutet, weil ein gewisser Ulrich Frauenfelder dies angeregt hatte. Als die Nazis in den dreißiger Jahren mordeten, hat der gleiche Ulrich Frauenfelder nicht angeregt, es sollten die Glocken für die Opfer geläutet werden. Für den General Schleicher, für den katholischen Ministerialdirektor Dr. Klausener, die schon 1934 von Hitlers Schergen auf seinen Befehl hingerichtet worden sind, gab es keine Trauer- und Schweigeminuten. Auch für den kürzlich unter mysteriösen Umständen verstorbenen jungen Schweizer David Boller gab es keine Trauer- und Schweigeminuten. Nein, das Ge-

genteil. Dieser Tote wird von einem, der Nationalrat werden will, sogar noch im Grabe verfolgt. Wer ist dieser eine? Er heißt Ulrich Frauenfelder und ist ein Vertreter des Rechtsbürgertums. Und eben dieser rechte Flügel des schweizerischen Bürgertums hat auf das Aufkommen der Mordnazi in Deutschland mit widerlichem Frontenrummel geantwortet, hat sich der Ideologie der faschistischen Mordbuben anzunähern versucht. Die Rechtsbürgerlichen mit ihrem Dr. Ulrich Frauenfelder und dem Elefantenklub, die bernische Bauernpartei, später die Möscherberger Jungbauern, sie hielten alle engen Schulterschluss mit dem Frontenpack und kümmerten sich nicht darum, daß ihre verehrten Vorbilder im Dritten Reich bluttriefende Hände hatten. Und nun soll ausgerechnet ein solcher Frauenfelder Nationalrat werden? Die Geschichte lehrt doch unmißverständlich, daß die großen moralischen Werte der Menschheit, die Achtung vor der Menschenwürde, vor dem Recht bei der Arbeiterschaft besser aufgehoben sind als bei jenen bürgerlichen Kreisen, die sich mit jedem Verbrechen abfinden können, wenn es im Namen einer Ideologie erfolgt, von der sie eine Vernichtung der Arbeiterschaft und ihrer gewerkschaftlichen Organisationen erwarten. Frauenfelder und Konsorten gehören vor Gericht gestellt!»

Der alte Bucher schrieb über zwei Stunden an diesem Brief. Dann zog er sich wieder aus, legte sich ins Bett und schlief sogleich ein. Er schlief in den tiefen Vormittag hinein, erwachte ausgeruht, aber sein Zorn war nicht verraucht. Er stand auf, las seinen Brief nochmals durch und fand nichts daran zu ändern. Nachdem er Kaffee getrunken hatte, fuhr er mit der Tram in die Stadt zum Büro Bächtold, wie er es nannte. Dr. Bächtold stand gerade in der Kanzlei und wollte sich von seiner Sekretärin verabschieden, als Bucher eintrat. Bucher sagte:

«Ich will Sie nicht aufhalten, Herr Doktor, ich möchte Sie nur fragen, ob es möglich wäre, daß Ihr Fräulein für mich einen Brief mit der Maschine schreiben würde, einen sehr wichtigen Brief ...»

Und nun geriet der alte Bucher doch ins Erzählen, erzählte von Frauenfelders Vortrag, und schließlich wünschte Bächtold, den Brief zu lesen. Bucher hatte nichts dagegen.

«An Ihrer Stelle», sagte Bächtold, nachdem er den Brief zweimal gelesen hatte, «an Ihrer Stelle würde ich diesen Brief nicht abschicken. Wenigstens nicht in dieser Schärfe. Allerdings glaube ich nicht, daß irgendeine Zeitung ihn publizieren würde.»

«Ich schon», antwortete Bucher, und Bächtold sagte darauf nichts mehr, sagte nur, selbstverständlich habe seine Sekretärin Zeit, diesen Brief mit einigen Kopien abzutippen. Dann ging Bächtold, denn er war zum Mittagessen mit einem Klienten verabredet.

Heinrich Buchers Brief erschien eine Woche später in der Gewerkschaftszeitung «Der Arbeiter», nicht als Brief, sondern als Beitrag im redaktionellen Teil. Alle anderen Redaktionen schickten ihn ohne Kommentar zurück.

Robert Kaul sah die Gewerkschaftszeitung als erster, las Buchers Tirade gegen Frauenfelder und machte sich sofort auf den Weg in die Münstergasse, wo Frauenfelder gerade damit beschäftigt war, die Berichte und Kommentare über seinen Vortrag zu sichten. Frauenfelder war sehr zufrieden, die Berichterstatter lobten seine Redegewandtheit, seinen Mut, offen für die christlichen Grundwerte, welche die Existenz der Schweiz garantierten, einzustehen und so weiter. Kaul sagte nur m «Guten Tag» und legte wortlos den Zeitungsausschnitt auf den Tisch. Frauenfelder überflog die Zeilen vorerst nur, aber als er auf seinen Namen stieß, las er Wort für Wort. Und als er alles gelesen hatte, griff er zum Telephonhörer, wählte eine Nummer und wartete. Dann sagte Frauenfelder: «Tag Henn. Ja, ich bin da. Leg alles beiseite, es gibt viel Arbeit für dich ... Ehrverletzung durch die Presse ... Nein, kann ich mir jetzt nicht leisten ... Wahlen ... Ein gewisser Bucher ... Nein, sonst harmlos, unbekannt ... Lies den «Arbeiter» ... Bin in zwanzig Minuten bei dir ...»

Er legte den Hörer auf die Gabel zurück, blickte Kaul an und sagte: «Diese Schweinehunde ... Hören Sie, Robert, es gibt jetzt auch viel Arbeit für Sie. Sie stellen mir eine Dokumentation zusammen von allen Zeitungsartikeln, die ich zwischen 1932 und 1940 veröffentlicht habe. Das heißt, Sie stellen nur die zusammen, die sich kritisch mit den faschistischen Bewegungen auseinandersetzen ...»

Kaul antwortete nicht.

«Was ist denn mit Ihnen? Nicht verstanden?»

Und da Kaul immer noch schwieg, ganz einfach, weil er nicht sofort begriffen hatte, was Frauenfelder von ihm verlangte, wurde dieser heftiger, brüllte beinahe:

«Wollen Sie vielleicht behaupten, ich hätte nie solche Artikel ge-

schrieben? Lesen Sie doch die Ausgaben der xx-Zeitung des Jahres 1934. Da finden Sie U. F.-Artikel. Ich könnte Ihnen beinahe noch sagen, was ich damals geschrieben habe ... Die Nationalen Erneuerungsbewegungen müßten wirklich national, schweizerisch bleiben, keine Vorbilder in Deutschland anerkennen ... so oder ähnlich habe ich geschrieben ... damals ... Und überhaupt ist mir in dieser Minute schon klar, welche Punkte ich einklagen werde: <Verehrte Vorbilder, Schulterluß mit Mordnazi ...> Dieser Bucher, ausgerechnet ...»

«Geht in Ordnung», sagte nun Kaul, und Frauenfelder: «Dieser Bucher ist ja wirklich ein Vollidiot. Der hätte sich auch besser von einem erfahrenen Rechtsanwalt beraten lassen, bevor er diesen Artikel dem <Arbeiter> übergab. Auf diese Tour, Robert, kann man mich weiß Gott nicht erledigen. Ich wüßte allerdings, wie es gemacht werden müßte ...»

Ulrich Frauenfelder begab sich zu Fuß zu seinem Rechtsanwalt Dr. Henn, der seine Praxis an der Oberdorfstraße hatte. Robert Kaul aber lief zum Limmatquai hinunter, hielt ein Taxi an, fuhr an die Weinbergstraße, hieß den Fahrer warten, eilte die Treppe hinauf in sein Büro, suchte in einem Stahlblechschrank, zu dem nur er einen Schlüssel besaß, ein bestimmtes Dossier heraus, steckte dieses in eine Mappe und eilte die Treppe wieder hinab. Er fuhr zu Dr. Bächtold. Auf der kurzen Fahrt las er Buchers Artikel nochmals durch und sagte sich: «Frauenfelder ist ein toter Mann ...»

Als er in der Kanzlei stand und die Sekretärin ihn bei Bächtold anmeldete, sagte dieser kurz: «Nein, ich will mit Kaul nichts zu tun haben.» Aber Kaul nahm dem Fräulein den Hörer aus der Hand und sagte:

«Sie müssen mich anhören, Herr Doktor, Frauenfelder will Bucher einklagen wegen Ehrverletzung durch die Presse, und nur ich weiß, wie Sie Bucher zu einem Freispruch verhelfen können.»

«Ich sagte schon», antwortete Bächtold kalt, «daß ich mit Ihnen nichts zu tun haben will. So schon gar nicht. Haben Sie denn überhaupt kein Gefühl mehr für Würde?»

«Nein», sagte Kaul, «habe ich nicht und kann es mir jetzt auch nicht leisten, aber Sie haben es und darum ...»

Dieses Geständnis verwirrte Bächtold, und obgleich er bei seinem Nein bleiben wollte, sagte er:

«Kommen Sie ...»

«Bitte reden wir nicht über mich, über mein Verhalten», sagte Kaul, als er in das Büro trat. «Ich kann mir vorstellen, was Sie von mir denken. Es würde mir nicht schwerfallen, mich zu verteidigen, denn wenn von einer Schuld die Rede wäre, dann läge sie nicht bei mir, sondern bei Leuten wie Ihnen ... lassen Sie mich bitte ausreden, lassen Sie mich fragen: Wer weigert sich noch heute, die jüngste Vergangenheit unseres Landes so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit war? Wer entschuldigt sich ohne Unterlaß, duldet, daß Leute wie Frauenfelder nach wie vor hochgeachtete Leute sind, die man dem Stimmbürger sogar zur Wahl vorschlägt? Herr Doktor, ich habe mit zwanzig Jahren vor der Entscheidung gestanden, das Erbe anzunehmen oder es auszuschlagen. Ich habe mich umgesehen und erkannt, daß Ruhe ist und Frieden, und keiner hat mir gesagt, schlag dieses Erbe aus, jedermann hat mir gesagt, übernimm nur, was dir deine Väter hinterlassen haben, erwirb es und geh den Weg, den sie dir vorgestampft haben ...»

«Ja, ja, ja», sagte Bächtold, «was geht das mich an? Sie sind Frauenfelders Mitarbeiter, Frauenfelders Intimus, und jetzt kommen Sie schon wieder zu mir, wo Sie doch genau wissen, daß ich nicht Frauenfelders Freund bin.»

«Sind Sie dann wenigstens sein Gegner?»

«Aber natürlich.»

«Warum handeln Sie nicht?»

«Bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig?»

«Ja.»

«Was sagen Sie da?»

«Ich sagte gerade, Sie sind mir Rechenschaft schuldig. Sehen Sie, in einem Vortrag zog Frauenfelder kürzlich gegen die Nonkonformisten, namentlich gegen David los, er sagte wörtlich: <Sie, die Nonkonformisten, bemühen sich, in jedem Fall das Gegenteil von dem zu vertreten, was die vorherrschende Meinung ist ...>

Ich aber, Herr Doktor, ich habe nun sechzehn Jahre lang gerade das vertreten, was eben diese vorherrschende Meinung ist. Ich bin auf Frauenfelders Seite gestanden. Ich bin ein Ehrenmann gewesen, ein guter, ordentlicher Bürger ...»

«Ein Ehrenmann», sagte Bächtold, «achtet die Loyalität.»

«Diesen Einwand habe ich erwartet: Loyalität! Treue! Gehorsam! Ich spiele kein Doppelspiel. In dem Augenblick, da ich Ihre Kanzlei

betrat, bin ich aus der Demokratischen Agentur ausgetreten. Genügt Ihnen diese Erklärung?»

«Setzen Sie sich», antwortete Bächtold.

Kaul setzte sich.

«Und was erwarten Sie von mir?» fragte Bächtold. «Daß Sie Bucher verteidigen!»

«Wenn sich Bucher überhaupt verteidigen will. Ich kann mir vorstellen, daß dieser alte Mann einfach alles auf sich nimmt.»

«Sie verstehen mich nicht. Sie müssen Bucher verteidigen. Und wenn der alte Mann nicht will, müssen Sie ihn dazu zwingen, daß er sich verteidigt.»

«Das sehe ich nicht ein», antwortete Bächtold.

«Die Verteidigung Buchers läuft doch auf eine Anklage gegen das schweizerische Rechtsbürgertum, gegen den schweizerischen Faschismus, gegen die jüngste schweizerische Vergangenheit hinaus. Das ist doch klar. Wenn Bucher zum Wahrheitsbeweis für seine Anschuldigungen zugelassen wird, müssen Sie die ganze Faschistenbande namentlich aufrufen. Sehen Sie, als David noch vor einem halben Jahr, nein, es ist länger her, als David, wie gesagt, an seinem Bericht arbeitete über den Pogrom von T., da rechnete er mit einer Klage Frauenfelders. Weshalb Frauenfelder damals nicht klagte, dafür aber jetzt, ist mir allerdings rätselhaft ...»

«Gar nicht rätselhaft, Herr Kaul, denn gegen David hätte er schon meinerwegen keine Klage geführt, weil es damals noch gar nicht sicher war, ob er als Kandidat auf die Listen käme oder nicht ...»

«Natürlich», sagte Kaul, «das mag sein, aber trotzdem ... Also hat David mit einer Klage gerechnet, das heißt, er hat eine Klage erwartet, um vor Gericht den Beweis führen zu können, daß Frauenfelder und mit ihm die rechtsbürgerlichen Kreise, die ‹Vaterländischen› und so weiter, richtige Faschisten gewesen waren, geblieben sind und nur auf die nächste Gelegenheit warten, um wieder aktiv zu werden. David hatte schon damals eine ungeheure Vorarbeit geleistet, unter anderem Pressestimmen aus den Dreißiger Jahren zusammengestellt ...»

Kaul holte das Dossier hervor, das er in seinem Büro in die Aktentasche gesteckt hatte.

«Das hier ist eine Art Inhaltsverzeichnis seiner Dokumentation. Eine Abschrift, die hundertvierundvierzig Titel umfaßt. Es ist doch bekannt,

daß sich diese Leute immer darauf berufen, man habe damals zu wenig gewußt, oder es habe damals die Meinung allgemein vorgeherrscht, die schweizerischen Erneuerungsbewegungen seien gut ... Also zum Beispiel ... Zusammenfassungen, Artikel in der ‹Neuen Zürcher Zeitung›, vom 24. 7. 33, Titel: ‹Eine nationale Gefahr›, Inhalt: ‹Fronten gleich ausländischen Ursprungs, sklavische Nachahmung deutscher Vorbilder, Schweiz würde unter Fronteneinfluß einem Hitlerismus verfallen, ihr geistiges und agitatorisches Rüstzeug der deutschen völkischen Erneuerungsbewegung entlehnt› und so weiter. Oder hier, auch ‹Neue Zürcher Zeitung›, vom 14. 8. 33: ‹Front in der Defensive: ‹Heuchelei, weil sich Frontenführer zwar gerne in Deutschland im Lichte des Hakenkreuzes sonnten, aber in der Schweiz sich mit frommem Augenaufschlag brüsteten, einzig und allein dem Schweizerkreuz dienten ... sie singen unter sich das Horst-Wessel-Lied ...› Oder ‹Konrad Falke: An die Nationale Front›, wieder ‹Neue Zürcher Zeitung›, vom 3. 4. 34 ...»

«David hat also, wenn ich Sie richtig verstanden habe, hundertundvierundvierzig Zeitungsdokumente aus jenen Jahren gesammelt, und was Sie da in Händen haben, ist eine Art Konzentrat, ein Resumee?»

«So ist es. David wollte damit beweisen, daß sich keiner dieser Faschisten darauf berufen könne, man habe in der Schweiz nicht rechtzeitig vor der faschistischen Gefahr gewarnt. Er hat auch die Beweise zusammengetragen, daß es damals innerhalb der Bürgerpartei zu Spaltungen gekommen ist, daß Frauenfelder der eigentliche Wortführer der Rechtsextremen war, die sich 1933 und dann wieder ab 1940 Hitler anpassen wollten ...»

«Hochinteressant», sagte Bächtold, «merkwürdig, daß er mir kein Wort davon gesagt hat.»

«Aber Sie sind doch in E. gewesen? Haben Sie nicht seine Hinterlassenschaft untersucht? Sie müssen darauf gestoßen sein.»

«Nein», erwiderte Bächtold, «ich bin zwar in E. gewesen, in Begleitung der Polizei, um das Haus, die Räume zu versiegeln, aber ehrlich gesagt, bisher habe ich mich gescheut ...»

«Im Grunde genommen», sagte Kaul, «hat David Ihnen die Verteidigung Buchers bis ins kleinste vorbereitet.»

«Sie reden, als ob Sie sicher wären, daß ich Buchers Verteidigung auch wirklich übernehme.»

Kaul stand auf und trat einige Schritte zurück.

«Was ist mit Ihnen?» fragte Bächtold.

«Als ich vor einer halben Stunde zu Ihnen kam, gebrauchten Sie Worte wie Ehrgefühl, Loyalität ... Wenn Sie nicht handeln, dann bitte ich darum, daß Sie mir Davids Hinterlassenschaft überlassen. Nach dem Gesetz kann auch ich Bucher verteidigen.»

Auch Bächtold erhob sich.

«Sie wissen doch genau, daß ich das Mandat übernehme. Aber eine Frage, die nur Sie angeht, haben Sie mir eigentlich noch nicht beantwortet. Ich erinnere mich, daß David mir einmal erzählte, Sie wollten weg von Frauenfelder und mit David zusammenarbeiten. Das haben Sie nicht getan. Überhaupt war Ihre Freundschaft mit David in den letzten Monaten sehr locker gewesen. Und heute kommen Sie zu mir ...»

«Aber ich bin immerhin gekommen», erwiderte Kaul.

«Warum?»

«Diese Frage kann ich fast nicht beantworten. Ich habe Buchers Tirade gelesen und Frauenfelders Reaktion gesehen. Und als ich Frauenfelder hörte, da sah und hörte ich wieder David, den David, den ich vergessen zu haben glaubte. Genügt Ihnen diese Auskunft?»

«Und was soll jetzt aus Ihnen werden? Noch können Sie zurück zu Frauenfelder. Ich brauche keinem Menschen zu verraten, daß Sie mich auf Davids Hinterlassenschaft aufmerksam gemacht haben ...»

«Daß ich nicht zurück kann, wissen Sie so gut wie ich. Ich kann und will nicht zurück. Ich habe es nicht mehr nötig.»

«Was meinen Sie mit nicht mehr nötig?»

«Nun ja», antwortete Kaul zögernd, «Davids Geschichte hat mich völlig durcheinander gebracht, ich komme nicht davon los ... ich ... ich bin zu einem Psychotherapeuten gegangen, und seit einiger Zeit fange ich an zu begreifen, was mit mir geschehen ist ... Muß ich noch mehr sagen?»

Bächtold blickte Kaul lange und nachdenklich an: Er war bereit, ihm zu vertrauen. Nach einer Pause sagte Kaul:

«Ich möchte mich auch einmal mit Ihnen darüber unterhalten, wie Davids <Zukunft> gerettet werden könnte. Ich mit meinen journalistischen und redaktionellen Erfahrungen ...»

Bächtold lächelte.

«Sie wollen also unter die literarischen Gartenzwerge gehen?»

Robert Kaul schrieb noch am gleichen Tag einen ordentlichen

Kündigungsbrief an Dr. Ulrich Frauenfelder, bat jedoch um sofortige Entlassung, da er ja immerhin eine Vertrauensstellung einnehme, die er während der Kündigungsfrist nicht mehr loyal vertreten könne. Da er am folgenden Tag dem Büro fernblieb, rief ihn Frauenfelder an. Das Gespräch war kurz, Kaul hörte Frauenfelder nur, sah ihn nicht, und dieser Umstand machte es ihm leichter, zu sagen, was er sagen wollte.

«David Boller», sagte er, «hat mich als Erben eingesetzt. Ich habe diese Erbschaft angenommen und werde nun die <Zukunft> weiterführen.»

Darauf schwieg Frauenfelder vorerst, Kaul hörte, wie sein Atem stockte, und dann sagte er nur noch:

«Alles Gute», und hängte den Hörer auf.

Dr. Bächtold und Robert Kaul gingen gemeinsam zum alten Bucher, der durch einen Expresßbrief von Frauenfelders Rechtsanwalt Dr. Henn bereits wußte, daß er wegen Ehrverletzung durch die Presse verklagt würde. Bucher ging entgeistert in seiner Wohnung umher und sagte immer wieder:

«Ich bin doch bei David gewesen, ich hab doch David gesagt, <schweig David, schweig, die verstehen dich nicht>, und jetzt bin ich es, der nicht hat schweigen können.»

Und das sagte er auch zu Bächtold und Kaul, als sie mit ihm am Stubentisch saßen und ihm eröffneten, daß Dr. Bächtold die Verteidigung übernehmen würde.

«Ach was», sagte Bucher, «ich verliere den Prozeß, aber meinetwegen, wenigstens hat jemand einmal den Mund aufgetan.»

Zu dritt fuhren sie am nächsten Tag in Bächtolds Wagen nach E., wo sie bereits vom Vorsteher des Bezirksstatthalteramtes erwartet wurden. Man erbrach die Siegel und betrat das Haus, um das Inventar aufzunehmen, die Erbberechtigung zu klären, Bächtolds Eigentum an Mobilien und Immobilien festzustellen. Die eigentliche Absicht aber war natürlich, Davids Dokumentation einzusehen, und da zeigte es sich, daß Robert Kaul in keiner Weise übertrieben hatte.

Frauenfelders Rechtsanwalt Dr. Henn ersuchte das Bezirksgericht, die Hauptverhandlung gegen Heinrich Bucher baldmöglichst zu eröffnen.

«Mein Klient», schrieb Henn, «kandidiert als Nationalrat. Der inkriminierte Artikel aber beeinträchtigt die Chancen einer ehrenvollen Wahl enorm. Daher muß die Wahrheit rechtzeitig erkannt werden ...»

Dr. Henn schrieb einen ähnlichen Brief auch an seinen Kollegen

Dr. Bächtold, und dieser war einverstanden, daß die Hauptverhandlung bereits in sechs Wochen stattfände. Über dieses Einverständnis wunderte sich Henn anfänglich. Frauenfelder wunderte sich nicht. Er sagte zu Henn:

«Schließlich ist Bächtold ein intelligenter Mann. Der weiß jetzt schon, daß er den Prozeß verliert. Also warum soll er nicht einverstanden sein mit dem Termin.»

Aber Henn war mißtrauischer.

«Gerade weil Bächtold ein kluger Mann ist, trau' ich ihm diesmal nicht über den Weg ... dazu kommt freilich, daß mir Kauls Absprung verdächtig erscheint ...»

«Wir haben bis jetzt noch jeden Prozeß gewonnen», antwortete Frauenfelder.

Die Zweite Strafkammer des Bezirksgerichtes «fand und erkannte» nach viertägiger Verhandlung, daß der Angeklagte Heinrich Bucher, vertreten durch Rechtsanwalt Dr. Bächtold, nicht schuldig, daß es der Verteidigung gelungen sei, den Wahrheitsbeweis in vollem Umfange zu erbringen. Sämtliche Kosten, auch die Anwaltskosten des Angeklagten, wurden dem Kläger Dr. Ulrich Frauenfelder überbunden.

Auszüge aus der schriftlichen Urteilsbegründung der Strafkammer des Bezirksgerichtes

«Nachdem die Bürgerlichen durch Beschluß einer starken Mehrheit die Bündnisfähigkeit der ‹Nationalen Front› anerkannt hatten, ergriffen offenbar sie die Führung für die Schaffung des gemeinsamen Vorgehens der Bürgerlichen mit der Front, und so kam es zu jener Koalition aller Bürgerlichen, mit Ausnahme der Demokraten, von denen sich aber einer als gemeinsamer Präsidentschaftskandidat zur Verfügung stellte. Bürgerliche begaben sich nach deutschem Vorbild auch auf die Straße, indem sie zusammen mit den Frontisten am Vorabend der Wahlen an einem provozierenden Fackelzug nach Aussersihl (Arbeitsviertel) teilnahmen. Mit diesem Wahlbündnis hat sich das Bürgertum etwas vergeben. Sein Handeln war kleinmütig, fatal und – weil der Zweck die Mittel heiligen mußte – auch schimpflich ...

Im Gegensatz zur Auffassung des Anklägers handelte es sich in dieser historischen Stunde nicht um eines jener bloß taktischen Wahlbündnisse unter Parteien, die sich durch ihr gemeinsames Bekenntnis zur Schweiz verbunden wissen. Die Grenze des bloß Anrühigen ist klar überschritten, wenn man mit einer Bewegung paktiert, die sich bewußt gegen die demokratischen Einrichtungen der Schweiz stellt und sie verhöhnt ...

Dr. Frauenfelder mußten ja die Augen über das wahre Gesicht der Fronten längst geöffnet worden sein, war er doch an einer Stelle im politischen Leben tätig, wo das politische Geschehen ständig registriert und analysiert wurde und wo sich Beispiele dafür häuften, daß die Fronten nationalsozialistische Bewegungen nach deutschem Muster waren. Vor allem kann Dr. Frauenfelder aber das Memorandum des nachmaligen Chefredaktors W. Bretscher der «Neuen Zürcher Zeitung» von Mitte April 1933 nicht unbekannt gewesen sein, das dieser verfaßte, um den Angriff der Erneuerer auf die Redaktion abzuwenden:

«Vom schweizerischen Standpunkt aus, der für die Haltung der Redaktion maßgebend sein muß, ist die Problematik dieser Bewegung in verschiedener Hinsicht so augenfällig, daß nur politische Kurzsichtigkeit die Forderung auf vorbehaltlose Bejahung, wenn möglich sogar Glorifizierung des neuen Regimes und seiner Methoden erheben kann.»

Der bessere Teil des Bürgertums hat also schon damals die Fronten als das erkannt, was sie waren, nämlich Nazis. Nun kann sich der Ankläger nicht darauf berufen, er sei ja nur Angestellter gewesen, eben Sekretär, denn als Sekretär einer Partei ist man kein unbekannter Soldat ...»

Als der Prozeß vorbei war ...

Die schriftliche Urteilsbegründung des Gerichts kam erst nach den Wahlen heraus. Während des Prozesses durften die «ehrverletzenden» Anschuldigungen Heinrich Buchers selbstverständlich von niemandem wiederholt werden. Dr. Ulrich Frauenfelder wurde Mitglied des Nationalrates. Er verzichtete weise darauf, gegen das Urteil zu appellieren.

Die Bürgerliche Presse kommentierte den Prozeß zaghaft. Durchwegs empfand man es als Schmach, daß ein Mann wie Frauenfelder Nationalrat werden konnte, und das war der eigentliche Grund, weshalb nur zaghaft über diesen Prozeß berichtet wurde.

Heinrich Bucher trug das «Urteil der Zweiten Strafkammer in Sachen Ulrich Frauenfelder gegen Heinrich Bucher betreffend Ehrverletzung durch die Presse» noch viele Tage und Wochen mit sich herum, nahm es mit, wenn er ins «Weiße Kreuz» ging, und las den Wirtsleuten und jedem, der zuhören mochte, daraus vor. Er las solange daraus vor, bis er nur noch sich selbst als Zuhörer hatte, und eines Tages konnte er das sechzig Seiten umfassende Dokument auswendig hersagen, und da legte er es in einen Karton, in welchem er andere wichtige Dokumente aufbewahrte.

Dr. Walter Bächtold und Robert Kaul einigten sich. Kaul zog mit seiner Familie nach E. um. Gemeinsam mit Bächtold ging er die von David hinterlassene Sondernummer der «Zukunft» durch. Nur einige tausend Exemplare waren bereits an die Verteilstellen der Kioskgesellschaften gelangt und wegen Davids Tod wieder nach E. zurückgeschickt worden; die Sondernummer war also noch nicht ausgeliefert. Bächtold und Kaul kamen zum Schluß, eigentlich spreche nichts gegen eine Auslieferung der Sondernummer, obwohl sie eine radikale Abrechnung auch mit ihrem eigenen Verhalten darstellte. Bächtold meinte mit Bert Brecht:

«Mögen andere von ihrer Schande sprechen. Ich spreche von der meinen.»

Verwendete Siglen

Textzeugen und Ausgaben

- T 1 frühes Werkmanuskript, November 1963 bis Juni 1964, SLA-WMD-A-10-01. Zitiert mit Blattangabe.
- T 2 gebundenes, späteres Typoskript, Sommer 1964 bis Frühling 1965, SLA-WMD-E-1-A-4-i. Zitiert mit Blattangabe.
- D 1 Walter Matthias Diggelmann: *Die Hinterlassenschaft*. Roman. München: Piper & Co., 1965, 302 Seiten (Erstdruck).
- D 2 Walter Matthias Diggelmann: *Die Hinterlassenschaft*. Roman. Berlin: Verlag Volk und Welt, 1966, 284 Seiten. Vom Autor bearbeitete Neuausgabe («DDR-Ausgabe»).
- D 3 Walter Matthias Diggelmann: *Die Hinterlassenschaft*. Vorabdruck in: *Zürcher Woche*, 23. 7. 1965 bis 22. 10. 1965. Mit einer Einleitung von Jürg Ramspeck und mit 19 Holzschnitten von Robert Wyss.
- D 4 Walter Matthias Diggelmann: *Die Hinterlassenschaft*. Roman. Mit einem Nachwort von Bernhard Wenger. Zürich: Limmat Verlag, 1982.
- WA 1 Walter Matthias Diggelmann: *Geschichten um Abel ...* und ausgewählte frühe Erzählungen. Zürich: edition 8, 2000 (Werkausgabe, Bd. 1).
- WA 2 Walter Matthias Diggelmann: *Der falsche Zug*. Erzählungen, Kolumnen, Gedichte. Zürich: edition 8, 2001 (Werkausgabe, Bd. 2).
- WA 3 Walter Matthias Diggelmann: *Das Verhör des Harry Wind*. Zürich: edition 8, 2002 (Werkausgabe, Bd. 3).
- WA 4 Walter Matthias Diggelmann: *Die Hinterlassenschaft*. Roman. Hg. und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Einführung von Hans Ulrich Jost. Nachwort von Bernhard Wenger. Zürich: edition 8, 2003 (Werkausgabe, Bd. 4).
- WA 5 Walter Matthias Diggelmann: *Filippinis Garten / Schatten*. Zürich: edition 8, 2004 (Werkausgabe, Bd. 5).
- WA 6 Walter Matthias Diggelmann: *Da, das bin ich*. Selbstzeugnisse und Briefe. Hg. und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich: edition 8, 2006 (Werkausgabe, Bd. 6).

Nachschlagewerke und Quellen

- AfZ, NL Eibel
e-HLS
Dodis
Ludwig-Bericht
SLA-WMD
UEK 1999
UEK 2002
ZBZ, NL Farner
- Archiv für Zeitgeschichte Nachlass Robert Eibel.
Historisches Lexikon der Schweiz, Online-Version.
Diplomatische Dokumente der Schweiz. 1848 ff.,
Online-Datenbank Dodis, dodis.ch/Permalink.
Ludwig, Carl: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den
Jahren 1933 bis 1955. Bericht an den Bundesrat zuhan-
den der eidgenössischen Räte. Bern: Bundeskanzlei,
1957, dodis.ch/17417.
Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches
Literaturarchiv.
Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter
Weltkrieg (Hg.): Die Schweiz und die Flüchtlinge zur
Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 1999 (Veröffent-
lichungen der UEK Schweiz – Zweiter Weltkrieg,
Bd. 17).
Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zwei-
ter Weltkrieg: Die Schweiz, der Nationalsozialismus
und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht. Zürich 2002
(«Bergier-Bericht»).
- Zentralbibliothek Zürich, Nachlass Konrad Farner.

Abkürzungen

AfZ	Archiv für Zeitgeschichte
BGB	Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei
EDI	Eidgenössisches Departement des Innern
EJPD	Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement
EMD	Eidgenössisches Militärdepartement (heute Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport, VBS)
EPD	Eidgenössisches Politisches Departement (heute Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten, EDA)
FDP	Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz
KPS	Kommunistische Partei der Schweiz
NBS	Nationale Bewegung der Schweiz
NDB	Neue Deutsche Biographie
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
PdA	Partei der Arbeit
SLA	Schweizerisches Literaturarchiv
SPS	Sozialdemokratische Partei der Schweiz
SVV	Schweizerischer Vaterländischer Verband
UEK	Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg
VPOD	Verband des Personals öffentlicher Dienste
WMD	Walter Matthias Diggelmann

Stellenkommentar

Seite

- 8 *Ähnlichkeiten mit lebenden Personen ...*: Die formelhafte Klageabwehr vom «erfundenen Tatsachenbericht», die einen Text als Fiktion kennzeichnen und jegliche Haftbarkeit negieren soll, ist paradox und stets ein Hinweis auf problematische Wirklichkeitsbezüge in der Fiktion.
- 9 «*Furcht und Zittern*»: Die schmale, 1843 publizierte Schrift des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard (1813–1855) stellt eine religiöse Urszene dar, in der Abraham nach Kierkegaard zwischen bedingungslosem Glauben und ethischen und rationalen Überlegungen nur kraft des Absurden handeln und glauben kann. Kierkegaard gilt vielen als Wegbereiter einer modernen Existenzphilosophie und wurde insbesondere von den französischen Existenzialisten um Jean-Paul Sartre und Albert Camus intensiv rezipiert. Diggelmann selbst erklärte in einem Brief 1974, Kierkegaard habe in seiner christlichen Erziehung grossen Einfluss ausgeübt und das Motto sei «so etwas wie ein Hinweis auf meinen Versuch, die andere, jedoch nicht die böse Schweiz zu zeigen»: «Abraham war doch wahnwitzig genug, seinen Sohn zu opfern; dieser Wahnwitz aber entsprang doch offensichtlich seiner Grösse, seiner Liebe, die eben gleichzeitig auch Ohnmacht ist. Wer auch heute und bei uns bis zum Äussersten geht, riskiert doch, dass ihm das Liebste verlorenggeht. Konkret, wir sog. Nestbeschmutzer riskieren, als Unschweizer abqualifiziert zu werden, obwohl man nur meint, es sei besser mit der Wahrheit als mit der Lüge zu leben.» WMD an einen Leser, 24. 9. 1974, WA 6, S. 254.
- 10 *Auch wenn diese Geschichte ...*: Der Vorspruch wurde wie die Klageabwehr wahrscheinlich erst in der Zusammenarbeit mit dem Lektor Otto Best vom Piper-Verlag in den Paratext aufgenommen. Nachdem in einer früheren Fassung explizit auf Max Frischs *Andorra* verwiesen worden war, verfasste Diggelmann, der kein «nachhinkender Frischling» sein wollte, eine erste, später nochmals komprimierte Autorerklärung: «Diese Geschichte spielt in der Schweiz, weil der Autor Schweizer ist und in der Schweiz lebt. Dass der Autor die Schweiz beim Namen nennt und dafür nicht ein ›Irgendwo-in-der-Welt‹ wählte,

ist eine Frage des Stils: Da ich will, dass meine Geschichte stärker wirke als die Wirklichkeit, weil die Wirklichkeit zu viele Fluchtmöglichkeiten bietet (siehe NS-Prozesse in Deutschland)[,] kann und will ich nicht sagen: «Es war einmal vor langer Zeit und in einem fernen Lande ...». Korrespondenz WMD – Otto Best, 8./9. 7. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/06.

- 11 *Kapelle des Zentralfriedhofes*: Der Zürcher «Centralfriedhof», 1877 sowohl architektonisch als auch in der Namensgebung nach dem Wiener Vorbild errichtet, wurde offiziell bereits 1896 in Friedhof Sihlfeld umbenannt; der ursprüngliche Name hielt sich umgangssprachlich jedoch bis ins 21. Jahrhundert.
- 15 *Sohn eines Arbeiters*: Die bisherige Identität des Protagonisten, auch als Arbeitersohn, ist zerstört worden: Diesem radikalen Bruch entsprechend, entledigt sich David des gesamten Hausrats seiner (Gross-) Eltern und zieht von der Erismannstrasse in Aussersihl – ein altes Zürcher Arbeiterquartier – an die noble Moussonstrasse, Teil des Villenviertels Fluntern/Zürichberg unmittelbar oberhalb des Zürcher Hochschulquartiers.
- 18 *Flüchtlinge in die Schweiz hereingeholt*: Noch am 28. August 1942 bezeichnete Bundesrat Eduard von Steiger als Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) die Tätigkeit dieser «Passeure» als «schmutziges Geschäft», was der Ludwig-Bericht scharf kommentierte: Es seien «festgestelltermassen» auch «zahlreiche uneigennützig Männer und Frauen, die sich aus Mitleid zur Verfügung stellten, Widerstandskämpfer, empörte Patrioten u. dgl.» und nicht nur Profiteure gewesen. Ludwig-Bericht, S. 220, Anm. 1.
- 19 *Sekretär der Bürgerpartei*: Im zweiten, der Druckfassung nahekommenen Werkmanuskript T 2 ist Frauenfelder noch Sekretär der «Freisinnigen Partei», die gestrichen und durch «Bürgerpartei» ersetzt wird. Vgl. T 2, Bl. 5 und 6.
- 20 *Die Front*: Gemäss T 1, Bl. 109, stammt der Artikel aus der Feder des Frontenführers Robert Tobler (siehe Anm. zu S. 90). *Die Front*, auch *Der eiserne Besen* genannt, war das «zentrale Kampfblatt der Nationalen Front» und erschien 1933–1943. Die Nationale Front war 1933 aus dem Zusammenschluss verschiedener frontistischer Gruppierungen entstanden, unter Einschluss etwa der Nationalsozialistischen Eidgenössischen Arbeiterpartei (NSEAP). Die Historiografie spricht vorzugsweise von der Frontenbewegung, unter der die verschiedenen kleineren und grösseren rechtsradikalen politischen Gruppierungen

seit den 1920er-Jahren verstanden werden, die entstanden, fusionierten, sich aufspalteten oder wieder aufgelöst wurden. Das Programm der Frontenbewegung war nationalistisch und restaurativ, antisemitisch, antikommunistisch und meist antiliberal, das heisst anstelle der parlamentarischen Demokratie sollte ein autoritärer Einheits- und Führerstaat auf korporativer Grundlage treten. Einen Höhepunkt dieses sogenannten Frontenfrühlings stellten die Wahlerfolge im Herbst 1933 dar, als die Nationale Front bei den Zürcher Gemeinderatswahlen 7,8 Prozent Stimmenanteil und damit 10 der 125 Sitze erreichte und ihr Kandidat bei der Schaffhauser Ständeratsersatzwahl gar auf 26,7 Prozent kam. Auch die Union nationale von Georges Oltramare kam bei den Genfer Grossratswahlen vom November 1933 auf 9 Prozent und damit 10 von 100 Sitzen. Vgl. Koller, Christian: Der Frontenfrühling von 1933 und die Bürgerlichen. In: Rote Revue 86 (2008), S. 35–40, sowie Wolf, Walter: Frontenbewegung. In: e-HLS, 1. 12. 2006, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017405/2006-12-01>.

Zürcher Schauspielhaus: Nach Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 wurden unter Ferdinand Rieser und Marianne Rieser-Werfel, Eigentümer und Leiter des Zürcher Schauspielhauses 1924–1938, sehr viele Künstlerinnen und Künstler aus Deutschland in die Schweiz geholt. Das Theater, das in diesen Jahren eine einzigartige Blütezeit erlebte, wurde zu einem Ort des Widerstands, was immer wieder zu frontistischen Krawallen und teilweise gar zum Abbruch von Stücken führte. Vgl. Matt, Beatrice von: Die dreissiger Jahre am Zürcher Schauspielhaus. In: NZZ, 9. 9. 2015, sowie Stenzl, Tanja: Ferdinand Rieser. In: e-HLS, 25. 11. 2011, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/046146/2011-11-25>.

- 22 *Überfremdung*: Der Historiker Patrick Kury verfolgt in seiner Dissertation den Überfremdungsdiskurs in der Schweiz zurück bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und untersucht, wie dieser in der Zwischenkriegszeit massgeblich antisemitisch aufgeladen und in der Konstruktion des jüdischen Bolschewismus mit antikommunistischer Semantik amalgamiert wurde. Kury, Patrick: Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945. Zürich 2003 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, Bd. 4). Dabei entstand nach Dorothe Zimmermann bereits seit Ende des Ersten Weltkriegs ein durchaus schweizspezifischer Überfremdungsdiskurs: trotz des «deutlichen Rückgangs des Ausländeranteils infolge des Krieges» sei die bis dahin «praktizierte Freizügigkeit im internationalen Personenverkehr

[...] durch eine strenge Niederlassungspolitik ersetzt» und mit der 1917 gegründeten eidgenössischen Fremdenpolizei unter Heinrich Rothmund umgesetzt worden. Zimmermann, Dorothe: Antikommunisten als Staatsschützer. Der Schweizerische Vaterländische Verband 1930–1948. Zürich 2019 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte, Bd. 11), hier S. 348. Zu Antisemitismus und Antikommunismus der Fronten vgl. auch Picard, Jacques: Antisemitismus. 1848 bis heute. In: e-HLS, 18. 11. 2009, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/011379/2009-11-18/#H1848bisheute>.

Ed. Rüegeegger: Eduard Rüegeegger, aus Brugg (AG) stammend, war Redaktor des *Eisernen Besens* beziehungsweise der *Front* und neben Rolf Henne, Robert Tobler und Hans Oehler eine der zentralen Figuren der Nationalen Front und 1933 gar «kantonaler Gauführer». Vgl. Gautschi, Willi: Geschichte des Kantons Aargau 1885–1953. Baden 1978, S. 302–317.

National-Zeitung: Die bereits 1842 gegründete Basler *National-Zeitung* war bis zur Fusion mit den *Basler Nachrichten* 1977 (neu: *Basler Zeitung*) eine linksliberale Tageszeitung.

Haarst / Haarus: Als Harst (ursprünglich Vortruppe der mittelalterlichen Heere) werden die mit Stahlruten bewaffneten Schlägertruppen der Nationalen Front bezeichnet, deren Kampfgruss «Harus!» mit zum Führergruss erhobenem rechtem Arm gebrüllt wurde. Vgl. Koller, Frontenfrühling, S. 37 (Anm. zu S. 20). Die Aussprache und Schreibung mit «ä» beziehungsweise «aa» könnte bewusst auf eine ältere Variante verweisen. Vgl. Schweizerisches Idiotikon: Lemma «Härst», Bd. II, Sp. 1639, und Lemma «Härus», Bd. I, Sp. 556.

22 *Oberstdivisionär Sonderegger*: Emil Sonderegger (1868–1934), ranghoher Militär, der 1918 als Oberstdivisionär Truppen auf Streikende in Zürich schießen liess und für die Bürgerlichen zum Vaterlandsretter, für die Linke hingegen zum Scharfmacher wurde. 1920 zum Generalstabschef ernannt, stellte seine Demission 1923 einen Eklat dar. Danach war er als Berater für Schweizer Rüstungsfirmen tätig (vor allem SIG in Neuhausen am Rheinfall). 1933 publizierte er die Schrift *Ordnung im Staat*, in der er einen autoritären Staat auf antiparlamentarischer, antisozialistischer und antisemitischer Basis forderte. Gemäss Fuchs zählte der Bewunderer Benito Mussolinis vom Frontenfrühling an zu den einflussreichsten Rechtsextremisten in der Schweiz, zunächst innerhalb der Nationalen Front, bald unter anderem als Gründer des noch extremeren Volksbundes (auch Nationalsozialistische Schweizerische Arbeiterpartei, NSSAP, genannt). Vgl. Fuchs, Thomas: Emil

Sonderegger. In: e-HLS, 8. 8. 2011, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/024259/2011-08-08>.

Die *Zürcher Volks-Zeitung* war das «freisinnige Organ für Politik, Volkswirtschaft und soziales Leben in Stadt und Landschaft Zürich» und erschien 1919–1934 im Jean-Frey-Verlag.

23 *O mein Heimatland*: Die ebenso viel zitierten wie nationalistisch instrumentalisierten Verse stammen aus Gottfried Kellers Gedicht *An mein Vaterland* von 1846.

24 ... *wir haben die Internationale*: Im frühen Werkmanuskript T 1 ist Mariannes Antwort auf die dogmatische Phraseologie ihres Vaters sehr viel deutlicher: «Und: Warum hat die Kommunistische Internationale die Liebe nicht vorgesehen?» T 1, Bl. 68.

26 ... *ein großes J gestempelt worden*: Erst als 1953 im Kontext der Publikation der *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918–1945* einschlägige Quellen zur Schweiz öffentlich wurden, deckte der *Schweizerische Beobachter* in einer Artikelserie am 31. März und 30. April 1954 «eine unglaubliche Affäre» auf: Es sei nämlich dem Chef der Polizeibehörde des EJPD, Dr. Heinrich Rothmund, «das schreckliche Verdienst» zugekommen, «den Nationalsozialisten den Weg zu dieser amtlichen Kennzeichnung der Juden gebahnt» und «das berühmte große J im Paß, das in der Folge Tausenden von Emigranten zum Verhängnis werden sollte», vorgeschlagen zu haben. Eine Revision dieser «Halbwahrheit» erfolgte erst im Kontext der Untersuchungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) ab 2001. Rippmann, Peter: Eine unglaubliche Affäre. In: *Der Schweizerische Beobachter*, Nr. 6, 31. 3. 1954, S. 282–284, und ders.: Notwendige Bemerkungen zum Fall Rothmund. In: *Der Schweizerische Beobachter*, Nr. 8, 30. 4. 1954, S. 426–429, sowie Rauber, Urs: Judenstempel: Korrektur einer Halbwahrheit. In: *Beobachter*, 19. 3. 2001. Wer den «J»-Stempel in den Reisepässen jüdischer Emigranten, der zur Chiffre der restriktiven und antisemitischen Flüchtlingspolitik der Schweiz wurde, letztlich vorgeschlagen hat, ist laut UEK-Bericht nicht definitiv zu beweisen. Evident ist jedoch, dass es die Schweiz war, die auf eine Kennzeichnung der Pässe drängte, um nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 deutsche und österreichische Jüdinnen und Juden identifizieren und an der Einreise hindern zu können. Dass die Schweiz damit der eigenen Fremdenpolitik die antisemitische NS-Gesetzgebung zugrunde legte, war auch rechtlich problematisch. UEK 1999, vor allem Kap. 3.1: «1938: Der «J»-Stempel und die Schweiz», S. 75–88.

- 27 *Professor Dr. Carl Ludwig*: Im Zuge der Berichterstattung des *Beobachters* beauftragte der Bundesrat noch 1954 den Basler Strafrechtsprofessor Carl Ludwig (1889–1967) mit einem Bericht. Dieser sogenannte Ludwig-Bericht wurde 1957 als Amtsdruckschrift publiziert – gemeinsam mit der *Stellungnahme* Eduard von Steigers (Ludwig-Bericht, S. 377–401), den *Grundsätze[n] für die Handhabung des Asylrechtes in Zeiten erhöhter internationaler Spannung und eines Krieges* vom 1. Februar 1957 (Ludwig-Bericht, S. 403–408) sowie einem Bericht des EJPD über *Die schweizerische Asylpraxis in neuester Zeit* vom 7. März 1957 (Ludwig-Bericht, S. 409–416), in dem es um die Aufnahme ungarischer Emigranten ging. Nach Georg Kreis bietet der Bericht eine «weitgehend auf der Grundlage amtlicher Akten» verfasste Darstellung, die «keine Vollständigkeit» beansprucht, sich aber inhaltlich als «bemerkenswert zeitbeständig» erwiesen hat. Ludwig sei um eine «schonungslose Offenlegung der restriktiven Haltung der Behörden» bemüht gewesen und kritisierte, dass die Flüchtlingspolitik überwiegend von der Optik der Fremdenpolizei und ihrem Vorsteher Heinrich Rothmund definiert worden sei, daneben aber auch von «restriktiven Begehren der Armee» und einer «wenig rühmliche[n] Haltung einzelner Kantone». Kreis, Georg: Die schweizerische Flüchtlingspolitik der Jahre 1933–1945. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 47 (1997), Heft 4: Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, S. 552–579, hier S. 553–555.
- Bericht des Chefs der Polizeiabteilung*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 87. Heinrich Rothmund (1888–1961) war 1929–1954 Leiter der Polizeiabteilung des EJPD und von 1945 bis 1947 beurlaubt. Er gilt als zentrale Figur der Schweizer Flüchtlings- und Fremdenpolitik und war für seine antisemitische Haltung im «Kampf gegen die Verjudung der Schweiz» bekannt, aber ein Gegner der Einführung des «J»-Stempels. Seine Rolle wird mittlerweile auch innerhalb politisch-struktureller Zusammenhänge gesehen. Vgl. Steffen Gerber, Therese: Heinrich Rothmund. In: e-HLS, 26. 6. 2012, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/031878/2012-06-26>.
- 28 *Weiterhin bemerkt der Chef der Polizeiabteilung*: Dieses direkte Zitat aus dem Ludwig-Bericht generiert eine narrative Unschärfe, da die Aussage vor allem wegen der indirekten Redeform auch einem auktorialen Erzähler zugeschrieben werden könnte, und nährt den von verschiedenen Rezensenten erhobenen Vorwurf, Zitate in der *Hinterlassenschaft* seien nicht klar gekennzeichnet. Ebenso problematisch ist der bibliografische Verweis am Ende der Quelle, da nur der allerletzte Abschnitt aus dem Ludwig-Bericht, S. 92, stammt.

Bundesrat Dr. Baumann: Johannes Baumann (1874–1953), langjähriger Ausserrhoder FDP-Regierungsrat, Landammann und Ständerat, 1934–1940 Bundesrat und Vorsteher des EJPD, gründete 1935 die Bundespolizei und war bis 1940 der hauptverantwortliche Bundesrat für die fremdenpolizeiliche Praxis inklusive des «J»-Stempels. Vgl. Fuchs, Thomas: Johannes Baumann. In: e-HLS, 10. 6. 2004, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004139/2004-06-10>.

Brief des schweizerischen Gesandten in Berlin, Mai 1938: Quelle Ludwig-Bericht, S. 98 f. Gesandter in Berlin von 1932 bis 1938 war Minister Paul Dinichert, der wegen seiner kritischen Haltung dem NS-Regime gegenüber 1938 zur Persona non grata erklärt wurde. Vgl. Perrenoud, Marc: Paul Dinichert. In: e-HLS, 8. 1. 2015, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/fr/articles/014839/2015-01-08>.

13. *August 1938*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 101. Dieser Brief stammt bereits von Minister Hans Frölicher (1887–1961), der im Mai 1938 Dinichert als Gesandten in Berlin ablöste. Die heute als sehr zwiespältig angesehene Rolle Frölichers als Vermittler zwischen dem Naziregime und der Schweiz thematisieren beispielsweise die Stücke von Urs Widmer (*Der Sprung in der Schüssel. Frölicher – ein Fest*, 1992) und Thomas Hürlimann (*Der Gesandte*, 1991). Vgl. Perrenoud, Marc: Hans Frölicher. In: e-HLS, 5. 6. 2007, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/014845/2007-06-05>.

29 20. *August 1938*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 102. Verfasser des Berichts war Franz Kappeler (1898–1988), bis 1944 Mitarbeiter von Frölicher in Berlin und massgeblich an den Verhandlungen zur Einführung des «J»-Stempels beteiligt. Vgl. Perrenoud, Marc: Franz Kappeler. In: e-HLS, 27. 8. 2007, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/fr/articles/014858/2007-08-27>.

22. *August 1938*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 103. Diese Notiz diente dem *Beobachter* bereits 1954 als wichtige Quelle für die Verantwortung Heinrich Rothmunds. Peter Rippmann: Notwendige Bemerkungen zum Fall Rothmund. In: Schweizerischer Beobachter, 30. 4. 1954, 8 (1954), S. 426.

30 *Der schweizerische Gesandte an den Bundesrat*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 105.

31 *Minister Köcher telegraphierte*: Ludwig verweist darauf, dass er dieses Telegramm als Fotokopie vom *Beobachter* erhalten hat. Ludwig-Bericht, S. 113.

7. *September 1938*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 114 f.

35 Das *Volksrecht* erlebte als sozialdemokratisches Tagblatt für Zürich

- seine Blütezeit vor allem im Roten Zürich der 1930er-Jahre und wurde 1973 eingestellt. Vgl. Degen, Bernard: Volksrecht (Zeitung). In: e-HLS, 20. 2. 2013, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/030731/2013-02-20>.
- Der *Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich* wurde unmittelbar nach der ersten Zürcher Eingemeindung 1893 als überparteiliches Familienblatt gegründet, das sich rasch entwickelte und 1942 eine Auflage von 100 000, 1957 bereits von 146 000 erreichte. Vgl. Baertschi, Christian: Tages-Anzeiger. In: e-HLS, 5. 3. 2012, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/024842/2012-03-05>.
- 36 *Walter Hofer*: recte: Walther Hofer (1920–2013), Ordinarius für Neuere allgemeine Geschichte an der Universität Bern und von 1963 bis 1979 Nationalrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB, 1971 in SVP umbenannt). Bekannt als Experte für totalitäre Herrschaftssysteme und ihre Ideologien und Herausgeber wichtiger Sammelbände (unter anderem Dokumente des Nationalsozialismus, 1957). Gründer der Schweizerischen Fernseh- und Radiovereinigung (SFRV, sogenannter Hofer-Club) gegen die vorgeblich linkslastige Medienberichterstattung. Vgl. Stettler, Peter: Walther Hofer. In: e-HLS, 11. 3. 2014, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/006380/2014-03-11>.
- 38 Die *Zeittafel* ist eine Synopse des Ludwig-Berichts, S. 28–39.
- Hitler in uns*: Picard, Max: Hitler in uns selbst. Erlenbach 1945. Max Picard (1888–1965) war ein deutscher Arzt, der ab 1918 als Schriftsteller im Tessin lebte und kulturpessimistisch-philosophische Werke verfasste. Vgl. Linsmayer, Charles: Max Picard. In: e-HLS, 28. 9. 2010, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/042224/2010-09-28>.
- Lebensgeschichte eines Auschwitzkommandanten*: Die «Memoiren» von Rudolf Höss, der 1947 hingerichtet worden war, wurden erstmals 1958 unter dem Titel *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen* von Martin Broszat herausgegeben. Bereits 1952 war der biografische Roman *La mort est mon métier* von Robert Merle erschienen, der auf den Verhörprotokollen aus dem Kriegsverbrecherprozess gegen Höss und dessen autobiografischen Notizen beruhte. Die deutschsprachige Übersetzung von Merles Werk stammt allerdings von 1957, sodass David im Herbst 1956 die Memoiren von Rudolf Höss noch gar nicht lesen konnte.
- 41 *Léger an der Wand*: Fernand Léger (1881–1955), französischer Maler, Bildhauer, Grafiker, Filmregisseur, Kubist und Kommunist.
- 42 *Eine Kompanie meines Regiments meuterte*: Eine drohende Meuterei von Soldaten und Grenzwächtern 1942 wird in einem Beitrag des *Beobachters* zur nationalrätlichen Diskussion des Ludwig-Berichts im

Januar 1958 erwähnt, der als Quelle dafür den Ludwig-Bericht nennt. Rippmann, Peter: Der Beobachter schweigt nicht. (Zur Januarsitzung des Nationalrates). In: Der Schweizerische Beobachter, 4/1958, 28. 2. 1958, S. 171.

- 43 *Vaterländischen Vereinigung*: Der Schweizerische Vaterländische Verband (SVV) war ein privater rechtsbürgerlicher Verein, der 1919 als Zusammenschluss der im Landesstreik entstandenen Bürgerwehren gegründet wurde und ein exemplarischer Vertreter der 1918er-Rechten war. Der antikommunistische SVV koordinierte die Bürgerlichen bei Wahlen und Abstimmungen, vertrat eine restriktive Ausländer- und Flüchtlingspolitik und unterhielt einen eigenen Presse- und Nachrichtendienst, über den er in enger Kooperation mit staatlichen Stellen seit der Zwischenkriegszeit die politische Linke bespitzelte. Wie Dorothe Zimmermann in ihrer jüngst publizierten Studie zum SVV nachgezeichnet hat, blieben personelle, institutionelle und ideologische Kontinuitäten bis zum Ende des Kalten Krieges und darüber hinaus bestehen, obwohl der SVV 1948 nach einer Bestechungsaffäre offiziell aufgelöst worden war. Vgl. Zimmermann, Antikommunisten als Staatsschützer (Anm. zu S. 21) sowie Thüerer, Andreas: Schweizerischer Vaterländischer Verband. In: e-HLS, 28. 10. 2011, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017416/2011-10-28>.
... *tausendfünfhundert Arbeitsplätze frei*: Es ist unklar, auf welchen historischen Quellen diese Darstellung beruht. Die Beziehungen der Schweizer Rüstungsindustrie zu Hitlerdeutschland waren nicht Untersuchungsgegenstand des Ludwig-Berichts, der sich auf amtliche Quellen und administrative Aspekte konzentrierte und keine ökonomischen Verflechtungen darstellte. Eine eigentliche Aufarbeitung dieses Komplexes erfolgte erst im Kontext der UEK Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Hug, Peter: Schweizer Rüstungsindustrie und Kriegsmaterialhandel zur Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2002 (Veröffentlichungen der UEK Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Bd. 11).
- 45 *Aufstand in Budapest*: Nach dem Tod Stalins im März 1953 und dem Entstalinisierungskurs Nikita Chruschtschows wurde der liberale Reformkommunist Imre Nagy ungarischer Ministerpräsident. Nachdem er im April 1955 einen erneut ausgebrochenen Machtkampf gegen die Altstalinisten unter Mátyás Rákosi verloren hatte, wurde er wieder abgesetzt. Nach dem XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) 1956, an dem Chruschtschow offiziell mit Stalin und dessen Verbrechen abrechnete, musste Rákosi aus Ungarn fliehen und Ernő Gerő wurde Interimsparteichef. In Ungarn

wuchs die Kritik an den herrschenden Kommunisten bis zum Herbst 1956 so weit an, dass ein studentischer Protest am 23. Oktober zu einer Massendemonstration führte und Imre Nagy in der Nacht auf den 24. erneut zum Ministerpräsidenten ernannt wurde. In der Folge löste Nagy den Geheimdienst auf, verkündete das Ende des Einparteiensystems und proklamierte am 1. November Ungarns Neutralität und den Austritt aus dem Warschauer Pakt. Der eigentliche Volksaufstand in Ungarn dauerte vom 23. Oktober bis zum 4. November, an dem die sowjetischen Truppen einmarschierten und eine moskautreue Regierung einsetzten. Die heftigen Kämpfe, in denen die schlecht bewaffneten ungarischen Volkstruppen keine Chance hatten, dauerten offiziell bis zum 15. November 1956.

Nationalisten unter Gomulka: Auch in Polen wird im «Polnischen Oktober» 1956 der lange inhaftierte Kommunist Władysław Gomułka gegen den sowjetischen Willen am 21. Oktober neuer Parteichef.

Kommunistenführer Gerő: Ernő Gerő war interimistischer kommunistischer Parteichef Ungarns. Er gilt als Verantwortlicher für das Einschreiten der sowjetischen Truppen, die auf die ungarischen Demonstranten schossen. Unmittelbar danach wurde Gerő durch János Kádár ersetzt, der bis 1988 1. Sekretär der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei blieb.

47 *Satzungen der Demokratischen Presseagentur:* Dabei handelt es sich um ein Zitat aus einem Parteiprogramm der FDP, das als Ausschnittskopie in das frühe Werkmanuskript T 1 eingeklebt und in dem einzig nach «Eine der vornehmsten Aufgaben» «des Freisinns» gestrichen wurde. T 1, Bl. 288.

48 *Nazi-Prozesse:* Der erste Auschwitz-Prozess fand unter grossem internationalem Interesse 1963–1965 statt, es folgten der zweite 1965/66 und der dritte 1967/68.

Steiger, Minister Frölicher, Globke: Eduard von Steiger (1881–1962) war langjähriger Berner Gross- und Regierungsrat, BGB-Bundesrat und als Vorsteher des EJPD (1941–1951) nach Bundesrat Johannes Baumann für die restriktive Asylpolitik und den Staatsschutz der Schweiz verantwortlich. Vgl. Zürcher, Christoph: Eduard von Steiger. In: e-HLS, 7. 11. 2012, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004645/2012-11-07>. Hans Globke (1898–1973) war Verwaltungsjurist zuerst im preussischen, danach im NS-Reichsinnenministerium und von 1953 bis 1963 als Staatssekretär Konrad Adenauers rechte Hand. Ihm wird eine Mitverantwortung für die Nürnberger Rassegesetze und vor allem die Einführung des «J»-Stempels in den Reisepässen jüdischer

Flüchtlinge vorgeworfen. Vgl. Wirtz, Susanne: Biografie Hans Globke. In: LeMO-Biografien, 15. 2. 2016, www.hdg.de/lemo/biografie/hans-globke.html. Heinrich Rothmund: siehe Anm. zu S. 27; Hans Frölicher: siehe Anm. zu S. 28.

49 *Partei der Arbeit*: Nach der Neugründung im Oktober 1944 gewann die Partei der Arbeit (PdA) zunächst einen gewissen Einfluss, sodass sie 1947 bei den Nationalratswahlen auf 5,1 Prozent und sieben Sitze kam, in der Folge jedoch nie wieder mehr als 2,9 Prozent erreichte. Nach dem Ungarnaufstand kam es zu zahlreichen Austritten aus der PdA und der Schwerpunkt verlagerte sich in die Romandie. Vgl. Studer, Brigitte: Partei der Arbeit (PdA). In: e-HLS, 10. 3. 2017, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017401/2017-03-10>.

55 *Teppich-Vidal*: Es handelt sich hier um eine jener in der *Hinterlassenschaft* relativ seltenen autobiografischen Reminiszenzen Diggelmanns, der von Mitte Januar bis Ende Februar 1953 als Hilfsteppichverkäufer bei der Firma Vidal an der Zürcher Bahnhofstrasse arbeitete. Von der Pro Helvetia sollte Diggelmann im Übrigen zeitlebens keine Fördergelder erhalten.

56 *Gimmer*: Schweizerdeutsch für Gymnasium.

59 *Die Unterhändler kehrten nicht zurück*: Imre Nagy und Verteidigungsminister Pál Maléter wurden mit anderen Angeklagten erst eineinhalb Jahre nach dem Aufstand, am 16. Juni 1958, in einem streng geheimen Prozess verurteilt und hingerichtet.

Suez-Abenteuer: Grossbritannien und Frankreich griffen nach der Verstaatlichung der Suezkanal-Gesellschaft mit ihrem Verbündeten Israel am 29. 10. 1956 Ägypten unter dem prosovjatischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser an. Auf Druck der USA und der UdSSR mussten sie jedoch bereits am 6. November 1956 kapitulieren, ohne ihr Ziel, den Sturz Nassers, erreicht zu haben. Zum selben Zeitpunkt hatte in Ungarn der Kampf gegen die sowjetischen Truppen begonnen.

Alois Hauser: Reales Vorbild für die Figur des Alois Hauser ist Konrad Farner (1903–1974), Schweizer Kunsthistoriker und promovierter Staatswissenschaftler, der bereits 1923 in die Kommunistische Partei der Schweiz (KPS) und 1944 in die neu gegründete PdA eingetreten ist. Er arbeitete als freiberuflicher Lektor, Dozent, Ausstellungsmacher und Publizist, da er während des Kalten Krieges keine feste Anstellung fand. Nach der gewaltsamen Niederschlagung des Ungarnaufstands wurde er mit seiner Familie – mehr oder weniger bis zu seinem Austritt aus der PdA 1969 – eines der zentralen Ziele antikommunistischer Verfemung. Innerhalb der Partei wegen

- seiner nonkonformen Haltung umstritten, wurde «ausgerechnet der unorthodoxeste Marxist der Schweiz [...] zur Inkarnation des Teufels ›Kommunist‹», wie Hugo Loetscher in seinem Essay über Farner 2003 feststellen sollte. Vgl. Loetscher, Hugo: Konrad Farner – ungewöhnliche Stichwörter zu einem ungewöhnlichen Marxisten. In: ders.: Lesen statt klettern. Aufsätze zur literarischen Schweiz. Zürich 2003, S. 188–209, hier S. 200. Ebenso Bürgi, Markus: Konrad Farner. In: e-HLS, 17. 11. 2004, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/022745/2004-11-17>.
- 61 *Stück gelungener Prosa, Literatur*: Wenn hier der Protagonist wie der Autor die historische Quelle zu einem Kunstwerk montiert, reflektiert der Text in einem metanarrativen Kommentar die Problematik der «Ästhetisierung des Unsagbaren» und die Debatte um Adornos Diktum, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben sei barbarisch. *Durch das Beobachtungsfenster*: Die direkten Zitate aus den Aufzeichnungen von Rudolf Höss sind nicht spezifisch markiert und mit Titel versehen wie andere Quellen, was als problematisch angesehen werden kann.
- 65 *Aus dem Bericht Professor Ludwigs*: Dieser Bericht über die grausame Behandlung jüdischer Flüchtlinge und den grassierenden Antisemitismus in den Schweizer Lagern stammte vom Präsidenten der Jüdischen Flüchtlingshilfe in Genf. Der Ludwig-Bericht versteckte die Details zwar ein weiteres Mal in einer langen Fussnote, verwies jedoch auf das «sehr scharf[e]» Urteil über die desaströsen Zustände in Flüchtlingslagern. Ludwig-Bericht, S. 251. *Gott vergib mir meine Schulden*: Das Zitat aus dem christlichen Paternoster wird wie zahlreiche andere biblische Phrasen im Text ironisch gebrochen.
- 66 ... *weil in dem Bewußtsein*: Aeschbacher verweist auf den abrupten Perspektivwechsel von der 3. zur 1. Person Plural und die rhetorische Figur des Anakoluths, die das Paradoxon des «inneren Kollektivmonologs» auch grammatikalisch-syntaktisch widerspiegelt. Aeschbacher, Marc: Vom Stummsein zur Vielsprachigkeit. Vierzig Jahre Literatur aus der deutschen Schweiz (1958–1998). Bern 1998, S. 29.
- 67 *Was ist da passiert?*: Der folgende Dialog zwischen David und Walter Bächtold ist eine Fiktionalisierung von im Ludwig-Bericht aufgeführten Beispielen. Vgl. etwa Ludwig-Bericht, S. 156, S. 201 f., S. 256–258 oder S. 267.
- 70 *Wer ist Frauenfelder?*: Die literarische Figur Frauenfelder trägt eindeutige Züge des Juristen und Wirtschaftsberaters Robert Eibel

(1906–1986), der als Sekretär der Stadtzürcher FDP (1932–1935) wesentlichen Anteil an der Wahlallianz der Bürgerlichen mit rechten Gruppierungen von 1933 hatte und führender Exponent verschiedener rechtsliberaler Vereinigungen war. Vgl. Stauffacher, Ulrich: Robert Eibel. In: e-HLS, 27. 8. 2004, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/006281/2004-08-27>.

Mitglied der Kommunistischen Partei: Die KPS entstand 1921 durch Fusion von Teilen der sozialistischen Linken mit den Altkommunisten und war eine Sektion der Kommunistischen Internationale (Komintern) unter der Führung der KPdSU. Die KPS war gemäss Studer in den 1920er-Jahren zunehmend politisch-ideologisch, finanziell und organisatorisch von der Komintern abhängig und kam auf nationaler Ebene nicht über einen Wähleranteil von 2,6 Prozent (vier Nationalratsmandate) hinaus. Kantonal erreichte sie bis zu 26 Prozent (Schaffhausen 1928), im Basler Grossrat 1929 mit 19,7 Prozent 25 Sitze. Die KPS wurde am 26. 11. 1940 verboten und ging in der im Herbst 1944 neu gegründeten PdA auf. Studer, Brigitte: Kommunistische Partei (KP). In: e-HLS, 20. 5. 2010, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/040168/2010-05-20>.

Beamte der Bundespolizei: Die Bundesanwaltschaft wurde von eidgenössischen Polizeidienststellen wie der 1917 gegründeten Fremdenpolizei unterstützt und war bis in die 1930er-Jahre für die präventive Überwachung auf kantonale Polizeidienststellen angewiesen. 1935 installierte Bundesrat Baumann nach der sogenannten Jacob-Affäre die offizielle Bundespolizei mittels eines «dringlichen Bundesbeschlusses betreffend den Schutz der Sicherheit der Eidgenossenschaft» («Spitzelgesetz»), mit der die Bundesanwaltschaft einen eigenen Fahndungs- und Informationsdienst aufbauen konnte. Vgl. Steffen Gerber, Therese; Keller, Martin: Bundespolizei. In: e-HLS, 27. 1. 2010, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017246/2010-01-27>.

- 71 Der *Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz* diente als Sammelbecken für rechtsbürgerliche, germanophile Kreise, aus denen verschiedene Frontisten und vor allem die sogenannte Eingabe der Zweihundert 1940 hervorgingen. Es gab personelle und administrative Überschneidungen mit anderen rechtsbürgerlichen Gruppierungen wie dem 1939 von Robert Eibel mitbegründeten Bund der Subventionslosen, auch Elefantenclub genannt, und dem dezidiert antisemitischen Gotthardbund. Vgl. Brassel-Moser, Ruedi: Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz. In: e-HLS, 24. 7. 2013, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/045630/2013-07-24>; Senn, Hans: Gott-

- hardbund. In: e-HLS, 13. 9. 2005, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017417/2005-09-13>.
- 72 *Professor Meng*: Ein Internist dieses Namens konnte für diesen Zeitraum nicht identifiziert werden.
Tenor Joseph Schmitt: recte: Joseph Schmidt (1904–1942): Der berühmte österreichische Tenor schaffte im Oktober 1942 nach wiederholten Versuchen den Grenzübertritt in die Schweiz, wo er ins Arbeitslager Girenbad im Kanton Zürich eingewiesen wurde. Wegen einer Halsentzündung ins Kantonsspital Zürich überstellt, ignorierte der Schweizer Chefarzt Alfred Brunner die kardiologischen Probleme und schickte ihn ins Lager zurück, wo er zwei Tage später als «Simulant» an Herzversagen starb. Der Name Brunner wurde weder bei Alfred A. Häslers 1967 noch etwa im Personenartikel im HLS mit dem Tod Joseph Schmidts in Verbindung gebracht. Lukas Hartmanns Romanbiografie über Joseph Schmidt, *Der Sänger* (Zürich 2019), nennt ihn jedoch namentlich ebenso wie der Schmidt-Biograf Alfred A. Fassbind. Vgl. Häslers, Alfred A.: Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945. Zürich 1967, 272 f. Böni, Thomas: Alfred Brunner. In: e-HLS, 13. 1. 2003, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/014307/2003-01-13>. Fassbind, Alfred A.: Joseph Schmidt. Sein Lied ging um die Welt. Zürich 2012, S. 257.
- 73 *Vortrag des Bundesrates von Steiger*: recte: Landsgemeinde. Mit dieser Rede prägte Bundesrat Eduard von Steiger die Metapher vom «stark besetzte[n] kleine[n] Rettungsboot». Ludwig-Bericht, S. 393.
- 74 «*Kanton X*» wird bereits im Ludwig-Bericht nicht identifiziert.
Aus der «Denkschrift eines Obersten»: Der Verfasser der *Denkschrift über Feststellungen und Eindrücke anlässlich eines Aufenthaltes in Deutschland* war Gustav Däniker sen. (1896–1947): Dozent für Militärwissenschaften, Generalstabsoffizier, Bewunderer von General Ulrich Wille und der deutschen Wehrmacht sowie Mitunterzeichner der «Eingabe der Zweihundert». Däniker verfasste das neunseitige Traktat, das lediglich als vervielfältigtes Typoskript verbreitet wurde, nach einem privaten Aufenthalt in Berlin vom 30. April bis 10. Mai 1941. Er wurde im Zuge der «Denkschrift-Affäre» aus der Armee ausgeschlossen und als Hochschuldozent entlassen. Senn, Hans: Gustav Däniker. In: e-HLS, 15. 3. 2005, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/023463/2005-03-15>.
Obersten Frey: Oscar Frey (1893–1945), Kommandant des Infanterieregiments 22, Mitglied der Aktion Nationaler Widerstand, hielt im Winter 1940/41 auf eigene Initiative öffentliche Vorträge zur Stärkung

des Widerstandswillens. Obwohl ihm im Frühjahr 1941 auf deutschen Druck hin ein Redeverbot durch den Bundesrat erteilt wurde, war er ab 1941 Chef der Abteilung Heer und Haus bis zu seinem Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen im März 1942. Oscar Frey wurde während des Zweiten Weltkriegs neben General Guisan gemäss Senn zu einer der wichtigsten Symbolfiguren des Schweizer Widerstands. Senn, Hans: Oscar Frey. In: e-HLS, 9. 1. 2006, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/023700/2006-01-09>.

76 *David Luschnat* war ein deutscher Schriftsteller, der 1933 nach Frankreich und 1934 in die Schweiz flüchtete, wo er als Mittelloser jedoch wieder ausgewiesen wurde und untergetaucht in Südfrankreich überlebte. Der ungleich berühmtere Schriftsteller Joseph Roth (1894–1939), nach dem 30. Januar 1933 ebenfalls nach Paris emigriert, konnte im Exil weiterhin publizieren, starb jedoch 1939 verarmt in einem Pariser Armenhospital. Roth setzte sich für Luschnat beim Zürcher Verleger, Schriftsteller und Journalisten Carl Seelig (1894–1962) ein, der zahlreiche Exilautoren unterstützte und als Vormund und Nachlassverwalter von Robert Walser fungierte.

79 *Chef der Seebacher-Werke*: Die Figuren Walter und Wolf Bächtold und deren «Seebacher-Werke» sind eine augenfällige Referenz auf Emil Georg Bührle (1890–1956) und die Firma Oerlikon-Bührle. Im frühen Werkmanuskript T 1 war der Familienname sogar das Anagramm «Bühler» anstelle von Bächtold und Wolf Bächtold noch Dieter Bühler (vgl. T 1, Bl. 58 und 225). Im Typoskript T 2 wurde eine explizite Passage von Hand gestrichen: «[...] auf den Strassen kaum Autos, oder dann fast ausschliesslich solche mit Holzvergaseren. Bächtold litt keinen Mangel an Treibstoff, er bezog das Benzin von den «Seebacher-Werken», die zur Hauptsache Waffen, geodätische Instrumente und sogar Munition produzierten, in einem Tochterunternehmen Flugzeugmotoren revidierten.» Vgl. T 2, Bl. 7. Emil Georg Bührle, während des Ersten Weltkriegs Adjutant der Deutschen Heers, war ab 1920 kaufmännischer Angestellter bei der Magdeburger Werkzeugmaschinenfabrik, die ihn 1924 nach der Übernahme der Schweizerischen Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon (SWO) als Geschäftsleiter in die Schweiz delegierte. Bührle baute die SWO, deren Alleininhaber er ab 1937 war, seit Mitte der Zwanzigerjahre zu einem führenden Unternehmen nicht nur der Maschinen-, sondern vor allem auch der Waffenfabrikation aus, die unter dem Namen Contraves in Zürich Seebach zum wichtigsten Schweizer Rüstungsunternehmen aufstieg. In erster Linie durch die Waffenexporte, welche von Juni 1940 bis September

1944 ausschliesslich an die deutsche Wehrmacht und deren Verbündete gingen, wuchs das Vermögen Bührles von 0,14 Mio. (1936) auf 178 Mio. Fr. (Geschäftsjahr 1942/43). Die Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon-Bührle wurde nach 1945 zu einem international tätigen Konzern. Vgl. Müller, Ueli: Emil Georg Bührle. In: e-HLS, 8. 6. 2004, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/027701/2004-06-08>; Gmür, Thomas: Oerlikon-Bührle. In: e-HLS, 14. 9. 2010, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/041808/2010-09-14>, sowie Gmür, Thomas: Contraves. In: e-HLS, 4. 3. 2004, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/041809/2004-03-04>.

Dieter ist Wolfs ältester Sohn: Der Sohn Dieter Bührle (1921–2012) war promovierter Jurist, Oberst im Generalstab und Leiter der Oerlikon-Bührle (1964 umbenannt), wurde allerdings 1970 wegen illegaler Waffenlieferungen nach Südafrika und Nigeria vom Bundesgericht verurteilt und von der Armee zur Disposition gestellt. Vgl. Müller, Ueli: Dieter Bührle. In: e-HLS, 18. 12. 2012, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/030947/2012-12-18>.

- 80 «*Evelyn?*»: Diggelmann teilte dem Verleger Peter Keckeis am 20. 5. 1964 brieflich mit, Hans-Ulrich Zbinden, Lektor des Benziger-Verlages, habe vorgeschlagen, «die Evelyn-Story auf zehn Zeilen zusammenzustreichen. Vorschlag einleuchtend.» (SLA-WMD-E-3-B-4-03-a). Dennoch überdauerte die Episode, welche die Widersprüchlichkeit und die sensible Seite des Industriekapitäns Wolf Bächtold spiegelt, sämtliche Korrekturvorgänge.
- 82 ... *ist der Mensch verantwortlich*: So wie zu Beginn des Romans die biblischen Phrasen dekonstruiert werden, mit denen «alles dem Herrn über Leben und Tod in die Schuhe» (S. 11) geschoben werden soll, wird auch die Kollektivschuld auf die Ebene des individuellen Handelns zurückgeholt.
- 83 ... *nur ein Produktionsmittel*: Im frühen Werkmanuskript heisst es noch expliziter: «Für euch Kapitalisten existiert der Mensch auch nur als Produktionsmittel.» T I, Bl. 188.
- 85 *Nicole schreit in Genf*: Léon Nicole (1887–1965): Gewerkschafter und Mitinitiator des Generalstreiks 1918, langjähriger Genfer Grossrat und Nationalrat in Bern, war von 1921 bis 1939 Anführer der Genfer Sozialdemokraten, die sich mit den Anhängern der frontistischen Union nationale von Georges Oltramare Strassenkämpfe lieferten. Am Abend des 9. 11. 1932 führte der Einsatz der Armee gegen eine linke Kundgebung zu 13 Toten und 65 Verletzten. Die «Fusillade de Genève» («Genfer Unruhen») gilt als Höhepunkt des Links-rechts-Konfliktes

in der Schweiz und Vorzeichen des Frontenfrühlings von 1933. Vgl. Cerutti, Mauro: Léon Nicole. In: e-HLS, 9. 11. 2010, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/fr/articles/003879/2010-11-09>, sowie Jeanneret, Pierre: Fusillade de Genève. In: e-HLS, 11. 7. 2007, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/fr/articles/017337/2007-07-11>.

Das waren alles Gedanken: Wenn Walter Bächtold hier auf Alois Hauser verweist, schafft er zugleich einen intratextuellen Bezug zur später wiedergegebenen Rede Hausers wie auch einen intertextuellen zu Konrad Farner. Dieser setzte sich in verschiedenen Schriften wiederholt mit dem Konnex von Christentum, Kapitalismus und Marxismus auseinander, etwa in seiner Dissertation zu *Christentum und Eigentum bis Thomas von Aquin* (1947), in der Abhandlung *Fragen und Frager. Christ und Marxist heute* (1958) oder in der dreibändigen Monografie *Theologie des Kommunismus?* (1969).

88 *Bericht über unschweizerische Umtriebe: Der Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die antidemokratische Tätigkeit von Schweizern und Ausländern im Zusammenhang mit dem Kriegsgeschehen 1939–1945 (Motion Boerlin)* erschien in drei Teilen: 1. Teil: Nationalsozialismus, Bern 28. 12. 1945 (<dodis.ch/13635>), 2. Teil: Faschismus, Bern 17. 5. 1946 (<dodis.ch/54028>), 3. Teil: Kommunismus, Bern, 21. 5. 1946 (<dodis.ch/54029>).

89 *Bundesrat Petitpierre:* Max Petitpierre (1899–1994), Neuenburger FDP-Gross- und Ständerat, der 1944 den umstrittenen Marcel Pilet-Golaz als Bundesrat und Vorsteher des Politischen Departements ablöste. Petitpierre war 1946 für die Wiederaufnahme von diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion und die gleichzeitige Unterzeichnung des Washingtoner Abkommens verantwortlich und vertrat eine strikte aussenpolitische Neutralität (Ablehnung des Beitritts in die UNO, den Europarat und die EWG) bei gleichzeitiger enger ökonomischer Kooperation mit dem Westen im Rahmen der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE). Vgl. Trachsler, Daniel: Max Petitpierre. In: e-HLS, 22. 4. 2014, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/004647/2014-04-22>.

90 *... ein gewisser Tobler:* Robert Tobler (1901–1962), Jurist, war Gründer der Neuen Front, die 1933 mit der Nationalen Front fusionierte. Tobler war einer ihrer führenden Exponenten als frontistischer Zürcher Gemeinderat (1934–1938), Kantonsrat und einziger Nationalrat der Fronten (1935–1939, neben dem Genfer Théodore Aubert von der Union nationale). Härrli, Marianne: Robert Tobler. In: e-HLS, 15. 2. 2012, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006708/2012-02-15>.

91 *Rüstungsaufträge für die deutsche Armee*: Gemäss den Ergebnissen der UEK Schweiz – Zweiter Weltkrieg profitierte die Schweizer Rüstungsindustrie weniger von der Lieferung endgefertigter Waffen und Munition als vielmehr von der Förderung durch die verdeckte deutsche Rüstungsentwicklung und den Know-how-Transfer der in Deutschland verbotenen Kriegstechnologie in die Schweiz, wo diese von den Schweizer Behörden stillschweigend geduldet wurde. Nach Hitlers Machtübernahme 1933 war keine verdeckte Rüstungsentwicklung im Ausland mehr nötig und die Schweizer Rüstungsfirmen gerieten zeitweilig in grössere Turbulenzen. UEK 2002, Kap. 4.2: «Rüstungsindustrie und Kriegsmaterialexporte», S. 205–224.

... *wir hätten es euch Militärs zu verdanken*: Wolf Bächtolds These, es sei nicht der Wirksamkeit der Generalmobilmachung und der Armee, sondern der Rüstungsindustrie zu verdanken, dass die Schweiz verschont blieb, stellte Mitte der Sechzigerjahre zweifelsohne ein Sakrileg dar. Der Bergier-Bericht kommt jedoch zum Ergebnis, dass es mitnichten die privaten exportorientierten Rüstungsbetriebe (Bührle, Hispano-Suiza, Tavoro, Dixi, SIG und die Waffenfabrik Solothurn) waren, welche die Schweizer Armee ausgerüstet haben und denen somit eine zentrale Rolle in der Schweizer Landesverteidigung zugekommen wäre. Nahezu 95 Prozent der Aufträge für die Schweizer Armee wurden in den eidgenössischen Militärwerkstätten und bei Schweizer industriellen und gewerblichen Betrieben in Auftrag gegeben. Vgl. UEK 2002, S. 222 f.

Generalmobilmachung: Die Historiografie spricht von einer 1. Generalmobilmachung auf den 2. September 1939 und von einer 2. Generalmobilmachung auf den 11. Mai 1940 nach Hitlers Angriff auf Frankreich und die Beneluxstaaten. Vgl. Senn, Hans: 1.1. Militärische Lage. Erste Generalmobilmachung. In: e-HLS, 11. 1. 2015, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/008927/2015-01-11/#HErsteGeneralmobilmachung>.

92 *Oberst Abraham Schmid*: Abraham Schmid (1896–1974) war 1940 Oberst und Regimentskommandant an der Südostgrenze Graubündens – und von 1934 bis 1937 Mitglied der Nationalen Front sowie mit seinem gesamten Regimentsstab Unterzeichner der «Eingabe der Zweihundert». Vgl. Bundi, Martin: Bedrohung, Anpassung und Widerstand. Die Grenzregion Graubünden 1933–1946. Chur 1996, S. 77.

Die «*Eingabe der Zweihundert*» (de facto «Eingabe der 173») war eine an den Bundesrat gerichtete Schrift, die eine verstärkte Anpassung an

Nazideutschland und insbesondere die «Ausmerzungen» von Presseorganen und verantwortlichen Personen forderte, die durch «einseitige oder geradezu gehässige Stellungnahme» die Schweiz gefährden würden. Dieses von insgesamt 173 Personen der akademischen, politischen und wirtschaftlichen Elite, darunter 80 Offizieren, unterschriebene Positionspapier vom 15. 11. 1940 löste bei seinem Bekanntwerden 1946 grosse Entrüstung in der Schweizer Öffentlichkeit aus. Dass in der Folge vor allem Militärangehörige und Intellektuelle verurteilt wurden und diese lediglich als Sündenböcke fungierten, trifft gemäss Tanner nicht zu, da die Verurteilten «durchaus zu wichtigen Machtzentren der Schweiz» gehörten. Tanner, Jakob: *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*. München 2015, S. 300. Vgl. Brassel-Moser, Ruedi: *Eingabe der Zweihundert*. In: e-HLS, 7. 5. 2010, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017341/2010-05-07>; zur Quelle siehe «Eingabe der Zweihundert», <dodis.ch/19037>.

Fall von Stalingrad: Die Schlacht von Stalingrad vom Sommer 1942 bis Februar 1943 und die Niederlage der deutschen Wehrmacht waren ein psychologischer Wendepunkt im ganzen Zweiten Weltkrieg.

... den Oststaaten liefern: Die Debatte um den für die Schweizer Aussenwirtschaft unverzichtbaren Handel mit dem kommunistischen Ostblock stellte diesem die moralische Verpflichtung zum antikomunistischen Embargo gegenüber. Insofern war sie zwar den klimatischen Schwankungen des Kalten Krieges unterworfen, wurde jedoch stets vom politischen Diskurs als Beitrag zu einer glaubwürdigen Neutralitätspolitik gestützt. Vgl. Flury-Dasen, Eric: *Kalter Krieg*. In: e-HLS, 26. 11. 2014, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017344/2014-11-26>.

93 *Antikommunismus ist die grösste Torheit*: «... ich glaube, ich bin vor dem Verdacht geschützt, ein Vorkämpfer des Kommunismus zu sein. Trotzdem kann ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt, vor dem Wort Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen, die Grundtorheit unserer Epoche.» Diese Äusserung Thomas Manns stammt aus dem Vortrag *Schicksal und Aufgabe*, den er 1943 in der Library of Congress in Washington gehalten hat und der durchaus kontrovers aufgenommen wurde. Mann, Thomas: *Schicksal und Aufgabe*. In: ders.: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Frankfurt am Main 1960, Bd. 12, S. 934.

94 *Berichte über Massenvernichtungen*: Der Ludwig-Bericht fand es «im Rückblick gesehen [...] nur schwer verständlich», dass die Pressezen-

- surstellen Nachrichten über den Massenmord an den Juden als «unverbürgte Greuelmeldungen» und somit als Kriegspropaganda verboten. Die Schweizer Amtsstellen hätten, so Ludwig, etwa die Proklamation der Vereinten Nationen vom 17. Dezember 1942 über den stattfindenden Genozid ganz im Gegenteil mit der Weisung vom 29. Dezember 1942 zur Verschärfung der Grenzkontrolle beantwortet. Ludwig-Bericht, S. 242. Vgl. auch den Bergier-Bericht, UEK 2002, Kap. 3.2: Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik. Wissen und Handeln, S. 121–131.
- Bericht Professor Ludwigs*: Der Ludwig-Bericht enthält ein eigenes Kapitel über die durchaus kritische Reaktion der öffentlichen Meinung auf die Weisungen vom 29. Dezember 1942. Vgl. Ludwig-Bericht, S. 229–232.
- 95 *GPU*: Objedinjonnoje gossudarstwennoje polititscheskoje uprawlenije (Vereinigte staatliche politische Verwaltung, OGPU), üblicherweise abgekürzt als GPU, war seit 1922 die Bezeichnung der Geheimpolizei der Sowjetunion. Sie ging 1934 im Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (NKWD) auf und war eine Vorgängerin des KGB.
- 96 *Die Behörde verbot ...*: Beim in Klammern gesetzten Hinweis handelt es sich nicht um einen Kommentar Carl Ludwigs, sondern des Erzählers. Der Bericht Rudolf Buchers wurde erst 1967 unter dem Titel *Zwischen Verrat und Menschlichkeit. Erlebnisse eines Schweizer Arztes an der deutsch-russischen Front 1941/42* publiziert.
- Feststellungen im KZ Oranienburg*: Ludwig berichtet, dass sich Bundesrat von Steiger 1955 in einem Rechtfertigungsbrief an ihn selbst auf diese Darstellung Rothmunds berufen habe: «Die in seinem Bericht [i. e. Rothmunds Bericht] über die Berliner Verhandlungen über die damals gemachten Beobachtungen enthaltene Darstellung habe dem Departement in der Folge die Grundlage für die Beurteilung gebildet, wie die Behandlung der Juden in den Konzentrationslagern erfolge. Wenn diese auch nicht besonders schonend gewesen sei, so habe man dem Bericht doch keine Anhaltspunkte für Massenmorde von Juden in Deutschland oder in den unter deutschem Einfluss stehenden Staaten entnehmen können.» Ludwig-Bericht, S. 242 f., Anm. 1.
- 97 *Aufklärungsschrift über die Flüchtlingsfrage*: Quelle Ludwig-Bericht, S. 226 f.
- Weisungen der Polizeiabteilung*: Dieses Zitat aus dem Ludwig-Bericht, S. 229 wird zwar durch Anführungszeichen markiert, aber vom Autor ohne eigentlichen Quellennachweis wiedergegeben.
- 99 *Gedenkfeier für Bert Brecht*: Konrad Farner war zu dieser Zeit Mitglied des PEN-Clubs und hielt in Berlin eine Ansprache *Über die*

- Weisheit in unserm Zeitalter. Die Totenmaske Bertolt Brechts* an der Feier, die das Deutsche PEN-Zentrum zum Gedenken an seinen verstorbenen Präsidenten Bertolt Brecht am 31. 10. 1956 im Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm veranstaltete. ZBZ, NL Farner, 86.6.
- ... *und wohnt an der Usteristraße 11*: Historische Quelle ist ein nicht gezeichneter NZZ-Artikel von Ernst Bieri, in dem dieser die Adresse der Familie Farner an der Mühlebachstrasse 11 in Thalwil veröffentlichte (N. N.: Die Krise in der PdA. In: NZZ, 13. 11. 1956, Morgenausgabe, Bl. 3). Erst 1980 gestand Hugo Bütler, der spätere Chefredaktor der NZZ, ein, dass im Fall Farner «die Grenzlinie liberaler Publizistik überschritten» worden sei. Vgl. Scherrer, Lucien: Stalins Jünger und der Pogrom. In: NZZ, 8. 11. 2016. Ernst Bieri (1920–2003) war promovierter Theologe, 1946–1966 Inlandredaktor der NZZ, 1947–1962 Zürcher FDP-Gemeinderat, 1966–1970 Stadtrat (Finanzvorstand), 1967–1971 Nationalrat. Vgl. Illi, Martin: Ernst Bieri. In: e-HLS, 7. 11. 2019, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/006182/2019-11-07>.
- 100 *Präsident wird Huber-Wenger*: Realer Initiator der «Aktion ‹Frei sein›» war Paul Rütli-Morand, der «Nachtwächter vom Albis» (Frischknecht, S. 570), der heute vor allem als Bildhauer, weniger als Journalist und PR-Berater bekannt ist. Die «Aktion ‹Frei sein›» ging gemäss Frischknecht mit der Aktion gegen Konrad Farner unter. Im NL Farner finden sich zahlreiche Zeitungsartikel und Berichte über Reden von Rütli-Morand, dessen Monatsschrift *Frei Sein. Schweizerische Widerstandsschrift* im eigenen Hochwachtverlag in Langnau am Albis erschien. Vgl. Frischknecht, Jürg et al.: Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch mit Nachtrag 1979–84. Zürich 1987, S. 80 f. und 570 f., sowie ZBZ, NL Farner 13 und 14.6.
- 101 *Manuskript der Rede*: Der Rede Alois Hausers liegt ein *Offener Brief an W. B.* zugrunde, den Konrad Farner ursprünglich an Ernst Bieri, bei der Publikation in der sozialistischen Wochenzeitung *Vorwärts*, dem Organ der Partei der Arbeit, direkt an den NZZ-Chefredaktor und Nationalrat Willy Bretscher gerichtet hat. Vgl. Farner, Konrad: *Offener Brief an Herrn Nationalrat Willy Bretscher*. In: *Vorwärts*, 23. 8. 1957, S. 1.
- 107 ... *im «Neuen Pressehaus»*: Historische Referenz ist primär das 1951 gegründete Pressebüro Dr. Rudolf Farner, das sich vor allem mit Unternehmens- und politischer Kommunikation befasste und den regelmässigen Farner Pressedienst betrieb. Die ein Jahr zuvor errichtete Dr. Rudolf Farner Werbeagentur hatte ihren Schwerpunkt hingegen in

der klassischen Produktwerbung. 1958 wurde Gustav Däniker jun., Sohn des Generalstabsoffiziers gleichen Namens, erster Partner und operativer Leiter der PR-Agentur. Diggelmann war von 1959 bis 1962 Werbetexter und PR-Redakteur bei Farner. Vgl. Frischnecht, Jürg et al., *Unheimliche Patrioten*, S. 198–212.

Delegierte verschiedener vaterländischer Verbände: zum SVV siehe Anm. zu S. 43.

108 *Tauziehen um die weltpolitische Macht*: Der Schweizer Bundesrat teilte, so Flury-Dasen, bis Anfang der 1970er-Jahre die Einschätzung, «dass die Grossmächte die Weltpolitik bestimmten und die Einflussmöglichkeiten der Schweiz als Kleinstaat gering seien». Auch die Geschichtsschreibung fokussierte ein halbes Jahrhundert lang auf diese zentralen Blöcke. Flury-Dasen, Eric: *Kalter Krieg*. In: e-HLS, 26. 11. 2014, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017344/2014-11-26>.

Die Sozialdemokraten verbürgerlichten: Die SPS hatte sich bereits während des Zweiten Weltkriegs und im Kontext der Geistigen Landesverteidigung auch in den Augen der bürgerlichen Parteien zu einem veritablen politischen Partner entwickelt, sodass im Dezember 1943 mit Ernst Nobs der erste Sozialdemokrat in den Bundesrat gewählt wurde. Degen, Bernard: *Sozialdemokratische Partei (SP). 3. Zeit der Weltkriege: Ausgrenzung und Integration*. In: e-HLS, 10. 3. 2017, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017393/2017-03-10/#HZeitderWeltkriege:AusgrenzungundIntegration>.

Russen die Tschechoslowakei bedrängen: 1948 errichteten die tschechoslowakischen Kommunisten unter Klement Gottwald beim sogenannten Februarumsturz eine stalinistische Alleinregierung, die auch nach der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 bis zur Samtenen Revolution 1989/90 an der Macht blieb.

Wahlallianz mit den Faschisten: Im Hinblick auf die zweite Eingemeindung von Aussenquartieren in die Stadt Zürich per 1. Januar 1934, welche die Fläche der Stadt verdoppelte, wurden die Stadt- und Gemeinderatswahlen unter Beteiligung der neuen Stadtkreise auf den 24. September 1933 vorgezogen. Um die Vormacht des Roten Zürichs zu brechen, schlossen sich die bürgerlichen Parteien mit verschiedenen Fronten und Bündnen zu einer Wahlallianz, dem Vaterländischen Block, zusammen. Vgl. Koller, *Frontenfrühling* (Anm. zu S. 20).

110 ... *wieder einmal in Deutschland*: Offensichtlich wird hier die *Denkschrift* von Oberst Gustav Däniker von 1941 referenziert, die wie schon die «Eingabe der Zweihundert» eine Zensur der Presse verlangte, womit eine falsche Datierung vorliegt (vgl. Anm. zu S. 74).

- 111 *In Deutschland 1938 verboten*: Es wird nicht klar, welche Zeitung hier gemeint ist, da die grossen Deutschschweizer Blätter wie die *Neue Zürcher Zeitung*, der *Berner Bund* und die *Basler National-Zeitung* bereits 1934 nach der Berichterstattung über den «Röhm-Putsch» verboten wurden.
 ‹*Neuen Zürcher Zeitung*›, 29. Mai 1933: Der NZZ-Artikel berichtet vom kantonalen Parteitag der Zürcher FDP zum Thema der Zusammenarbeit mit den Fronten. Die Äusserungen stammen von Heinrich-Julius Weisflog, der von 1930 bis 1933 Parteipräsident war. Vgl. Koller, *Frontenfrühling*, S. 38, Anm. zu S. 20.
- 112 ... *mit Hitler ein Konkordat geschlossen*: Hier handelt es sich um eine ironische Referenz auf Rolf Hochhuths Stück *Der Stellvertreter*, das am 20. Februar 1963 unter der Regie des Brecht-Mentors Erwin Piscator am Westberliner Theater am Kurfürstendamm seine Uraufführung erlebte. Die Tumulte bei der Premiere in Basel am 24. September 1963 unmittelbar vor Augen, gibt es im Werkmanuskript T 2 eine längere, letztlich gestrichene Passage zum *Stellvertreter*: «... und als einer sich anmasste zu sagen, auch der Heilige Vater habe geschwiegen, im Namen Gottes des Allmächtigen, und damit er die Brüder in Christo nicht gefährde, da wollten sie ihn steinigen. Und die unsrigen atmen auf und sagen: ‹Wie federgewichtig ist unsere Schuld, im Vergleich mit dem Schweigen der mächtigen Kirche?›» Vgl. T 2, Bl. 3.
- 113 *Theodor Gut* (1890–1953) war ein prägender Führer des Zürcher Freisinns und Nationalrat (1935–1946), der sich für die Abgrenzung von den faschistischen Fronten einsetzte und während der Kriegsjahre für die Verteidigung demokratischer und rechtsstaatlicher Werte und die kulturelle Vielfalt der Schweiz eintrat. Vgl. Huonker, Thomas: *Theodor Gut*. In: e-HLS, 22. 12. 2011, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006350/2011-12-22>.
- 117 *Einen Bürgerkriegsgeneral haben ...*: Diese Anspielung auf den «Vaterlandsretter» Emil Sonderegger überblendet die Fiktion mit dem historischen Zeitungsartikel vom 24. März 1933 (vgl. Anm. zu S. 22).
- 119 *Das rote Zürich!*: Mit den Wahlen von 1928 begann das Rote Zürich, in dem die SP den Stadtpräsidenten stellte und eine Mehrheit im Stadtrat und Gemeinderat besass, teilweise gemeinsam mit den Kommunisten und einem Grütlianer. Vgl. etwa Koller, Christian: *Vor 85 Jahren: Die «Wahlschlacht» um «Gross-Zürich»*. Dokumentation Schweizerisches Sozialarchiv, 9. 1. 2018. (Online-Version)
- 120 ... *sich in Örlikon auf ihrem Weg*: Das Quartier Oerlikon war durch die Maschinenfabrik Oerlikon und nicht zuletzt durch den Rüstungs-

- betrieb Oerlikon-Bührle ein traditionelles Industrie- und Arbeiterquartier.
- 121 ... *der Verjudung der Schweiz*: Das antisemitische Konzept der «Verjudung» spielte im Überfremdungsdiskurs bereits vor 1933 eine wichtige Rolle (vgl. Anm. zu S. 21).
- 123 *Der Pogrom von T.*: Wie Cavely in seiner unpublizierten Lizenziatsarbeit *Die Kunst der Persuasion* nachgezeichnet hat, entstammte der Begriff Pogrom der Rhetorik der Schweizer Kommunisten, die über die Analogie zu den Judenverfolgungen den eigenen Opferstatus konstruiert haben. Diggelmann habe den Terminus unkritisch übernommen und mit der *Hinterlassenschaft* die «Gründungsakte einer <linksoppositionellen Gruppen- und Opferidentität>» geschaffen. Damit nimmt Cavely allerdings selbst (ohne Quellenkritik) eine griffige Formulierung des Historikers Thomas Maissen auf, der in einem NZZ-Artikel den Terminus Pogrom für die «Exzesse» von Thalwil problematisiert hatte. Vgl. Maissen, Thomas: Das «Pogrom von Thalwil». In: NZZ, 6. 11. 2001; Cavely, Gieri: *Die Kunst der Persuasion*. Walter Matthias Diggelmanns Dokumentarroman «Die Hinterlassenschaft» im historischen und literarischen Kontext. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit Zürich 2004, insbesondere S. 101–107.
- 16. November 1956*: Als Titel des Romans war vom Autor lange Zeit *Der 16. November* vorgesehen, was darauf zurückzuführen ist, dass die Ereignisse von Thalwil der eigentliche Schreibanlass waren. Vgl. WMD: *Geschrieben nebenbei. Tagebuch: Gedanken und Geschichten 1963–1968*, SLA-WMD-A-9-01/1, S. 64.
- Fest stehe bloß, daß es sich um eine Linksrevolution handle.*: Dieser Satz wurde in der DDR-Ausgabe gestrichen. Vgl. D 2, S. 143.
- 125 «*Das ändert erst recht nichts ...*» bis «*Mehr hatten sie nicht darüber gesprochen*»: Diese Passage wurde für die DDR-Ausgabe 1967 gestrichen und durch folgenden Absatz ersetzt: «<Was heißt Linksrevolution? Es ist doch ganz klar, daß die alten Faschisten aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen sind.> <Aber es fließt Blut>, hatte sie eingewendet, und er hatte gefragt: <Warten auf Auschwitz?> Mehr hatten sie nicht darüber gesprochen. Sie hatte ihn verstanden. Und er fuhr [...]» D 2, S. 144 f.
- 126 *Das Inserat in der Lokalzeitung*: Aktion «Frei sein» Thalwil: An die Männer und Frauen von Thalwil (Inserat). In: *Anzeiger für den Wahlkreis Thalwil*, 4. Blatt, Freitag, 16. November 1956. Der Text folgt strikt dem Wortlaut des Originals mit minimalen Interpolationen: einerseits der Nomina propria T. für Thalwil, Alois Hauser für Kon-

rad Farner, «kein aufrechter Schweizer» anstelle von «kein aufrechter Thalwiler», andererseits aus rhythmischen Gründen etwa bei «nicht ans Gut, nicht ans Blut gehen» statt «nicht ans Blut und nicht ans Gut» sowie in der Repetition von «Kinder und Frauen» als Stilmittel, während das Original beim zweiten Mal nur «Kinder» nennt. Quelle vgl. ZBZ, NL Farner, 13.1.

Wir werden Dr. Alois Hauser solange: Orthografiefehler im Originalinserat.

- 127 ... *die in Ungarn gemordeten Kinder und Frauen*: Thomas Buomberger spricht in seiner Monografie zur Schweiz im Kalten Krieg von schätzungsweise 2700 getöteten und rund 20000 verletzten ungarischen Opfern sowie 720 toten sowjetischen Soldaten. Buomberger, Thomas: *Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990*. Baden 2017, S. 62.
- 128 *Tell, Winkelried, die Schlacht am Morgarten*: Die Entmythologisierung historischer Helden und Ereignisse, die der Autor hier vornimmt, war 1965 definitiv zu früh, nicht zuletzt weil «im Zuge der Geistigen Landesverteidigung die Nationalmythen bis in die 1960er Jahre hinein eine Renaissance erlebten». Vgl. Capitani, François de: *Wilhelm Tell*. In: e-HLS, 17. 12. 2013, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017475/2013-12-17>.
- 129 *Rufst du, mein Vaterland* ist die ehemalige Schweizer Nationalhymne, die 1961 durch den *Schweizerpsalm* abgelöst wurde.
... *ist es Kaufmann*: Gemäss Nachlass von Konrad Farner war einer der Anführer von Beruf Kaufmann. ZBZ, NL Farner, 15.4.
- 134 *Der Kirchenbote*: Vgl. *Kirchenbote für den Kanton Zürich*: Spezialnummer über Antisemitismus, Nr. 3, März 1964.
- 136 *Teilnehmer des «Jugendfestivals» in Moskau*: Es liegt eine chronologische Inkonsistenz vor, da Kaul am 17. November 1956 noch nicht vom «Krawall» am Bahnhof Enge 1957 berichten kann: Als in der Nacht vom 11. auf den 12. August 1957 eine Schweizer Delegation von den Weltjugendfestspielen in Moskau zurückkehrte, wurde diese am Bahnhof Enge von einigen Hundert Demonstrierenden erwartet. Wiederum unter führender Beteiligung der NZZ und ihres Inlandredaktors Ernst Bieri hatte die «Aktion freier Staatsbürger» unter dem Slogan «Vergiss Ungarn nie!» darüber informiert, dass die «Moskauwallfahrer» mit dem Arlberg-Express um 22.35 Uhr eintreffen sollten. Das «Extra-Empfangskomitee von echten «Schweizern»» (Lutz, S. 65) liess es nicht bei verbalen Attacken bewenden, sondern griff die Reisenden an, verprügelte sie teilweise brutal und zündete ihre Koffer inklusive Inhalt an, während die überforderte Polizei zusah. Vgl. die aktuelle Publikation

- von Lutz, Rafael: Heisse Fäuste im Kalten Krieg. Antikommunistischer Krawall beim Bahnhof Zürich Enge 1957. Zürich 2019.
- 137 *Gespräch mit SS-Offizieren im KZ Oranienburg*: Quelle ist der Ludwig-Bericht, S. 237, Anm. 2. Hier ist dem Autor ein Fehler in der Datierung unterlaufen, der vom Lektorat nicht korrigiert worden ist. Rothmund hatte im Rahmen eines Arbeitsbesuchs in Berlin im Oktober 1942 auch das KZ Oranienburg «besucht», aus dessen Bericht der Autor bereits zitiert hat (S. 96). Die eklatant antisemitischen Äusserungen Rothmunds darin wurden von Ludwig lediglich in einer Anmerkung wiedergegeben: «Beiläufig [sic!] mag in diesem Zusammenhang auch noch ein Passus im Bericht Dr. Rothmund angeführt werden, der – neben den auf S. 117 ff. hievor wieder gegebenen Sätzen aus dem Bericht an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement vom 15. September 1938 – wohl besonders deutlich seine Auffassung über das Judenproblem wiedergibt.» Das Dokument vom 15. September 1938 wird in der *Hinterlassenschaft* nicht zitiert.
- 139 *Fieldling und Dickens zu Protesten*: recte: Henry Fielding (1707–1754): britischer Autor, der mit *The History of Tom Jones* berühmt wurde und für soziale und strafrechtliche Reformen im Sinne der Aufklärung kämpfte. Ein Jahrhundert später thematisierte Charles Dickens (1812–1870) soziale Missstände in seinem Werk.
- 161 *Kommandanten der Kantonspolizei*: Von 1953 bis 1970 war Walter Früh Kommandant der Zürcher Kantonspolizei, mit dem Diggelmann bereits seit den Fünfzigerjahren freundschaftlichen Kontakt hatte.
- 162 «*Die bare Volkswut ...*»: Der euphemistische Gebrauch des Ausdrucks «Volkswut» wird hier sehr deutlich als massgeblich manipuliert und politisch instrumentalisiert entlarvt.
- 164 *Slogan: «Niemals vergessen.»*: Die Aktion «Niemals vergessen», ursprünglich von der Studentenschaft Bern initiiert, war eine der zahlreichen Initiativen, die unmittelbar nach dem sowjetischen Einmarsch in Ungarn entstanden. Sie wurde vor allem bekannt mit der Abgabe von 15000 Zündern für den Bau von Molotowcocktails inklusive Gebrauchsanleitung an die Berner Bevölkerung Ende 1956, um «nicht nur durch ihre Gesinnung, sondern auch durch konkretes Handeln den Wehrwillen des Schweizervolkes und sein Bekenntnis zu Freiheit und Wahrheit zu stärken». Flugblatt zur Verteilung der Zünder, zitiert nach Frischknecht, *Unheimliche Patrioten*, S. 71 (Anm. zu S. 100. Vgl. auch Buomberger, *Schweiz im Kalten Krieg*, S. 65 (Anm. zu S. 127).
- 165 *... es dürfe nicht noch einmal geschehen*: Die zynische Argumentation, man dürfe sich im Fall Ungarn gerade wegen der Kritik an der Flücht-

lingspolitik während des Zweiten Weltkriegs nicht nochmals schuldig machen, war Teil des zeitgenössischen Diskurses. Vgl. dazu etwa Tanner, *Geschichte der Schweiz*, S. 325 (Anm. zu S. 92).

Ausstellung im Helmhaus gestaltet?: Konrad Farner konzipierte im Auftrag des Zürcher Präsidialdepartements eine Ausstellung zur Hundertjahrfeier des Schweizer Bunde staates unter dem Titel *Der Weg der Schweiz. 1748–1848–1948*, die erfolgreich vom 21. 2. bis 25. 4. 1948 im Zürcher Helmhaus gezeigt wurde. Für die Druckgrafik war der Künstler Gottfried Honegger verantwortlich. Lemoine, Serge: Gottfried Honegger [2005, 2011]. In: SIKART Lexikon zur Kunst in der Schweiz, www.sikart.ch/KuenstlerInnen.aspx?id=4000766, konsultiert am 30. 12. 2019.

166 *Sie gehören zur politischen Abteilung:* Die Berichte des Nachrichtendienstes der politischen Polizei, der als eigene Abteilung innerhalb der Kantonspolizei Zürich Ende 1938 etabliert worden war, fanden Eingang in die Fichen der Bundespolizei. Vgl. Kreis, Georg: Staatschutz. In: e-HLS, 27. 2. 2012, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017352/2012-02-27>.

172 *... hatte sich der Polys-Verlag:* Konrad Farner hatte ab 1944 die Reihe *Mensch und Gesellschaft* im Berner Francke-Verlag herausgegeben: Benedetto Croce: *Die Geschichte als Gedanke und Tat* (1944, Bd. 1); Guglielmo Ferrero: *Macht* (1944, Bd. 3); Joseph A. Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. (1946, Bd. 7) sowie den eigenen Band: *Christentum und Eigentum bis Thomas von Aquin*. (1947, Bd. 12). 1950 gab Farner als letztes Werk eine zweite erweiterte Auflage des Schumpeter-Bandes heraus.

Eine richterliche Verfügung zwingt Kaufmann: Das Bezirksgericht Horgen untersagte in einer Verfügung, die Tafel auf dem Grundstück an der Usterstrasse 14 aufzustellen. Vgl. Red.: Es gibt noch Richter in der Schweiz. Eine Niederlage der McCarthysten von Thalwil. In: Vorwärts, 9. 8. 1957.

173 *«Ein Mitglied der Familie Hauser ...:* Im Nachlass Konrad Farner findet sich ein Dokument mit der identischen maschinenschriftlichen Notiz. ZBZ, NL Farner, 14.7.

175 *... der protestantische Pfarrer von T:* Im Nachlass von Konrad Farner befindet sich ein Typoskript von unbekannter Provenienz mit dem Titel *Aus der Predigt von Herrn Pfarrer D. Wachter, Thalwil, 24. März 1957*. Am unteren Rand ist in einer handschriftlichen Notiz festgehalten: «Pfr. Wachter musste kurz darauf Thalwil verlassen.» ZBZ, NL Farner 15.7, Dok. Nr. 19.

- 176 *Liebe Gemeinde: Vergeßt nicht:* Der letzte Abschnitt der Predigt wurde vom Autor stark bearbeitet.
- 177 *Man teilt ihr mit, die Zivilstandsakten:* Ein Dossier mit diesen Unterlagen einschliesslich Rekurs gegen den Gemeinderat Thalwil betreffend Niederlassungsrecht von 1957 findet sich im Nachlass von Konrad Farner. ZBZ, NL Farner, 15.1.
- 187 *K. In drei Wochen sind die Wahlen:* Die Wahlen in den Schweizer Nationalrat fanden im Oktober 1955 und im Oktober 1959 statt. Wenn die erste Nummer der *Zukunft* am 3. Mai 1957 erscheint, ist dieser politische Kontext in jedem Fall fiktiv.
- 190 *Fremdarbeiter, Sizilianer, Spanier:* Die (erneute) Virulenz von Überfremdungsängsten und Fremdenfeindlichkeit in den 1960er-Jahren erfuhreinepolitischeInstrumentalisierungdurchinsgesamtsechsVolksinitiativen zur Limitierung der Zuwanderung bis 1980. Insbesondere das zweite Volksbegehren, die umstrittene Schwarzenbach-Initiative (1970), evozierte eine heftige, rassistisch geprägte öffentliche Diskussion. Skenderovic, Damir: Fremdenfeindlichkeit. In: e-HLS, 5. 5. 2015, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/016529/2015-05-05>.
PS. Emery Reves sagte: Emery Reves (1904–1981) war ein ungarisch-amerikanischer Politologe, Ökonom und Journalist, dessen Schrift *The Anatomy of Peace* (1945; dt. Die Anatomie des Friedens, 1947) die Sicherung des Weltfriedens angesichts der atomaren Bedrohung einzig durch international gültiges Recht postulierte. Reves wurde von namhaften Wissenschaftlern wie Albert Einstein, Politikern und Autoren wie Thomas Mann unterstützt. Vgl. Reves, Emery: Die Anatomie des Friedens. Übertragen aus dem Amerikanischen von Friedrich Fischer. Hamburg 1947, S. 4 f.
- 198 *... wollt ihr den Judenmörder Kaduk:* Oswald Kaduk (1906–1997), Rapportführer im KZ Auschwitz, wurde 1947 von einem sowjetischen Militärgericht zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, jedoch 1956 wieder begnadigt. Im ersten Auschwitz-Prozess 1963–1965 war er mit zwei weiteren «Handlangern» einer der Hauptangeklagten und wurde zu lebenslanger Haft verurteilt und schliesslich 1989 wegen Haftunfähigkeit entlassen.
- 199 *Fragen der Überfremdung:* vgl. Anm. zu S. 21.
- 200 *... kürzlich haben Sie in einigen Zeitungen:* Der folgende Text referenziert als ausführliches Selbstzitat Diggelmanns Kolumne *Feststellungen* in der *Zürcher Woche* vom 23. 10. 1964, die eine Replik auf einen antisemitischen Leserbrief an die Zeitung war. Der aus der Zeitung ausgeschnittene Artikel findet sich aufgeklebt und mit

maschinenschriftlichem Titel ganz am Ende des Manuskriptbuchs T 2, Bl. 271 f.

201 ... *der liberal-freisinnige Jonas Furrer*: Jonas Furrer (1805–1861), Jurist und Politiker, liberaler Bundesrat 1848–1861 und erster Bundespräsident der neuen Bundesversammlung 1848. Vgl. Feusi Widmer, Roswitha: Jonas Furrer. In: e-HLS, 3. 8. 2009, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/003637/2009-08-03>.

... *heute als Quislinge*: Nach dem norwegischen Faschistenführer Vidkun Quisling (1887–1945) zur Bezeichnung eines Nazikollaborateurs. ... *aufgezwungen wurde?*: Gemäss von Salis war es insbesondere der im schweizerisch-französischen Handels- und Niederlassungsvertrag von 1864 ausgeübte politische Druck Frankreichs, der zur Rechtsgleichheit für Schweizer Jüdinnen und Juden führte. Mit der Partialrevision der Bundesverfassung von 1866 beziehungsweise der Totalrevision von 1874 konnten Juden erstmals Wohnort und Beruf frei wählen und ihr religiöses Leben ohne Einschränkungen gestalten. Vgl. Salis, Jean Rudolf von: Die Emanzipation der Schweizer Juden. In: ders.: Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen. Zürich 1968, S. 62–68, hier S. 65. Kaufmann, Robert Uri: Judentum. 3. Der Weg zur Emanzipation. In: e-HLS, 1. 2. 2016, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/011376/2016-02-01/#HDerWegzurEmanzipation281798-187929>.

«*ABC of Scapegoating*» hat Allport: Gordon Allport (1897–1967) war ein amerikanischer Sozialpsychologe, dessen Werk *ABC's of Scapegoating* (Chicago 1948) unter dem Titel *Treibjagd auf Sündenböcke* 1951 auf Deutsch erschien und der als Pionier der Erforschung der *Nature of Prejudice* (1954) gilt.

202 *Unser Schweizer Standpunkt*: Am 14. Dezember 1914 hielt Carl Spitteler im Zunfthaus zur Zimmerleuten in Zürich seine berühmte Rede *Unser Schweizer Standpunkt*, in der er die Schweizer Neutralität beschwor und scharfe Kritik an der deutschen Kriegsführung übte – und damit eine heftige Polemik vor allem in der Deutschschweiz und im Deutschen Reich auslöste. Vgl. etwa Salis, Jean Rudolf von: Der Intellektuelle und die Politik. Zu Carl Spittelers Rede «Unser Schweizer Standpunkt». In: ders.: Schwierige Schweiz, S. 172–184 (Anm. zu S. 201).

... *ich führe an Auschwitz, Bergen-Belsen, Dachau*: Bei allem Pathos, mit dem hier «Auschwitz» als Signatur einer ganzen Epoche aufgeladen zu werden scheint, muss daran erinnert werden, dass zum Entstehungszeitpunkt der *Hinterlassenschaft* nach 18 Jahren Verdrängung 1963 bis 1965 erstmals vor einem deutschen Gericht der erste von

insgesamt sechs Auschwitz-Strafprozessen in Frankfurt am Main stattfand und die «wahre Dimension der NS-Verbrechen» ans Licht der Öffentlichkeit brachte. Vgl. Schulz, Markus: Die Dimension des Grauens. In: Der Spiegel, 21. 12. 2009, www.spiegel.de/geschichte/auschwitz-prozesse-a-948659.html, konsultiert am 3. 11. 2019.

- 211 *Als alles vorbei war*: Das Typoskript T 2 endet noch mit Buchers Todesanzeige. Während der Bearbeitung der Schlusskapitel im Frühling 1965 wurden dem Autor Akten zu einem Presse-Ehrverletzungsprozess von Robert Eibel gegen den VPOD-Redaktor Rolf Kloter zugespielt. Vgl. AfZ, NL Eibel, 41. Diggelmann integrierte dieses «Fazit in Form eben einer Gerichtsverhandlung», wechselte die Namen aus und hatte «in der Tat den Roman, der hat geschrieben werden müssen». WMD an Lütge, Jürgen, 15. 5. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/04. Im Vorabdruck der *Hinterlassenschaft* in der *Zürcher Woche* fehlte wohl aus Platz- und Zeitgründen in der letzten Folge vom 22. Oktober 1965 das ganze Kapitel «Als alles vorbei war ...», womit nicht nur die Passage über die literarischen Gartenzweige wegfiel, sondern auch die als Schluss fungierenden beiden Kapitel «Auszüge aus der schriftlichen Urteilsbegründung» und «Als der Prozess vorbei war ...» im narrativen Niemandsland stehen.

Der keineswegs in vollem Umfang: Die Rede Ulrich Frauenfelders ist ein wörtliches Zitat aus einem Referat des Historikers Walther Hofer (vgl. Anm. zu S. 36) Anfang November 1964, in dem dieser auf einen Eklat am «Tag der Schriftsteller» am 12. September 1964 im Rahmen der Expo 64 Bezug nahm. Dort hatte Diggelmann an einer Podiumsdiskussion über die Funktion der Schweizer Autoren in der Gesellschaft erklärt, es sei die Aufgabe der Schriftsteller, die gesellschaftlichen Institutionen zu «zertrümmern» und restlos «tabula rasa» zu machen. Hofers Originalformulierung hatte gelautet: «Einer dieser literarischen Gartenzweige hat ausgerechnet die Expo als Forum gewählt, um pathetisch auszurufen, es sei die Aufgabe der Schriftsteller, unsere Institutionen zu zertrümmern.» Vgl. Lerch, Fredi: *Muellers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre*. Zürich 2001, S. 249–253 und S. 298–302, sowie Färber, *Protest mit der Schreibmaschine*, S. 116–134.

- 212 *Für den General Schleicher*: Kurt von Schleicher (1882–1934): General der deutschen Reichswehr, Reichskanzler von Dezember 1932 bis zur Ernennung Adolf Hitlers. Von Schleicher wird wie *Erich Klausener* (1885–1934), der als katholischer Zentrumsolitiker erstes prominentes Opfer des Kirchenkampfes zwischen der katholischen Kirche

- und dem NS-Regime wurde, in der Nacht des «Röhm-Putschs» vom 30. Juni auf den 1. Juli 1934 ermordet. Vgl. Pyta, Wolfram: Schleicher, Kurt von. In: NDB 23 (2007), S. 50–52 (Online-Version), sowie Gotto, Klaus: Klausener, Erich. In: NDB 11 (1977), S. 715 f. (Online-Version).
- 213 *Elefantenklub*: vgl. Anm. zu S. 71.
- 214 *Sie stellen mir eine Dokumentation zusammen*: Im Dossier «Eibel vs. Rolf Kloter/VPOD» gibt es eine fünfseitige Beweismittelleingabe vom 22. Mai 1959, die Zeitungsartikel, Broschüren und Manifeste sowie Referenzen für die «eindeutig antinationalsozialistische Haltung des Dr. Eibel» auflistet. Vgl. AfZ, NL Eibel, 41.1.1.
- 218 ... *hundertundvierundvierzig Zeitungsdokumente aus jenen Jahren*: In den Prozessunterlagen Eibel versus Kloter findet sich eine 18-seitige Dokumentation vom 15. Juni 1959, mit der Kloters Anwalt eine insgesamt 162 Beweismittel umfassende Liste von Zeitungsartikeln, Publikationen, Broschüren etc. eingegeben hat. Vgl. AfZ, NL Eibel, 41.1.1.
- 221 *Auszüge aus der schriftlichen Urteilsbegründung*: Es handelt sich hier um ein wörtliches Zitat aus dem Gerichtsurteil vom 8. Juli 1960, wobei im Nachlass Robert Eibel die schriftliche Urteilsbegründung des Bezirksgerichtes Zürich nicht vorhanden ist, jedoch im Urteil des Obergerichts Zürich vom 10. 5. 1961 in extenso zitiert wird. Rolf Kloter wurde in erster Instanz nur in einem Anklagepunkt verurteilt, in den beiden anderen freigesprochen. Nachdem die Beschwerde aber weitergeführt worden war, sprachen in der Folge alle Instanzen bis zum Bundesgericht Kloter in allen Punkten schuldig. Da das Bundesgerichtsurteil vom 20. 12. 1962 stammt, war dieser Umstand dem Autor durchaus bekannt. Vgl. AfZ, NL Eibel, 41.2–41.4.
- ... *mit Ausnahme der Demokraten*: Die Demokratische Partei Zürichs gehörte nach Koller zu den reformbürgerlichen Kräften, die durch aktive Sozialpolitik und Elemente der «Wirtschaftsdemokratie» einen Mittelweg zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus anstrebten. Die Demokraten waren die einzige bürgerliche Partei Zürichs, die 1933 eine Wahlallianz mit den Fronten ablehnten. Vgl. Koller, Christian: Vor 150 Jahren: Die Demokratische Bewegung pflügt den Kanton Zürich um. Dokumentation Schweizerisches Sozialarchiv, 24. 2. 2019. (Online-Version)
- 223 *«Mögen andere von ihrer Schande*: Diese Schlussverse stellen das Motto des Gedichts *Deutschland* (1933) von Bertolt Brecht dar und wurden erst in der Schlussphase der Überarbeitung als Kontrapunkt zum Prolog eingefügt. Vgl. WMD an Otto Best, 11. 5. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/04.

Kapitelstruktur des Romans

David Boller zieht um	11
Aus der Hinterlassenschaft	20
ZEITUNGSBERICHTE	20
Die Front. Zentrales Kampfblatt der Nationalen Front, 29. August 1933	20
Wahlkampfinserrat Stadt Zürich, 1933	21
National-Zeitung, Basel, über die Kundgebung der Nationalen Fronten in Zürich, 23. April 1933	21
Zürcher Volkszeitung über dieselbe Kundgebung	22
Reuven und Marianne Fenigstein-Boller	23
Aus der Hinterlassenschaft	27
DIE FLÜCHTLINGSPOLITIK DER SCHWEIZ VON 1933 BIS ZUR GEGENWART	27
Bericht an den Bundesrat zu Händen der eidgenössischen Räte von Professor Dr. Carl Ludwig (Seite 73)	27
Aus dem Bericht des Chefs der Polizeiabteilung an den Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements	27
Aus einem Brief des schweizerischen Gesandten in Berlin, Mai 1938	28
Aus einem Brief des schweizerischen Gesandten in Berlin, 13. August 1938	28
Aus einem Bericht vom 20. August 1938	29
Der Vorschlag des Chefs der Polizeiabteilung vom 22. August 1938	29
Über das Ergebnis einer Besprechung, die am 2. September 1938 zwischen Dr. Rothmund und dem deutschen Gesandten in Bern, Minister Köcher, stattgefunden hat, liegen zwei Dokumente vor (Bericht Professor Ludwigs, Seite 112)	30
Minister Köcher telegraphierte am 2. September an das Auswärtige Amt Berlin	31
Aus dem Schreiben der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin, 7. September 1938:	31
Rechtsanwalt Dr. Bächtold	32
Zeittafel	36

Davids Traum	36
Dr. W. Bächtold kann sich erinnern	40
Robert Kauls Aufzeichnungen	45
Was Robert Kaul nicht aufzeichnete	50
Aus Robert Kauls Aufzeichnungen	58
David und die Endlösung	60
Aus der Hinterlassenschaft	65
Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 251	65
Die Gebrüder Bächtold	65
Aus Johann Bollers Hinterlassenschaft	73
Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 373	73
Aus dem Vortrag des Bundesrates von Steiger vor der Landgemeinde der «Jungen Kirche» (30. August 1942)	73
Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 319	73
Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrates des Kantons X, 4. Juli 1941 (Bericht Professor Ludwigs, Seite 214)	74
Aus der «Denkschrift eines Obersten», 15. Mai 1941 (nach einem Aufenthalt in Deutschland)	74
Aus einem Brief von Joseph Roth an Carl Seelig, 19. November 1934	76
Die Brüder Bächtold	77
Aus Johann Bollers Hinterlassenschaft	94
Aus dem Bericht Professor Ludwigs, Seite 232	94
Aus dem Bericht Dr. Rothmunds über seine Feststellungen im KZ Oranienburg (Bericht Professor Ludwigs, Seite 243)	96
Die «Aufklärungsschrift über die Flüchtlingsfrage» des Schweizerischen Vaterländischen Verbandes, November 1942	97
Die Weisungen der Polizeiabteilung, 29. Dezember 1942	97
Robert Kaul	98
Aus Robert Kauls Aufzeichnungen	99
Aus Alois Hausers Rede	101
Ulrich Frauenfelder	105
Robert Kaul und Ulrich Frauenfelder	106
Aus dem Privatarchiv Ulrich Frauenfelders	111
Abendblatt der «Neuen Zürcher Zeitung», 29. Mai 1933	111
Robert Kaul und Ulrich Frauenfelder	112
David Boller und Ulrich Frauenfelder	114
«Der Pogrom von T. Ein Modell»	123
Das Inserat in der Lokalzeitung	126
«Der Pogrom von T. Ein Modell»	127

Der Kirchenbote für den Kanton Zürich	134
Aus Robert Kauls Aufzeichnungen und mündlichen Berichten	136
Aus der Hinterlassenschaft Johann Bollers	137
Aus dem Bericht Dr. Rothmunds an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement vom 15. September 1938 über sein Gespräch mit SS-Offizieren im KZ Oranienburg	137
Ulrich Frauenfelders Erfahrung mit einem Juden	138
Aus David Bollers Bericht: Der Pogrom von T.	158
Die Polizei besucht David	166
Andere Genrebilder aus dem Kalten Krieg	169
Robert Kauls Umfragen	182
FRAGEN AN CHEFREDAKTOREN	183
FRAGEN AN POLITIKER	184
FRAGEN AN PARTEISEKRETÄRE	187
Davids «Zukunft»	191
Aus David Bollers Hinterlassenschaft	200
Das Ende der «Zukunft»	205
Als alles vorbei war ...	211
Auszüge aus der schriftlichen Urteilsbegründung der Strafkammer des Bezirksgerichtes	221
Als der Prozeß vorbei war ...	222

Für Dani
(1962–2016)

und Andri

Das Land beim Namen nennen oder Die Tücken der Erinnerung

Margit Gigerl

Diggelmann wirkt heute wie ein fernes Gerücht. In den sechziger und siebziger Jahren gehörte er zu den führenden Schweizer Autoren. Wer weiß das heute noch?¹

Dies fragte sich die Boulevardzeitung *Blick* am 5. Juli 2002, an dem Walter Matthias Diggelmann seinen 75. Geburtstag hätte feiern können. Vom Berner *Bund* über den *Tages-Anzeiger* bis zur *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) gedachte man seiner. Er sei ein «journalistisches Temperament»² (*Tages-Anzeiger*) gewesen, ein «unglaublich produktiver und streitbarer Autor und Zeitgenosse, der weit über das Literarische hinaus grosses Interesse erwecken konnte»³ (NZZ), eine «Art Robin Hood unter den Literaten [...], ein Mann wie aus einer anderen Zeit, ungestüm, rebellisch bis zur Selbstaufopferung, beseelt vom Glauben an eine bessere Welt» (*Blick*).

Mit dem Abschluss der sechsbändigen Werkausgabe (2000–2006), die von der Publizistin und Germanistin Klara Obermüller – Diggelmanns Ehefrau und Nachlassverwalterin – in der Zürcher Edition 8 herausgegeben worden ist, glaubte man auch die «Wiederentdeckung des verstummten Schweizer Autors»⁴ gesichert. Ein «in respektablen Teilen die Zeit überdauerndes (weil diese in ihrer Zwiespältigkeit, auch der des Wahrnehmenden, erhellendes) Werk»,⁵ so Hans-Rüdiger Schwab in den *Schweizer Monatsheften*, sei mit der Werkausgabe zu besichtigen, ein Stück Zeitgeschichte sei im Spiegel seines Werks gemäss Fredi Lerch in der *Wochenzeitung*⁶ wieder zugänglich.

1 Werner, David: Autor Walter Matthias Diggelmann wäre heute 75. In: *Blick*, 5. 7. 2002, S. 13.

2 Stumm, Reinhardt: Er kämpfte mit den Waffen der Literatur. In: *Tages-Anzeiger*, 5. 7. 2002, S. 53.

3 Zingg, Martin: Ein Erzähler, der ein Leben lang um sein Leben erzählt hat. In: NZZ, 5. 7. 2002, S. 38.

4 Baumann, Andrea: Wiederentdeckung des verstummten Schweizer Autors Walter Matthias Diggelmann. In: *Ensuite. Kulturmagazin*, Nr. 15, März 2004, S. 11.

5 Schwab, Hans-Rüdiger: Der Beteiligte. Walter Matthias Diggelmanns literarischer Rang. In: *Schweizer Monatshefte*, Heft 5/6 (2006), S. 53–55, hier S. 55.

6 Lerch, Fredi: Der letzte Liebesdienst. In: *Wochenzeitung*, 22. 6. 2006.

Mehr als ein Jahrzehnt später kann und muss jedoch festgestellt werden, dass die Renaissance ausgeblieben und es still geworden ist um einen Autor, der wohl eine der schrillsten Debatten der Deutschschweizer Literatur der Nachkriegszeit evoziert hatte. Nun impliziert die Rede vom Erinnern und Vergessen die Illusion, «es gebe ein klar begrenztes kollektives Erinnern, aus dem sich dann eben auch die Diagnose *heute vergessen* zwingend ableiten lasse»,⁷ wie Peter von Matt in seiner Festansprache anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Schweizerischen Literaturarchivs 2011 feststellte. Es seien die «leuchtturmähnlichen Figuren» wie Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, so von Matts Hypothese, die als literarischer Kanon die Diagnose «vergessen» legitimierten, während es sich beim literarischen Gedächtnis der Schweiz um einen Vorgang handle, der von einem «komplexen Gefüge unterschiedlicher Instanzen und Akteure, die miteinander untergründig verbunden sind»,⁸ auszugehen habe. Bezeichnenderweise wurde im strahlenden Licht der beiden «Dioskuren» manch ein Autor eskamotiert – wer liest noch Walter Vogt, Otto F. Walter, Jörg Steiner oder Hugo Loetscher, dessen Tod erst eine Dekade zurückliegt? Auch historiografische Überblicksdarstellungen fokussieren zumeist auf diese beiden Garanten einer kritischen Schweizer Literatur, um das Verhältnis von Geschichte und Literatur abzuhandeln.⁹

Im Falle Walter Matthias Diggelmanns dürfte noch etwas anderes hinzukommen, wenn der Autor wie sein Werk wenige Jahrzehnte nach seinem frühen Tod 1979, im Alter von 52 Jahren, nahezu vergessen sind. Selbst eine aktuelle Studie wie *Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990* (2017) von Thomas Buomberger widmet lediglich Diggelmanns Roman *Das Verhör des Harry Wind* (1962) einen Absatz,¹⁰ während *Die Hinterlassenschaft* sogar in deren Bibliografie unerwähnt bleibt, obwohl es sich zweifellos um einen Schlüsseltext für den literarischen Diskurs zum Kalten Krieg handelt.

Diggelmann war in den 1960er- und 1970er-Jahren nicht nur einer der meistgelesenen deutschsprachigen Autoren der Schweiz und einer der wenigen, die vom Schreiben leben konnten, sondern auch einer der politischsten und prononciertesten Repräsentanten der «Littérature engagée» und des sogenannten Nonkonformismus. Dass es um ihn und insbesondere um *Die*

7 Matt, Peter von: Vom literarischen Gedächtnis der Schweiz. Eine Festrede. In: ders.: Das Kalb vor der Gotthardpost. München 2012, S. 157–166, hier S. 160.

8 Ebd., S. 159.

9 Vgl. etwa Mesmer, Beatrix et al. (Hg.): Geschichte der Schweiz und der Schweizer (Basel 1986); Hettling, Manfred et al. (Hg.): Eine kleine Geschichte der Schweiz (Frankfurt am Main 1998); Maissen, Thomas: Geschichte der Schweiz (Baden 2010) oder Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert (München 2015).

10 Vgl. Buomberger, Thomas: Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990. Baden 2017, S. 113.

Hinterlassenschaft ein rätselhaftes (literar)historisches Vakuum zu geben scheint, hat nicht zuletzt mit dieser Zeitgenossenschaft und den spezifischen sozialhistorischen sowie politischen Rahmenbedingungen der Nachkriegsliteratur in der Schweiz zu tun. Der Roman lasse sich «nicht mehr leicht herauslösen aus seiner zeitgenössischen Verflechtung», so Martin Zingg anlässlich des 75. Geburtstags Diggelmanns: «Manches müssen wir uns beim Lesen hinzudenken, anderes gibt die Erinnerung einfach nicht mehr her. Auf vertrackte Weise bleibt er dennoch aktuell.»¹¹

Es gibt keinen homogenen, lediglich einen hegemonialen Erinnerungsdiskurs, in den sich Diggelmann mit *Die Hinterlassenschaft* in einer sehr komplexen Art und Weise eingeschrieben hat. Dieser Gemengelage von literaturhistorischen, gedächtnispolitischen und mentalitätsgeschichtlichen Aspekten nachzugehen, ist die Intention dieser kommentierten Neuausgabe in der Reihe *Schweizer Texte*, die nun, ergänzend zur umsichtigen Werkausgabe in der Edition 8, auch auf die Nachlassmaterialien im SLA zurückgreifen kann.

1. Einer, der um sein Leben erzählt

Als Walter Matthias Diggelmann als zweites uneheliches Kind einer verwaiseten Bauernmagd, die selbst als Verdingkind aufgewachsen war, am 5. Juli 1927 in Mönchaltorf im Kanton Zürich geboren wurde, war ihm eine schwere Kindheit schon in die Wiege gelegt.¹² Zunächst mit seiner Mutter Maria Diggelmann in einem Basler Heim für «gefallene Mädchen» untergebracht, verbringt er anschliessend mehrere Jahre bei einer Pflegefamilie und ist entsprechend der damaligen Rechtspraxis unter Amtsvormundschaft gestellt. Nach der Heirat seiner Mutter mit dem Knecht Jakob Haltiner kommt der Sechsjährige zu seiner protestantischen Familie ins katholische Rhäzüns in Graubünden, wo er mit drei Stiefgeschwistern aufwächst, nach deren Geburt er allerdings – aus materieller Not der grösser werdenden Familie – jeweils wieder für lange Zeit zu Verwandten weggegeben wird.

Das kantonale Gymnasium in Chur, dessen Aufnahmeprüfung er als Fünfzehnjähriger im Sommer 1942 mit Auszeichnung besteht, muss er nach

¹¹ Zingg (Anm. 3).

¹² Dass seine Mutter bereits eine uneheliche Tochter und er eine ältere Stiefschwester hatte, erfuhr Diggelmann nach eigenen Angaben erst mit 25 Jahren. Ein ausführlicher biografischer Abriss findet sich bei Färber, Thomas: *Protest mit der Schreibmaschine. «Splinter der Erinnerung» zu Walter Matthias Diggelmanns öffentlichen Debatten und intellektuellen Interventionen*. Unveröffentlichte Dissertation Universität Luzern, Dezember 2016, S. 54–60 und 74–88, hier S. 55.

vier Monaten wieder verlassen – in erster Linie aus finanziellen Gründen, aber auch wegen mangelnder Unterstützung durch seine Eltern. Als er 1943 bei seinem Onkel in Zürich mit einer Uhrmacherlehre beginnen kann, lässt ihn die Mutter mithilfe seines früheren amtlichen Beistands Emil Reich erneut unter Vormundschaft stellen, um die hohen Kosten für die Spezialwerkzeuge eines Uhrmachers der kommunalen Fürsorge überlassen zu können.¹³

1944 flieht er nach einem Bagatelldiebstahl an diesem Onkel mit einem Freund nach Italien, wo er von der deutschen Wehrmacht aufgegriffen und als Zwangsarbeiter nach Nazideutschland rekrutiert wird. Nach einem Fluchtversuch, der Verhaftung durch die Gestapo und der Inhaftierung in Süddeutschland kehrt der noch nicht 18-Jährige vor Kriegsende wieder in die Schweiz zurück und muss umgehend eine Gefängnisstrafe wegen des begangenen Diebstahls verbüssen. Von März bis Juni 1946 wird er zur psychiatrischen Begutachtung in der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau interniert und als «phantastischer, übertrieben geltungssüchtiger und trotziger Psychopath»¹⁴ klassifiziert – eine zu diesem Zeitpunkt bereits sehr unspezifische und wenig aussagekräftige Sammeldiagnose, die vor allem sozial abweichendes Verhalten wissenschaftlich qualifizieren soll.

Danach schlägt er sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, widmet sich autodidaktischen Studien und ersten schriftstellerischen Versuchen: Bis 1953 hat er nach eigenen Angaben 18 Romane und 12 Theaterstücke geschrieben und wieder vernichtet.¹⁵ Diggelmann ist in den Fünfzigerjahren unter anderem als Teppichverkäufer an der Zürcher Bahnhofstrasse, Regieassistent am Schauspielhaus Zürich, Dramaturg für das Radiostudio Zürich, in der Materialverwaltung des Militärflugplatzes Dübendorf und als Werbetexter tätig, ab 1962 schliesslich ist er freier Schriftsteller und «Geschichtenerzähler».

Das Verzeichnis der ausgeübten Berufe, welches der 35-Jährige angelegt hat, liest sich trotz behaupteter Lückenhaftigkeit abenteuerlich genug:

13 Der Hinweis einer erneuten Bevormundung zu diesem Zeitpunkt findet sich lediglich bei Villain, Jean: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei. In: WA 1, S. 11–35, hier S. 23 f. Klara Obermüller hingegen hält in der biografischen Übersicht im letzten Band der Werkausgabe fest, Diggelmann sei 1945 nach seiner Rückkehr in die Schweiz wieder unter Vormundschaft gestellt worden. Vgl. WA 6, S. 280–283, hier S. 280.

14 WMD: Patientendossier Kantonale Heil- und Pflegeanstalt Rheinau, SLA-WMD-E-4-C-1-a. Psychopathie war als unspezifische Sammeldiagnose nach dem Zweiten Weltkrieg bereits überholt. Vgl. zum Beispiel Kölch, Michael: Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Berlin 1920–1935. Die Diagnose «Psychopathie» im Spannungsfeld von Psychiatrie, Individualpsychologie und Politik, Dissertation Freie Universität Berlin 2006, <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-10733>. Hier vor allem Kapitel 1 zur Begriffsgeschichte.

15 Vgl. WA 6, S. 280.

Gymnasiast, Uhrmacherlehrling, Fremdarbeiter in Hitler-Deutschland, Gefangener, Dieb, Fuhrmann, Hochbauarbeiter, Holzfäller, Kuhhirte, Bundesbeamter bei der Luftwache, Rundfunk-Dramaturg, Lektor, Hausfrau, Public-Relations-Officer, freier Journalist, Weltwoche-Journalist, Jugendroman-Schreiber, Romanzier, Dramatiker, Preisträger, Drehbuchautor für Werbe-, Dokumentar- und Spielfilme, Redakteur eines Bums-Magazins, Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt zwecks Begutachtung durch Psychiater ...¹⁶

Es sind die Praktiken und Implikationen der spezifisch schweizerischen «fürsorgerischen Zwangsmassnahmen», deren wissenschaftliche Untersuchung und öffentliche Diskussion erst in jüngster Zeit erfolgt ist und die auch Walter Matthias Diggelmann zutiefst geprägt haben. Konflikte mit administrativen Akteuren, mangelhafte Schul- und Berufsbildung, Mechanismen der Pathologisierung und der Kriminalisierung sind exemplarisch für dieses düstere Kapitel der Schweizer Sozialgeschichte.¹⁷ Es sind die frühen Verletzungen, die «Wunden, die ihm während Kindheit und Jugend nicht zuletzt von seinen eidgenössischen Mitbürgern geschlagen wurden», dass «dieser Autor ein scharfer Kritiker der Schweiz»¹⁸ werden musste, wie der Nachruf in der bundesdeutschen Wochenzeitung *Die Zeit* am 7. Dezember 1979 resümierte. Auf den Status des Aussenseiters antwortete er mit dem Streben nach Integration und Reputation, sodass er 1953 für kurze Zeit sogar Mitglied der Stadtzürcher FDP wurde – was bei dem vorgeblich notorischen Kommunisten doch einermassen überraschen mag.¹⁹

Es gehört zu den zentralen Topoi von Diggelmanns Werk wie seiner Rezeption, Schreiben als «Notlösung»²⁰ und Literatur als «Waffe»²¹ anzusehen. Diese war für ihn, abgesehen vom ordnungsstiftenden und kathartischen Potenzial, vor allem die «Möglichkeit, innerhalb der Gesellschaft, ohne allzu starken Friktionen ausgesetzt zu werden, bestehen zu können», wie er 1959 in der *Weltwoche* freimütig bekannte.²² Noch in dem wenige Monate vor seinem

16 WMD an Werner Oehlschläger, RIAS Berlin, 7. 2. 1962. In: WA 6, S. 132.

17 Ende 2019 wurde mit neun Einzelstudien und dem *Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Administrative Versorgungen* (allesamt im Chronos-Verlag) eine wissenschaftliche Synthese vorgelegt, auf deren Grundlage die weitere Erforschung und politische Diskussion erfolgen soll. UEK Administrative Versorgungen (Hg.): *Organisierte Willkür. Administrative Versorgungen in der Schweiz 1930–1981. Schlussbericht*. Zürich 2019 (Veröffentlichungen der UEK Administrative Versorgungen, Bd. 10 A).

18 Red.: Walter Matthias Diggelmann. *Zeitmosaik*. In: *Die Zeit* 50/1979, 7. 12. 1979.

19 Vgl. Briefwechsel mit der FDP der Stadt Zürich 1953/54: Brief WMD vom 19. 8. 1953, SLA-WMD-B-1-FREI, und das Antwortschreiben der FDP vom 27. 10. 1953, SLA-WMD-B-2-FREIS.

20 WMD: Spaziergänge auf der Margareteninsel. In: WA 2, S. 197–231, hier S. 206.

21 WMD, Spaziergänge, WA 2, S. 230.

22 WMD: Auskunft eines jungen Schriftstellers. In: *Die Weltwoche*, 18. 9. 1959.

Tod entstandenen Prosatext *Spaziergänge auf der Margaretinsel* lautete seine Lebensbilanz: «Nein, ich hatte nicht Schriftsteller werden wollen, ich hatte nur ein geachteter Bürger meines Landes werden wollen. Das war meine einzige Sehnsucht gewesen und mein einziger Ehrgeiz.»²³

Dass er den Teufelskreis von sozialer Ächtung und Devianz überhaupt durchbrechen konnte, verdankte er dem Zur-Sprache- und Zur-Schrift-Kommen, der Geburt des Schriftstellers Diggelmann als Zufall und als Willensakt: «Mir ist die Schriftstellerei <zugefallen>, wie ein Rettungsring einem Ertrinkenden zufällt oder zugeworfen wird.»²⁴ Nach Kriegsende habe er in Zürich einen entfernten Bekannten getroffen und eine Nacht lang von seinen Erlebnissen berichtet. Am Ende habe dieser dem Achtzehnjährigen erklärt, er sei ein geborener Schriftsteller und solle alles aufschreiben, worauf er unverzüglich das Quartierbüro in der Zürcher Enge aufgesucht und die Identitätskarte zur Änderung seines Berufes vorgelegt habe. Der Beamte auf der Einwohnerkontrolle «nahm seinen Federhalter und sein Lineal, strich das Uhrmacherlehrling durch und setzte Schriftsteller hinzu»:²⁵

Und so war ich, so bin ich Schriftsteller geworden, ohne eine Ahnung zu haben, wie man auch nur eine kleine Geschichte erfindet oder schreibt. Aber ich baute darauf, dass meine Geschichte, so wie ich sie in der Nacht erzählt hatte, stark genug sein würde, dass ich damit auskommen würde, ein Leben lang.²⁶

Seine Geschichte(n) reichten aus. Von seinen literarischen Anfängen Ende der 1940er-Jahre bis zu den letzten, postum veröffentlichten Texten erzählte er seinen Leserinnen und Lesern wie sich selbst die «Geschichten zu meinen persönlichen Erfahrungen»²⁷ in immer neuen Variationen. Diese formten eine Schreibweise, die zwischen den Polen von autofiktionaler Camouflage und sozialkritischer Dokumentarliteratur changierte. Neben den klassischen literarischen Genres – Romanen, Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten –²⁸

23 WMD, *Spaziergänge*, WA 2, S. 206.

24 WMD: *Wie frei ist ein freier Schriftsteller*. In: WA 6, S. 27–37, hier S. 30.

25 WMD, *Spaziergänge*, WA 2, S. 216.

26 Ebd.

27 WMD: Walter Matthias Diggelmann. In: Bloch, Peter André, Hubacher, Edwin (Hg.): *Der Schriftsteller in unserer Zeit*. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Bern 1972, S. 100–103, hier S. 100. Diese wiederholt verwendete Phrase referiert auf Max Frischs Roman *Mein Name sei Gantenbein*: «Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte seiner Erfahrung ...». In: Frisch, Max: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*, Bd. V: 1964–1967. Frankfurt am Main 1998, S. 8.

28 WMD publizierte zu Lebzeiten, je nach Gattungsdefinition, u. a. 13 Romane, mehrere Erzählbände, das Krankheitsstagebuch *Schatten*, ein Drama sowie das «Lesebuch» *Feststellungen* mit journalistischen und autobiografischen Texten im Zürcher Rotpunktverlag 1978.

Abb. 1: Walter Matthias Diggelmann, um 1965 (Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Diggelmann).



Abb. 2: Walter Matthias Diggelmann, um 1965 (ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Comet Photo).



verfasste Diggelmann Hunderte journalistischer Texte²⁹ sowie zahlreiche Beiträge zu neuen medialen Formen wie Radiosendungen, Hörspiele, Film- und TV-Drehbücher und Fernsehspiele.

Diggelmann war einer, der stets «seine eigene Haut zu Markte»³⁰ getragen hat, einer, «der immer und überall seine ganze Person eingesetzt hat»,³¹ so Peter Bichsel in seinem Nachruf: «Nicht nur sein Schreiben hatte Bedeutung, sondern auch sein Handeln, sein Tun, sein Sich-Verschwören und Sich-Engagieren.» Diggelmann sei «eine eigenartige Erscheinung in der Schweizer Literatur» gewesen, «ein Mann, der fast nichts anderes kannte als schreiben, schreiben, schreiben. [...] Schreiben, Reagieren, da sein, auf den Boden stampfen, eine Stimme haben – das war Diggelmann».³²

Der Topos vom Autor, der «von Anfang an um sein Leben erzählt»,³³ benennt zugleich sehr genau Diggelmanns *posture littéraire*, seine «Selbstkonstruktion inner- und ausserhalb des Diskurses».³⁴ Der Rebell und *poète maudit* gehören ebenso zu dieser Autorschaftsinszenierung wie das *Enfant terrible* und die Attitüde des *épater le bourgeois*, die er mit konkreten politischen und sozialhistorischen Bezügen zur Schweizer Gegenwart füllte.³⁵ Dabei konnte es für ihn «zwischen staatsbürgerlichem Engagement und dem schriftstellerischen in Wirklichkeit keine Kluft geben»³⁶ – eine Haltung, aus der heraus auch *Die Hinterlassenschaft* entstanden ist.

29 Thomas Färber verzeichnet in seiner umfassenden Bibliografie rund 550 Zeitungsartikel. Färber (Anm. 12), S. 711–728.

30 Diese proverbiale Formel taucht in den verschiedensten Texten auf, vgl. zum Beispiel WA 6, S. 20 f.; Brief an Ernst Bieri, 13. 12. 1965, WA 6, S. 166.

31 Bichsel, Peter: Weiter lesen. In: Luzerner Neueste Nachrichten, 7. 12. 1979.

32 Ebd.

33 Muschg, Adolf: Erinnerung an Walter Matthias Diggelmann. In: Das Konzept, Nr. 12, Dezember 1979. Ebenso Zingg (Anm. 3).

34 Jérôme Meizoz definiert den Begriff des Posturalen – im Rückgriff auf Pierre Bourdieu beziehungsweise Alain Viala – als «singuläre Weise, eine objektive Position innerhalb eines Feldes zu besetzen, die selbst wiederum durch soziologische Parameter eingegrenzt wird» und die sich der Autor «über verschiedene Modi der Darstellung seiner selbst und seiner postures» «erspielt oder erstreitet». Jérôme Meizoz: *Die posture* und das literarische Feld. Rousseau, Céline, Ajar, Houellebecq. In: Joch, Markus et al. (Hg.): *Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Tübingen 2005 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 108), S. 177–188, hier S. 177.

35 Vgl. etwa den Bericht von C. C. (Charles Cornu) über den Auftritt Diggelmanns in der *Berner Junkere* 37 am 27. 11. 1964. Cornu, Charles: *Zirkus Diggelmann*. In: *Der Bund*, 30. 11. 1964, zitiert nach Lerch, Fredi: *Muellers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre*. Zürich 2001, S. 300.

36 Bloch, Hubacher (Anm. 27), hier S. 103.

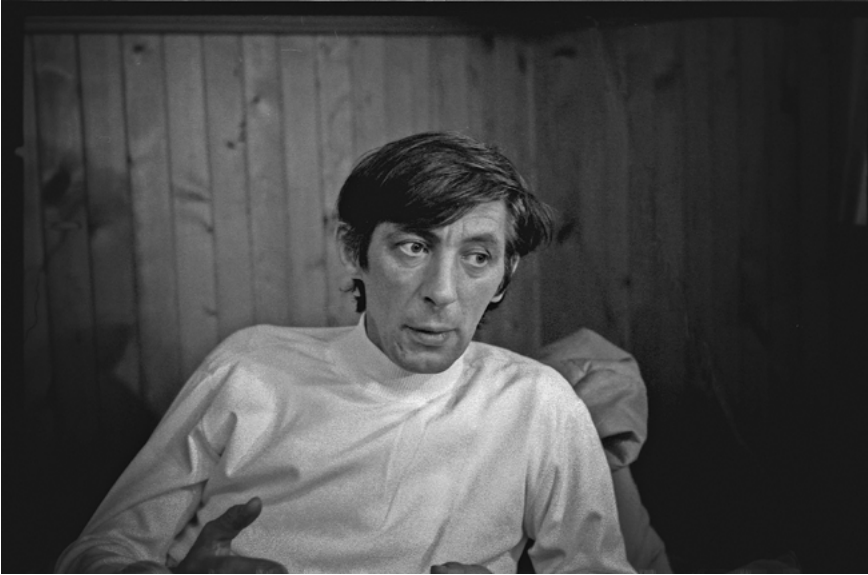


Abb. 3: Walter Matthias Diggelmann, 1971 (Foto: Jeanne Chevalier).

2. Das Ringen mit Stoff und Form

Der Anstoss zum Buch sei eigentlich von aussen gekommen, so der Autor in einem Interview im September 1965 mit Paul Ignaz Vogel für dessen Zeitschrift *Neutralität*. Eines Abends wurden im Freundeskreis «einmal mehr die Zusammenhänge zwischen Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Antikommunismus und Nationalismus» diskutiert, und jemand habe die «haarsträubende Geschichte einer antikommunistischen Aktion gegen einen prominenten Marxisten in einer mittelgrossen Industriegemeinde des Kantons Zürich» erzählt.

Ich begab mich also in den nächsten Tagen zu diesem Marxisten und liess mir die Geschichte dieser Verfolgung nochmals erzählen, liess mir die umfangreiche Dokumentation, die der Verfolgte gesammelt hatte (Briefe, Zeitungsartikel, Inserate, Flugblätter, Polizeimeldungen, Strafklagen, Fotos etc. etc.) aushändigen, ging damit nach Hause und studierte das Material. Nun interessierte mich in der Folge nicht bloss der äussere Ablauf einer solchen Aktion, dieses eigentlichen Pogroms, sondern ich ging darauf aus, die Hintergründe zu entdecken, die Drahtzieher kennenzulernen. [...] Ich entdeckte eine mir bisher unbekannte Schweiz, ich trat

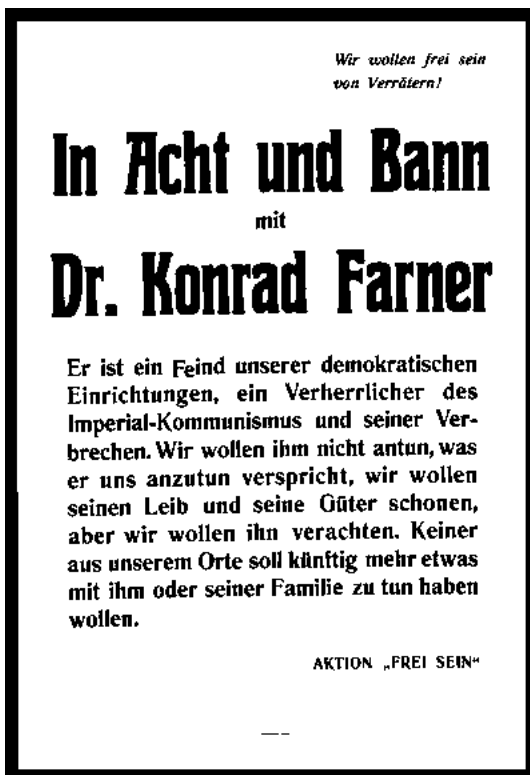


Abb. 4 Die Dokumentation Konrad Farners – wie dieser Flyer der «Aktion ›Frei sein›» – ist im Nachlass in der Zentralbibliothek Zürich überliefert (ZBZ, NL K. Farner 13).

plötzlich eine Hinterlassenschaft an, die mich bestürzte, ratlos machte, und in den folgenden Monaten tat ich genau das, was nun im Roman mein Held David tut.³⁷

Der 21-jährige David Boller, Protagonist der fingierten Rahmenhandlung, muss beim Tod seines Vaters Johann Boller im Jahr 1956 erkennen, dass dieser in Wirklichkeit sein Grossvater war, dessen Tochter Marianne – Davids Mutter – kurz vor der nationalsozialistischen Machtergreifung den Deutschen Reuven Fenigstein geheiratet hat. Während David von seinen Schweizer Grosseltern gerettet werden kann, werden seine Mutter, der jüdische Vater und dessen Eltern an der Schweizer Grenze abgewiesen und zurück in den Tod geschickt. Im Nachlass des Grossvaters, eines ehemaligen Kommunisten, entdeckt er eine Sammlung von Zeitungsausschnitten, Briefen, Abschriften

37 WMD: Die Hinterlassenschaft. Gespräch mit Paul Ignaz Vogel. In: Neutralität 9 (1965), S. 16–18, hier S. 17.

Aus dem Bericht Prof. Ludwigs: 43

282

- vorläufig aufgenommen worden sind. Er lässt ferner ohne weiteres Flüchtlinge zurückweisen, die der Grenzbehörde oder ihm falsche Angaben über wesentliche Punkte gemacht haben oder die die Aussagen verweigern, oder die Geld oder Wertsachen zu verheimlichen versuchen, oder die sich sonst in schwerwiegender Weise unkorrekt verhalten haben. Über jede solche Rückweisung ist auf dem Dienstweg Rapport zu erstatten (vgl. I, 4).
2. Der Polizeioffizier des Territorialkommandos verfährt im übrigen nach den ihm erteilten Befehlen. Er sorgt namentlich für sorgfältige protokollarische Einvernahme, Ausfüllen der Fragebogen der Polizeiabteilung, ärztliche Untersuchung und ordnet das weitere an (Einweisung in ein Auffanglager). Er meldet unverzüglich alle nicht zurückgewiesenen – wie auch die erst im Landesinnern aufgegriffenen – Flüchtlinge wie bisher der Polizeisektion der Abteilung Nachrichten- und Sicherheitsdienst des Armeekommandos zuhanden der Polizeiabteilung.
 3. Die Polizeiabteilung behält sich vor, ihrerseits nach Überprüfung der einzelnen Fälle Rückweisung von vorläufig aufgenommenen Flüchtlingen anzuordnen.

III. Die Reaktion der öffentlichen Meinung auf die Weisungen vom 29. Dezember 1942

Die durch die Weisungen vom 29. Dezember bedingte, erneut eingeschränkte Zulassungspraxis löste in der Öffentlichkeit wiederum eine heftige Kritik aus. Beanstandet wurde insbesondere abermals die Vorschrift, wonach Flüchtlinge aus Rassegründen nicht als politische Flüchtlinge zu behandeln und daher – im Gegensatz zu den am 26. Oktober getroffenen Anordnungen – regelmässig zurückzuweisen waren.

Diese Reaktion war nach dem, was man heute weiss, durchaus verständlich; denn die von Hitler in Reden an den Parteigründungsfeiern vom 30. Januar 1941 und 30. Januar 1942 sowie in der Neujahrsbotschaft 1942 erneut ausgesprochene, vom Propagandaminister Goebbels mehrfach wiederholte Androhung einer systematischen Ausrottung der Juden befand sich damals seit Monaten bereits in vollem Gang.

Hierüber liegen auch Bestätigungen einwandfreier schweizerischer Augenzeugen vor.

So hat dem Verfasser ein Teilnehmer an der ersten schweizerischen Ärztemission nach dem Osten, Dr. med. Rudolf B. in Zürich, folgendes berichtet:

«Im Januar 1942 in Smolensk, Lazarett Nord, erklärte mir der Chefarzt (Hauptmann Wagner), dass es von Jahr zu Jahr schlechter und bedenklicher zugehe, indem immer mehr Juden auf die bestialischste Art umgebracht würden, und zwar weniger durch Massenerschiessung (wie im Ghetto von Minsk 7000 Juden durch Maschinengewehrfeuer), sondern durch Vergasung in Gaskammern und Verbrennung der Leichenmassen in riesigen Krematorien. Er wusste auf

(Die Behörde verbietet die weitere solche
Berichterstattung öffentlich zu wieder
44

Abb. 5: Manuskriptseite der zweiten, späteren Fassung T2 mit einer aufgeklebten Seite aus dem Ludwig-Bericht (Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Diggelmann, SLA-WMD-E-1-a-4-i, Blatt 43).

Aus einem Brief an einen Juden vom 9. 8. 1963: «Ich war sonst immer ein Gegner vom Nazi-Regime, jedoch gibt es Zeiten, wo ich wünschte, dass Adolf noch so lange sein Reich hätte erhalten können, bis alle Juden verheizt gewesen wären.»

Aus einem Brief eines «echten Eidgenossen im Sinne unserer Altvorderen» (1963): «Es geht vor allem um unseren christlichen Staat, der christlich bleiben soll und für den die paar Tausend Juden gefährlicher sind als die 500 000 Italiener, weil die Juden uns ihren Willen aufzwingen wollen. In der grossartigen Bundesverfassung von 1848 war noch keine Rede von einer Gleichberechtigung der Juden, nur unter dem massiven Druck des Auslandes wurde sie mit kleinem Mehr angenommen.»

Ein Zürcher Hausbesitzer erklärte wörtlich: «Hunde und Juden dulde ich nicht in meinem Haus!» (In zwei weiteren bekannten Fällen wurde der Mietvertrag wieder zurückgeschickt, als bekannt wurde, dass die neuen Mieter Juden waren, respektive gewesen wären.)

Eine Frau klagte, nun hätte sie endlich einen guten Spezialarzt gefunden, der ihr helfen könne. Nun habe aber ihr Mann verboten, ihn zu konsultieren, da er Jude sei.

Ein christlicher Vertreter einer jüdischen Firma sagte bitter, dass man ihn in «guten, alten Zürcher Firmen» abweise mit den Worten: die Ware sei gut, aber man kaufe prinzipiell nicht bei Juden.

Eine Spettfrau bekam — natürlich anonym — auf ihre Bewerbung um eine Dauerstelle die Antwort: «Sie kommen natürlich für uns nicht in Frage, nachdem Sie acht Jahre bei Juden gearbeitet haben.»

Wann verschwindet in der Schweizer Armee endlich der Ausdruck «ügstampfte Jud» für die Fleischkonserven? — Das Oberkriegskommissariat schreibt: «Wir werden uns bemühen, eine Lösung zu finden, um dieser Unsitte entgegenzuwirken.» Wir bitten auch unsre Leser dafür zu sorgen, wo sie können. — Wie verbreitet dieser Ausdruck ist, zeigt folgendes: Im russischen Film «Die Ballade vom Soldaten» wird zweimal eine Szene gezeigt, wie ein Wachtsoldat von einem andern eine Büchse Fleisch einhandelt. Beide Male wurde im Untertitel von «eingestampften Juden» geschrieben. Der original russische Ausdruck sprach von «geschmortem Fleisch».

Ein jüdisches Kind kommt weinend nach Hause. Auf der Strasse hat man ihm nachgerufen: «Jud, Jud, i hank di an e Stud.» — In einem Prozessbericht wird ein Angeklagter als «typischer polnischer Jude» hingestellt. (Ich habe noch nie von einem «evangelischen» Dieb gelesen.)

Bei einem bekannten, bedeutenden Juden Zürichs wurde letzthin mitten in der Nacht mehrmals angeläutet und ins Telefon gebrüllt: «Juda, verrecke!» und sofort wieder aufgehängt.

Für die einen sind die Juden «Erz-Kommunisten», für die andern «Erz-Kapitalisten».

Vor mir liegen Ausschnitte von antisemitischen Äusserungen in Schweizer Zeitungen der letzten Jahre. Angefangen beim «Thurgauer Bauern» und dem «Vaterland» bis zum «Blindenfreund» und den «Guten Schriften». In den meisten Fällen entschuldigten sich die Redaktionen und hatten den Antisemitismus gar nicht bemerkt. Und das ist das Schlimmste an der ganzen Sache: der schlechende, unbeabsichtigte und unbemerkte Antisemitismus.

Leider sind auch die sonst guten «Geschichten der Heiligen Schrift» des verdienstvollen Sonntagsschulwärters Gottfried Fankhauser nicht frei von Judenverunglimpfung. So heisst es etwa bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft (Bd. 2, S. 398): «Es gab schon damals echte Juden, die zufriedener waren, wenn sie recht viel Geld erwerben konnten.» — Bei der Geschichte von Judas heisst es, nachdem seine Machenschaften beschrieben wurden: «Er war sicher ein Händler, wie heute so viele Juden.» Dabei fehlt im Wortschatz des Alten Testaments ein Wort für Händler. — Wäre es nicht Aufgabe des Sonntagsschulverbandes, diese Stellen zu korrigieren?

2

Abb. 6: Aufgeklebter Beitrag aus dem Kirchenboten für den Kanton Zürich, März 1964 (Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Diggelmann, SLA-WMD-E-1-a-4-i, Blatt 103).

von Polizeiakten und Berichten aus den 1930er- und 40er-Jahren,³⁸ eine «Hinterlassenschaft», die David mit seiner im Alleingang produzierten Zeitschrift *Die Zukunft* antreten und deren Wahrheit er bis zu seinem Tod verbreiten wird.

In diesem Kontext trifft er erstmals auf die Namen des Juristen Walter Bächtold, der die Adoption Davids durch seinen Grossvater durchführte, und vor allem auf den von Ulrich Frauenfelder, ebenfalls Jurist, Inhaber der rechtsliberalen Demokratischen Presseagentur – und Sekretär: «Sekretär der Bürgerpartei, Sekretär der ständigen Kommission für Fragen des Flüchtlingswesens, Sekretär des Zentralbundes der Vaterländischen Vereine» (S. 70). Dieser Frauenfelder ist, wie David einem Brief Johann Bollers an seine Tochter Marianne von Ende 1938 entnimmt, «einer der Hauptverantwortlichen für das Zustandekommen dieser unmenschlichen Haltung» jüdischen Flüchtlingen gegenüber, einer, «der systematisch Fremdenhaß schürt, Antisemitismus, Antisozialismus predigt, wo immer er kann» (S. 26).

Da er die für den Tod seiner Eltern Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen möchte, lässt sich David von Frauenfelders rechter Hand Robert Kaul als Mitarbeiter für die Presseagentur engagieren, klärt diesen jedoch von Beginn an über seine Intentionen auf. Kaul ist es auch, der ihn auf die zeitgeschichtlichen Ereignisse rund um das «Pogrom von T.» hinweist: Unmittelbar nach dem Ungarnaufstand und dessen blutiger Niederschlagung durch sowjetische Truppen im Spätherbst 1956 herrscht in der Schweiz eine antikommunistische Empörung, die sich unter anderem in der schikanösen Verfolgung des kommunistischen Kunsthistorikers Dr. Alois Hauser und seiner Familie in der Industriestadt T. äussert. David, von Kaul über die geplanten «Massnahmen» informiert und nach T. geschickt, beobachtet eine von verschiedener Seite aufgehetzte Menge, die bei einem Fackelzug gewaltsam in das Haus der Familie Hauser einzudringen und dieses in Brand zu setzen versucht. Davids Bericht in der ersten Nummer der *Zukunft* schildert dieses «Pogrom von T.» modellhaft und identifiziert als einen der hauptverantwortlichen Manipulatoren dieser «Aktion «Frei sein»» Ulrich Frauenfelder, der zugleich eine zentrale Rolle in der frontenfreundlichen bürgerlichen Politik der 1930er-Jahre und der restriktiven Haltung gegenüber jüdischen Flüchtlingen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs spielte.

Als David im Dorfgasthaus *Ochsen* in der kleinen Landgemeinde E. darauf besteht, dass auch die Schweizer eine unbewältigte Vergangenheit hätten und die Geschehnisse in T. nur deshalb möglich gewesen seien, weil «bei uns

38 Der sogenannte Ludwig-Bericht, der eine zentrale dokumentarische Funktion hat, wird als solcher hier nicht erwähnt, sondern ist als Quelle der verschiedenen Dokumente anzusehen.

noch der gleiche Geist vorherrscht wie in den Dreißiger und Vierziger Jahren» (S. 208), kommt es zu der für ihn tödlichen Auseinandersetzung, die von den Zeitungen unter der Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen» euphemistisch als «Wirtshausschlägerei mit tragischem Ausgang» (S. 210) verbucht wird.

Walter Matthias Diggelmann hat gut zwei Jahre mit seinem Stoff und insbesondere mit einer adäquaten Form gerungen. Nachdem er im Frühling 1963 von den Ereignissen in Thalwil erfahren hatte, sollte in einer ersten Fassung ein «jüngerer Schweizer, ein Schriftsteller, einigermassen arriviert nun»,³⁹ als Erzähler fungieren. Das offensichtliche Alter Ego des Autors wurde Ende 1963 durch Rechtsanwalt Bächtold ersetzt: «Der Erzähler ist ein bürgerlicher, sehr reicher Rechtsanwalt aus Zürich»,⁴⁰ und eine «Mittelfigur», nach der er lange gesucht habe.

Der zornige junge Mann war's nicht. So einen tun die mit Achselzucken ab. Der Betroffene konnte es schon gar nicht sein, und der wilde fanatische Antikommunist war ebenso ausgeschlossen, weil dessen Blickwinkel so beschränkt ist, dass er nie imstande wäre, einen solchen Roman zu erzählen.⁴¹

Nur einen Monat später, am 27. Januar 1964, belegt ein – wohl nachträglich verfasster – Tagebucheintrag eine genuine Schreibszene, in der Robert Kaul als Ich-Erzähler auftritt.

Stösse von Akten, Briefen, Zeitungsausschnitten und Notizen auf dem Schreibtisch. Es ist neun Uhr und fünfunddreissig Minuten: Beginne den neuen Roman mit den Worten: ich, Robert Kaul, vierzig Jahre alt, ich weiss, ich habe mich Ulrich Frauenfelder gegenüber illoyal verhalten ...

Titel: «Der 16. November». (Am 16. November 1956 begannen in Thalwil die pogromartigen Aktionen gegen den Marxisten Dr. Konrad Farner.)⁴²

Ein weiteres Jahr später wird sein Lektor Otto Best vom Piper-Verlag darauf bestehen, auch diese Perspektivierung aufzugeben und die finale Erstdruckfassung in einer Mischung von personalem und auktorialem Erzähler zu halten, wobei dieser vielfach gebrochen wird – nicht zuletzt durch die zahlreich eingearbeiteten historischen wie fingierten Dokumente. Indem diese Teil der Hinterlassenschaft Johann Bollers sind, werden sie auch materiell in die Erzählung geholt – eine narrative Volte, die sich gegen Ende der Erzäh-

39 WMD an Peter Rippmann (Chefredaktor des Schweizerischen Beobachters), 18. 11. 1963, WA 6, S. 141.

40 WMD an Andreas Farner (Sohn von Konrad Farner), 30. 12. 1963, WA 6, S. 147.

41 Ebd.

42 WMD: Geschrieben nebenbei. Tagebuch: Gedanken und Geschichten 1963–1968 (1. Tl.). Eintrag vom 27. 1. 1964, SLA-WMD-A-9-01/1, S. 63 f.

lung wiederholt, wenn der vorliegende Roman die «Hinterlassenschaft» des Protagonisten David wird. Als solche schildert der Text, «wie dieser junge Mann aufbricht, ausbricht, besessen von einer, wie er sagt, unterkühlten Leidenschaft, die Wahrheit zu finden und die Schuldigen» (S. 202). Diggelmann bestand denn auch vehement auf diesem Titel, der «Komposition, Inhalt und Form – auch sogar Gehalt und Substanz der möglichen Aussage»⁴³ integriere, als ihn der Verlag im Juni 1965 informierte, dass der deutsche Schriftsteller Klas Ewert Everwyn bereits 1962 einen Roman mit dem Titel *Die Hinterlassenschaft* publiziert hatte.

In die grosse Rahmenhandlung, die 1956/57 angesiedelt ist und über den Tod David Bollers hinausreicht, wird die Zeitspanne von den 1930er-Jahren bis 1945 in Rückblenden eingefügt. Doch der eigentliche Ort des Erzählers liegt in der unmittelbaren Gegenwart des schreibenden Autors, wie der Beitrag aus dem *Kirchenboten für den Kanton Zürich* beiläufig deutlich macht, der im März 1964 eine Spezialnummer zum Thema Antisemitismus herausgab. Von diesem zeitlichen Standpunkt aus wäre auch die iterative Phrase, «als alles vorbei war», zu interpretieren: In der Repetition strukturiert sie den Auftritt der einzelnen Figuren, von Heinrich Bucher⁴⁴ über Walter Bächtold⁴⁵ und Robert Kaul⁴⁶ bis zu Ulrich Frauenfelder,⁴⁷ und ruft diese in den Zeugenstand, um ihre Version des Geschehenen darzulegen. Daneben wird mit dieser Formel ein wesentliches Element der Kriminalerzählung eingeführt und deren Spannung aufgebaut.

In der *Hinterlassenschaft* werden diverse durch-, über- und nebeneinander sprechende Stimmen aus verschiedenen Zeiten hörbar, die den Text als erzähltechnisch feingespinnenes Gebilde charakterisieren, dessen Narration weder chronologisch noch inhaltlich linear ist. Der Autor spricht von einer «vertikalen Gliederung», die es ihm erlaubt, «die beiden grossen Themata gleichsam kontrapunktisch [zu] setzen»⁴⁸ – was in der Übersicht der Kapitelstruktur sehr deutlich wird.⁴⁹ Es entsteht eine polyfone Textur, die von vielfältigen Tempus- und Perspektivwechseln geprägt ist. Der Erzählrhythmus wird ganz wesentlich von den zahlreichen direkten und indirekten Reden und

43 WMD an Otto Best, 3. 6. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/05.

44 «Später, als es geschehen war, sagte der alte Bucher [...]» (S. 13)

45 «Als alles vorbei war, sagte Dr. Bächtold: ‹Ich weiß nicht, wie ein anderer sich an meiner Stelle verhalten hätte.›» (S. 32)

46 «Als es geschehen war, sagte Robert Kaul: ‹Ich weiß nicht, was für eine Rolle ich in der Geschichte gespielt habe.›» (S. 45)

47 «Als alles vorbei war, sagte Ulrich Frauenfelder: ‹Ich habe nichts getan, wofür ich mich entschuldigen müßte.›» (S. 105).

48 WMD an Otto Best, 11. 2. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/01.

49 Vgl. das Inhaltsverzeichnis im Anhang, S. 261.

einer szenisch-dramatischen Unmittelbarkeit geprägt, deren Nähe zu den Schnitttechniken von Radio, Film und Fernsehen Diggelmann als versierten Autor von Drehbüchern, Hörspielen und Radio-Features erkennen lässt.⁵⁰ Analoge Verfahren des Schneidens und Collagierens materialisieren sich auch in der Poetik der Dokumentarliteratur,⁵¹ innerhalb deren sich *Die Hinterlassenschaft* gattungstypologisch verorten lässt.

Die materiellen Spuren dieses komplexen Schreibprozesses dokumentieren eindrücklich die beiden im Nachlass Diggelmann im SLA überlieferten Werkmanuskripte.⁵² Die ästhetische Praxis der Montage von Rohmaterial ist hier materiell als Schneiden, Kleben und Überschreiben des Papiertexts zu verstehen: Diggelmann zerlegt Hand- und Maschinenschriftliches, Gedrucktes und bereits Kopiertes in semantische Bausteine in einem Prozess, der zu einer «Modularisierung des Schreibens mit Hilfe von papiernen Schnittstücken und ihrer Rekombination»⁵³ führt. Die beiden Textzeugen, die sehr unterschiedliche genetische Stufen darstellen, bilden eine archäologische Tektonik von Überlagerungen und Sedimenten ab, die kaum mehr in einzelne Fassungen aufgelöst werden können und charakteristisch für die vertikale, modulare Schreibweise in diesem Text sind.

Dieser Vorgang des Collagierens wird in einem metanarrativen Kommentar dupliziert, wenn der Protagonist in der *Hinterlassenschaft* entsprechende Kompositionen herstellt: Dieser setzt sich an den Tisch und notiert zunächst mit schwarzem Filzstift Auszüge aus den autobiografischen Aufzeichnungen des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höss. Indem er noch einen entscheidenden Schritt weitergeht, lässt er schliesslich aus dem historischen Material ein «Werk» entstehen:

Er schrieb die Zitate in großen Lettern auf weißes Papier, er klebte die viel zu kleinen Papiere mit Klebestreifen aneinander, fügte sie so zu Plakaten zusammen, und er wechselte die Farbe der Filzstifte, einmal schrieb er mit einem roten, dann mit

50 Diesen Zusammenhang hat bereits Marc Aeschbacher in seiner materialreichen Analyse *Vom Stummsein zur Vielsprachigkeit. Vierzig Jahre Literatur aus der deutschen Schweiz (1958–1998)* hervorgehoben (2., überarb. Aufl. Bern etc. 1998), hier S. 29.

51 Schon Walter Benjamin hat im Übrigen in seinem Aufsatz *Der Autor als Produzent* (1934) darauf hingewiesen, dass dieses für das epische Theater Brechts zentrale Prinzip der Unterbrechung ein Verfahren der neuen Medien Film und Rundfunk, Presse und Fotografie aufnimmt. Benjamin, Walter: *Der Autor als Produzent*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main 1980, Bd. II/2, S. 683–701, hier S. 697 f.

52 Vgl. dazu im Anhang das Kapitel Textzeugen im Nachlass Diggelmann, S. 321–324.

53 Wieland, Magnus: *Paper works! Von der Arbeit mit Papier zur Mitarbeit von Papier*. In: Wirtz, Irmgard M., Wieland, Magnus (Hg.): *Paperworks. Literarische und kulturelle Praktiken mit Schere, Leim, Papier*. Göttingen, Zürich 2017, S. 11–40, hier S. 35.

einem blauen, dann mit einem gelben Filzstift, auch mit einem grünen schrieb er, und als er drei oder vier Plakate vollgeschrieben hatte, klebte er sie an die Wände seines Zimmers und betrachtete sein Werk. Und die Plakate verwandelten sich vor seinen Augen in Bilder. (S. 61)

Der Protagonist montiert wie der Autor die historische Quelle zu einer Textcollage, die sich losgelöst von ihrem Inhalt in Bilder verwandelt und nunmehr rein ästhetisch rezipiert werden kann. Doch Davids Versuch, die Aufzeichnungen von Rudolf Höss als «ein Stück gelungener Prosa, Literatur» (S. 61) zu lesen,⁵⁴ transformiert diese Bilder letztlich wieder in reale Gesichter: die seiner Eltern, sein eigenes, das von Rudolf Höss. Die Problematik einer derartigen Ästhetisierung des Unsagbaren, dessen poetologische Möglichkeiten der Text reflektiert, soll nicht zuletzt durch die dokufiktionale Erzählweise des Romans unterlaufen werden.

3. Fakten und Fiktionen

Diggelmann rezipierte nachweislich das deutschsprachige Dokumentartheater der Nachkriegszeit, das mehr oder weniger in der Tradition des epischen Theaters Brechts und avantgardistischer Verfahren der Zwanziger- und Dreissigerjahre stand. Zu Beginn der 1960er-Jahre sorgte es mit den Dramen von Rolf Hochhuth, Peter Weiss und Heinar Kipphardt weit über die Bundesrepublik Deutschland hinaus für einen intensiven ästhetischen wie politischen Disput – allen voran *Der Stellvertreter* von Rolf Hochhuth. Das «christliche Trauerspiel», so der Untertitel, das am 20. Februar 1963 unter der Regie des Brecht-Mentors Erwin Piscator in Westberlin uraufgeführt wurde, klagte das Schweigen des Vatikans und von Papst Pius XII. zur Shoah als Mitschuld ein. In Basel, wo Intendant Friedrich Schramm das Stück am Stadttheater als Erster ausserhalb Deutschlands inszenierte, kam es bereits im Vorfeld zu erregten öffentlichen Diskussionen, Demonstrationen und gar Attentatsdrohungen, sodass an der Premiere vom 24. September 1963 ein Polizeikorps vor und im Theater aufgeboten werden und alle weiteren Vorstellungen unter dessen Schutz stattfinden mussten.⁵⁵

54 Diese Überlegungen lassen auch das berühmte Verdikt Theodor W. Adornos anklagen, wonach es barbarisch sei, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben. Adornos Aussage stammt aus dem Aufsatz *Kulturkritik und Gesellschaft*, der im Jahr 1949 geschrieben und 1951 erstmals veröffentlicht wurde, aber noch über Jahrzehnte kontrovers diskutiert wurde. Adorno, Theodor W.: *Kulturkritik und Gesellschaft*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.1: *Kulturkritik und Gesellschaft I*. Frankfurt am Main 1977, S. 30.

55 Zum Theaterskandal von Basel vgl. zum Beispiel N. N.: *Vietnam in Basel*. In: *Der Spiegel*,

Unter dem Eindruck dieses kulturkämpferischen Klimas begann Diggelmann mit der ersten Niederschrift seines Romans, und es erstaunt nicht, dass es darin von den frühesten bis zu den letzten überlieferten textgenetischen Stufen eine längere Paraphrase des *Stellvertreters* gegeben hat, die unmittelbar vor dem Druck der *Hinterlassenschaft* aus nicht rekonstruierbaren Gründen gestrichen wurde. Die Werbeabteilung des Piper-Verlags jedenfalls muss davon überzeugt gewesen sein, dass die Nähe zu Rolf Hochhuth, Heinar Kipphardt und Alexander Kluge, in die Diggelmanns Roman auf einem Flyer gerückt wurde, ein Verkaufsargument war.

Mit der narrativen Konstruktion als «erfundener Tatsachenbericht», der «halb Montage, halb literarische Reportage»⁵⁶ war, knüpfte der Autor unmittelbar an diese ästhetischen Praktiken an, sprach jedoch dem einzelnen Dokument nicht per se eine hundertprozentige Faktizität zu:

Das Dokument verwende ich nur, wenn ich meine, es eigne sich. Im übrigen habe ich die Erfahrung gemacht, daß man mit jedem Dokument ein anderes Dokument «erschlagen» bzw. widerlegen kann. Dokumente enthalten nie die eigentliche Wahrheit, weil in den Dokumenten nur immer die Meinung zum Ausdruck kommt, die der Verfasser zur Zeit des Verfassens des Dokumentes für die einzig richtige Wahrheit hielt.⁵⁷

Der Autor war sich der relativen Wahrheit historischer Schriftstücke sehr wohl bewusst, auch wenn er gleichzeitig darauf bestand, die Dokumentarliteratur sei die «Gattung, die es mir möglich macht, eindringlich und schonungslos die Frage nach der Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft zu stellen».⁵⁸

Ein derartiger «emphatische[r] Authentizitäts- und Wahrheitsanspruch» ist nach Fähnders eine für jeden Dokumentarismus konstitutive Diskrepanz, die nicht berücksichtigt, dass sich der Autor im gestaltenden Arrangieren stets «dem Vorwurf möglicher Manipulation, zumindest aber [...] dem Einwand uneingestanden vertretener Tendenz»⁵⁹ aussetzt.

Gegen die dokufiktionale Verwendung des historischen Quellenmate-

2. 10. 1963, S. 84–88; Klauui, Andreas: «Stellvertreter»-Skandal. In: NZZ, 24. 9. 2013. Erbitterte Kritik wurde auch am Dokumentarstück *Die Ermittlung* von Peter Weiss geübt, das 1965 den ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess noch vor der Urteilsverkündung als «Oratorium in 11 Gesängen» in hoch verdichteter Form auf die Bühne brachte.

56 WMD, Gespräch mit Neutralität (Anm. 37), S. 18.

57 WMD, Schriftsteller in unserer Zeit (Anm. 27), S. 101.

58 WMD, Gespräch mit Neutralität (Anm. 37), S. 18.

59 Fähnders, Walter: Dokumentarliteratur. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitet und hg. von Klaus Weimar, Bd. 1. Berlin, New York 1997, S. 383–385, hier S. 384.

In dieser „Anatomie eines Skandals“ beleuchtet der junge Schweizer Autor mit leidenschaftlichem Engagement den Konflikt zwischen Individuum und moderner Gesellschaft.

Walter Matthias Diggelmann

Die Hinterlassenschaft



Roman. 272 S. Leinen DM 16,80. Erscheint im September

Inhalt: Dieser neue Roman des vor allem durch sein Buch „Das Verhör des Harry Wind“ bekannt gewordenen Autors beweist, daß sich die junge Schweizer Literatur ebenso wie die deutsche an den Problemen der Gegenwartsgesellschaft engagiert. Besonders Diggelmann hat von Anfang an das leidenschaftliche Interesse an der Gefährdung des heutigen Menschen in der Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft bewiesen. In seinem neuen Buch beschreibt er, als Erzähler weiterentwickelt und befestigt, die Anatomie eines Skandals, der tatsächlich stattgefunden hat; er umkleidet das Skelett der Realität mit seiner Geschichte.

Der junge David Boller erfährt beim Tode des vermeintlichen Vaters, daß dieser sein Großvater war. In Wirklichkeit heißt der junge Mann nicht Boller, sondern Fenigstein und ist Halbjude. Sein Vater war deutscher Jude und wurde zusammen mit der Mutter von den Nazis umgebracht. Ihn selbst konnte man über die Schweizer Grenze retten und bei seinen Großeltern verstecken.

Die Entdeckung dieser Fakten löst bei Fenigstein einen Schock aus, der ihn zum unerbittlichen Forscher nach der jüngsten Vergangenheit werden läßt. Die Frage, die er immer wieder stellt, heißt: warum konnten meine Eltern in der Schweiz keinen Schutz finden? Indem er nach einer Antwort sucht, bringt er erstaunliches Material zutage. Er entdeckt, daß die Schweiz zwar vielen Verfolgten Asyl gewährt hat, aber andererseits zahllose Flüchtlinge an der Grenze zurückgeschickt hat: in den sicheren Tod. Er entdeckt weiter, daß sein Großvater einst aktiver Kommunist war. Wäre er politisch nicht so exponiert gewesen — hätten Davids Eltern darauf verzichtet, die Großeltern mütterlicherseits gleichfalls über die Grenze zu retten: sie wären vielleicht vor ihrem Schicksal bewahrt worden. Eng verbunden mit dem Fall Boller ist der Fall Dr. Hauser. Seine Affäre spielt in der unmittelbaren Gegenwart. Er wird als international bekannter marxistischer Philosoph das Opfer einer Diffamierungskampagne. Drahtzieher dieser Aktion sind die gleichen Leute, die einst mit den deutschen Nazis sympathisiert haben und heute die antikommunistischen Hexenjäger spielen. Der wichtigste Mann unter ihnen ist Ulrich Frauenfelder, Chefredakteur einer Presseagentur, der dieses Instrument rücksichtslos zur Diffamierung anderer einsetzt. David Boller,

der sich durch sein unnachgiebiges Fragen nach dem, was geschehen ist und sein öffentliches Bekenntnis zu Hauser unbeliebt gemacht hat, wird schließlich, scheinbar zufällig, bei einer Diskussion erschlagen.

Charakteristik: Diggelmann behandelt ein Kapitel aus der jüngsten Vergangenheit eines neutralen europäischen Staates, das bisher so gut wie tabu war. Das Problem, das der Autor hier anpackt, ist jedoch unabhängig vom Schauplatz seines Romans, exemplarisch für ein Grundproblem der modernen Massengesellschaft: die Manipulierbarkeit des angestauten Aggressionstriebes, seine jederzeit mögliche Hinlenkung auf ein beliebiges Ziel durch gewissenlose Demagogen. Indem der Autor Zeitungsausschnitte, Reden und eine Fülle von Archivmaterial als Beleg und verformendes Mittel in seinen Roman einbaut, wird der Fall Fenigstein multipliziert zu einer Vielzahl tatsächlicher Schicksale. Der Verfasser bezweckt über eine einseitige Parteinahme hinaus eine Beschreibung von Symptomen, die ein Grundproblem der gesellschaftlichen Verfassung unseres heutigen Lebens erkennen lassen.

Diggelmann rückt mit diesem Buch in die Nähe Hochhuths, Kipphardts und Alexander Kluges. „Die Hinterlassenschaft“ ist als Buch halb Montage, halb literarische Reportage, eine Gattung, die sein Verfasser meisterlich benutzt, um die eindringliche Frage nach der Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft zu stellen.

Romane und Erzählungen

1

Abb. 7: Der Flyer des Piper-Verlags sieht *Die Hinterlassenschaft* im Kontext der Dokumentarliteratur eines Rolf Hochhuth oder Alexander Kluge (Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Diggelmann, SLA-WMD-B-4-06-a-/04).

rials war – zumindest vordergründig – auch die Kritik von Peter Keckeis und des Benziger-Verlags gerichtet, bei dem Diggelmann seine bisherigen drei Romane und einen Erzählband veröffentlicht und mit dem er am 3. Dezember 1963 einen Publikationsvertrag für seinen neuen Roman abgeschlossen hatte.⁶⁰ Keckeis habe verlangt, wie der Autor in seinem *Tagebuch* festhielt, «die in den Roman eingefügten Dokumente (aus dem Bericht über die Flüchtlingspolitik von Prof. Ludwig) belletristisch auf[zulösen, mit anderen Worten: nach[zuerfinden]». ⁶¹ Während der Verleger mangelnde Fiktionalisierung beanstandete – womit er bereits einen essenziellen Kritikpunkt der Rezeptionsgeschichte vorwegnehmen sollte –, wehrte sich der Autor gegen ebendiese Literarisierung realer Zeugnisse. So hält er in einem weiteren Tagebucheintrag am 14. August 1964 fest:

Tremona. Neue Fassung des Romans Seite 1 bis 10. Scheitere am Versuch, das erste Dokument in Belletristik umzusetzen. Mein Widerstand lässt sich in Etwa so formulieren: «Gerade das tu ich meinen Lesern nicht zuliebe: Dass sie dem Grauenhaften ausweichen können mit den Worten, das sei ja nur erfunden von einem Romancier. Soviel Schreckliches kann man gar nicht erfinden.»⁶²

Im frühen Werkmanuskript finden sich diverse Spuren, die den Versuch der Fiktionalisierung von Quellen belegen: So werden etwa die *Aufklärungsschrift über die Flüchtlingsfrage* des Schweizerischen Vaterländischen Verbandes vom November 1942 (S. 97) und der Bericht Rudolf Buchers von der Schweizer Ärztemission (S. 95) in Form einer direkten Rede Walter Bächtolds memoriert, während sie in der Druckfassung als Quellen aus dem Ludwig-Bericht zitiert werden.⁶³

Bis zum Spätherbst 1964 verschärfte sich der Ton dieses Dissenses und der Autor monierte, es sei Keckeis erst spät eingefallen, dass der Roman «misslungen» sei und keine «literarische Form» habe. Diggelmann verlangte nicht nur «umgehend das Manuskript meines <Pamphletes>»⁶⁴ zurück, sondern schaltete spätestens zu diesem Zeitpunkt den Anwalt Gerold Fehr ein. Neben den Differenzen auf der Ebene der literarischen Gestaltung waren die Gründe dieses Zerwürfnisses mindestens ebenso sehr verlagspolitisch bedingt. Keckeis befürchtete, so Fehr an Diggelmann, «dass die in Ihrem Manuskript beschriebenen Personen sich allenfalls in ihrer Ehre verletzt

60 Brief des Anwalts Gerold Fehr an WMD, 12. 2. 1965. Nur drei Tage später datiert Fehr den Vertrag allerdings auf den 13. 12. 1963. Vgl. SLA-WMD-E-3-B-4-03-a.

61 WMD: Tagebuch (Anm. 42), Eintrag 4. August 1964, SLA-WMD-A-9-01/1, S. 105

62 WMD: Tagebuch (Anm. 42), Eintrag 14. August 1964, SLA-WMD-A-9-01/1, S. 106.

63 SLA-WMD-A-10-01, Bl. 225 f.

64 Korrespondenz WMD – Peter Keckeis, 27. 11. und 2. 12. 1964, SLA-WMD-E-3-B-4-03-a.



Abb. 8: Zeitungsinserat der «Aktion «Frei sein» Thalwil»: An die Männer und Frauen von Thalwil. In: Anzeiger für den Wahlkreis Thalwil, 4. Blatt, Freitag, 16. November 1956 (ZBZ, NL K. Farner, 13.1).

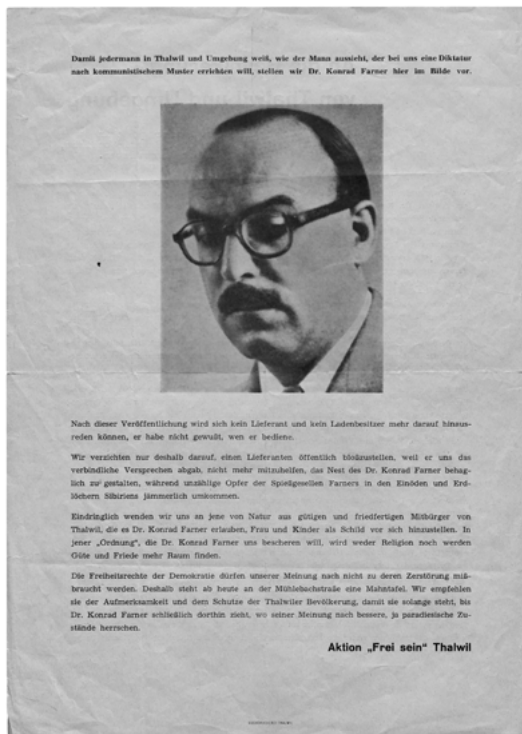


Abb. 9: Das in Text und Layout wie ein klassischer polizeilicher Steckbrief gestaltete Flugblatt, das gemäss Roman in jeden Briefkasten von T. geworfen wurde (S. 161) (ZBZ, NL K. Farner, 13.1).

fühlen», was sogar ein rechtlicher Grund für die Ablehnung der Publikation gewesen wäre.⁶⁵ Während sich der juristische Streit noch bis Februar/März 1965 hinzog, verhandelte der Autor bereits firsich mit der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart (DVA), mit Rowohlt in Hamburg sowie mit Piper in München.⁶⁶ Es sollte annähernd ein Jahrzehnt vergehen, bis es zu einer Wiederannäherung mit Peter Keckeis kam und Diggelmann mit dem Benziger-Verlag wieder in der Schweiz publizieren konnte.⁶⁷

Zunächst lehnte auch Otto Best im Namen des Piper-Verlags, der aufgrund einer Empfehlung von Jürg Federspiel⁶⁸ auf Diggelmanns Roman aufmerksam geworden war, am 12. Januar 1965 das Manuskript ab – mit der Begründung, das «Thema» sei «in seiner Brisanz faszinierend und zugleich unerhört delikats». Es sei fraglich, ob *Die Hinterlassenschaft* in einem deutschen Verlag am richtigen Ort wäre, und sogar sicher, «daß der Piper-Verlag nicht ganz das geeignete Forum dafür wäre».⁶⁹ Klarer drückt sich Best in einem gleichzeitig verfassten inoffiziellen Brief an den Autor aus: «Die Art, wie Sie berichten, Montage und Erzählerisches miteinander verknüpfen, hat meine Sympathie». Doch: «Ihre Position ist extrem, Ihre Art zu formulieren gleichfalls», weshalb ein «Maximum an objektiver Dokumentation» nötig sei. Auch wenn man von der problematischen Konstitution des Ich-Erzählers Kaul absehe, sei die Grundhypothese des Romans, «die Verknüpfung von Antisemitismus mit Antikommunismus[,] in der Wurzel zwar richtig, in der Beschreibung des Phänomens jedoch zu gewagt».⁷⁰ Weshalb es nur eine Woche später, am 19. Januar, nach einem Besuch Diggelmanns in München, trotzdem zu einer Einigung kam, wird nicht klar. Fest steht, dass der Autor Ende Januar 1965 mit einer neuen, dritten Fassung der *Hinterlassenschaft* begonnen und verschiedene Anregungen seines Lektors aufgenommen hat, welche die Druckfassung prägen sollten.

So erfolgt die Rekonstruktion der historischen Ereignisse der Dreissiger- und Vierzigerjahre zu einem grossen Teil durch die Einbettung authentischer Quellen, insbesondere aus dem Bericht über *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955*, den der Basler Strafrechtsprofessor

65 Gerold Fehr an WMD, 15. 2. 1965, SLA-WMD-E-3-B-4-03-a.

66 WMD an Gerold Fehr, 13. 2. 1965, SLA-WMD-E-3-B-4-03-a.

67 Diggelmann kehrte erst 1974 mit dem Erzählband *Reise durch Transdanubien* wieder zum Benziger-Verlag zurück und hatte in der Zwischenzeit lediglich die grössere Reportage *Hexenprozeß. Die Teufelsaustreiber von Ringwil* 1969 bei Benteli in Bern publiziert.

68 Jürg Federspiels Erstlingswerk, der Kurzgeschichtenband *Orangen und Tode* (1961), sowie der nachfolgende erste Roman *Massaker im Mond* (1963) waren bei Piper erschienen. Vgl. Otto Best an WMD, 10. 12. 1964, SLA-WMD-B-4-06-a/01.

69 Otto Best an WMD, 12. 1. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/01.

70 Otto Best an WMD, 12. 1. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/01.



Abb. 10: Der Artikel zur *Krise in der PdA*, der nicht namentlich gezeichnet war, machte die Wohnadresse Konrad Farners im Morgenblatt der NZZ vom 13. November 1956 öffentlich.

Carl Ludwig 1957 für den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte verfasst hatte. Neben diesem sogenannten Ludwig-Bericht finden sich auch vom Autor selbst recherchierte Zeitungsausschnitte, Auszüge aus historio-graphischen Werken oder etwa der Brief Joseph Roths an Carl Seelig (S. 76). Eine derartige Selektion und Komposition von ausserliterarischen Formaten, um diese «ausdrücklich als unbearbeitete Dokumente [zu] präsentieren» und sichtbar zu machen, gehört zu den grundlegenden Eigenschaften jeder Dokumentarliteratur.⁷¹

Doch gleichzeitig interessierte den Autor «im Zusammenhang mit T. das dokumentierte Detail, das historische Detail nicht»,⁷² sodass zum Fall Farner lediglich zwei Quellen explizit nachgewiesen werden.⁷³ Jene Dokumentation, die Diggelmann von Konrad Farner erhalten hatte, die erwähnten «Briefe, Zeitungsartikel, Inserate, Flugblätter, Polizeimeldungen, Strafklagen, Fotos etc. etc.», werden im literarischen Text nicht als historische Schriftstücke markiert oder erkennbar fiktionalisiert, da es ihm weniger um die Person Konrad Farner als vielmehr um die «Anatomie eines Pogroms» gegangen

71 Fährders, Dokumentarliteratur (Anm. 59), S. 383.

72 WMD an Otto Best, 4. 1. 1966 [recte 4. 2. 1966], SLA-WMD-B-4-06-a/08.

73 Nämlich das Inserat der «Aktion «Frei sein» Thalwil» im *Anzeiger für den Wahlkreis Thalwil* vom November 1956 sowie ein Beitrag aus dem *Kirchenboten für den Kanton Zürich* vom März 1964.

sei.⁷⁴ Die gegen Hauser und seine Familie gerichtete «bare Volkswut», wie der Thalwiler Polizeiwachtmeister Sohler dem Kommandanten der Kantonspolizei gegenüber gleich zweimal beteuert (S. 162), wird nach einem Konzept des amerikanischen Sozialpsychologen Gordon Allport als Mechanismus des *scapegoating*, des Sündenbockdenkens, interpretiert, dem antisemitische Pogrome ebenso folgten wie antikommunistische Hexenjagen.

Die Bekanntgabe der genauen Wohnadresse Alois Hausers erfolgt im Roman durch einen Leitartikel Frauenfelders für seine Demokratische Presseagentur, während dies faktisch Ernst Bieri – Theologe und Journalist, Zürcher FDP-Gemeinde-, Stadt- und schliesslich von 1967 bis 1971 Nationalrat – mit seiner Polemik *Hat die PdA eine Zukunft?* in der NZZ vom 13. November 1956 zu verantworten hatte.⁷⁵ Die «Rede», die Alois Hauser David übergibt und die wortwörtlich wiedergegeben wird, war de facto ein *Offener Brief an W. B.*, den Konrad Farner in der sozialistischen Wochenzeitung *Vorwärts* an den NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher gerichtet hatte.⁷⁶ Die Ereignisse vom 16. November und die darauf folgenden Drohungen, Diffamierungen und Schikanen werden überwiegend in Form von Erinnerungen Martha Farners sowie als Auszüge aus Davids Bericht in der *Zukunft* erzählt. Der Ungarnaufstand und seine gewaltsame Niederschlagung werden in fiktiven Tagebuchaufzeichnungen Robert Kauls dokumentiert.

Dass dieses intendierte Verwischen von Fiktion und ausserliterarischen Bezügen zu Irritationen der Leserschaft führte, belegt ein Brief Otto Bests, der dem Autor den Vorwurf weiterleitet, das Einschreiten des Zürcher Kirchenrates gegen den Thalwiler Pfarrer entspreche nicht den historischen Tatsachen und sei somit eine bloss «fiktive Dokumentation, die den Leser täusche».⁷⁷

Für die Hybridität des Romans mag exemplarisch Davids Antagonist Ulrich Frauenfelder stehen. Zunächst wie sein Halbbruder Alois Hauser Kommunist und von 1929 bis 1932 gar Sekretär der Kommunistischen Par-

74 «Mir ist es völlig ernst, wenn ich sage, Thalwil als Thalwil interessiere mich nicht, und Konrad Farner als Konrad Farner ebenfalls nicht. Wenn mein Alois Hauser einfach identisch wäre mit K. F., dann müsste ja K. F. auch tatsächlich der Halbbruder Frauenfelders sein und ferner müssten wir wissen, wer dieser Frauenfelder nun ist.» WMD an Franz Keller, 11. 1. 1966, SLA-WMD-B-1-KELL.

75 Bieri, Ernst (1920–2003): promovierter Theologe, 1946–1966 Inlandredaktor der NZZ, 1947–1962 Zürcher FDP-Gemeinderat, 1966–1970 Stadtrat (Finanzvorstand), 1967–1971 Nationalrat. Vgl. Illi, Martin: Ernst Bieri. In: e-HLS, 7. 11. 2019, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/006182/2019-11-07>.

76 Farner, Konrad: Offener Brief an Herrn Nationalrat Willy Bretscher. In: *Vorwärts*, 23. 8. 1957, S. 1.

77 Otto Best an WMD, 2. 2. 1966, SLA-WMD-B-4-06-a/09.

tei, legt er dieses Amt nach einer Hausdurchsuchung der Bundespolizei bei Johann Boller nieder und ist ein Jahr danach bereits Sekretär der Bürgerpartei, später der Demokratischen Presseagentur, des Dachvereins der verschiedenen vaterländischen Verbände. Er ist einer, der im Hintergrund die Fäden zieht respektive bei dem diese zusammenlaufen, und verkörpert im Wortsinn die zentrale These der *Hinterlassenschaft*:

Die antikommunistischen Brandstifter von heute sind weitgehend identisch mit den faschistischen Brandstiftern des Antisemitismus der dreissiger Jahre und den sogenannten «Vaterländischen» (lies Anpasser) der vierziger Jahre.⁷⁸

Frauenfelder ist eine hochgradige Kunstfigur, keine historische Persönlichkeit, wie der Autor stets betonte: «Er ist der Frontist, dann ist er der Rothmund, dann Büro Büechi,⁷⁹ Büro Eibel, er ist ein gewisser «b-i»⁸⁰ einer gewissen Zeitung, er ist Rütli-Morand, er ist ... Sie sind ja im Bilde.»⁸¹ Nach Gieri Cavely, der den Roman in seiner Lizenziatsarbeit hinsichtlich der «Kunst der Persuasion» untersuchte, ist diese Figur ein «dokumentarliterarisch zusammenmontierter «Superman»», weshalb das «System Frauenfelder»⁸² in seinem Kern so glaubhaft wirke. Ein textgenetischer Vergleich mit den Vorstufen erweist zudem, dass die literarische Gestalt Frauenfelder – wie im Übrigen auch der junge Protagonist – im Schreibprozess zunehmend typologisiert und generalisiert wurde.⁸³

78 WMD, Gespräch mit Neutralität (Anm. 37), S. 17.

79 Mit «Büro Büchi» wurde die von Hermann Büchi (1888–1959) als Direktor geleitete Gesellschaft zur Förderung der Schweizer Wirtschaft (kurz: Wirtschaftsförderung wf) bezeichnet, die als «Organisation der Privatwirtschaft mit politischem und publizistischem Auftrag» die wohl bekannteste PR-Organisation der Schweizer Wirtschaft war und sich im Jahr 2000 mit dem Schweizerischen Handels- und Industrieverein (Vorort) zur Economiesuisse zusammenschloss. Vgl. Weibel, Andrea: Gesellschaft zur Förderung der schweizerischen Wirtschaft. In: e-HLS, 24. 3. 2016, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/017022/2016-03-24>, sowie Gutzwiller, Hellmut: Hermann Büchi. In: e-HLS, 27. 1. 2003, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027024/2003-01-27>.

80 «b-i.» war das Kürzel des NZZ-Redaktors Ernst Bieri.

81 Brief an Andreas Farner, 30. 12. 1963, WA 6, S. 146. Dieses Verfahren kommentiert am deutlichsten der Vorpruch zum Roman *Ich und das Dorf*: «Alle in meinen Aufzeichnungen vorkommenden Personen sind erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden sind zum Teil beabsichtigt. Wichtig ist zu wissen, daß jede Person sich aus mindestens neun verschiedenen, möglicherweise lebenden Personen zusammensetzt.» WMD: Ich und das Dorf. Ein Tagebuch in Geschichten. Frankfurt am Main 1972, S. 4.

82 Cavely, Gieri: Die Kunst der Persuasion. Walter Matthias Diggelmanns Dokumentarroman «Die Hinterlassenschaft» im historischen und literarischen Kontext. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit Universität Zürich 2004, hier S. 102.

83 Davon abgesehen, dass die Figuren ursprünglich individuellere Züge tragen, werden beispielsweise auch Eigennamen wie «Freisinn/freisinnig» durch die unspezifischere Bezeichnung «Bürgerpartei/bürgerlich» ersetzt. Vgl. SLA-WMD-A-10-01, Bl. 109.

Die grösste «Ähnlichkeit mit lebenden Personen» – auch wenn die vorangestellte Beschwichtigungsformel dies dementiert – hat Frauenfelder mit dem Wirtschafts- und PR-Berater Robert Eibel (1906–1986): Wie die literarische Figur war dieser Jurist, Sekretär der Stadtzürcher FDP (1932–1935) und hatte als solcher – unter dem Motto «Hie Marxismus – hie Vaterland» – massgeblichen Anteil am Zustandekommen der berüchtigten Wahlallianz der Bürgerlichen mit den Fronten und Bünden anlässlich der Zürcher Wahlen im Herbst 1933. Eibel war einer der führenden Exponenten verschiedener rechtsliberaler und antikommunistischer Vereinigungen⁸⁴ – er war Mitinitiator des Gotthardbunds und 1940 Mitverfasser des ersten Entwurfs der «Eingabe der Zweihundert» sowie Sekretär der neugegründeten Schweizer Wirtschaftsförderung, die nach ihrem Direktor Hermann Büchi auch als «Büro Büchi» bekannt war. Daneben amtierte er 1939/40 als Chef des persönlichen Stabssekretariats von General Henri Guisan. Nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnete Eibel eine eigene PR-Agentur (Büro Eibel) und betrieb die von ihm gegründete Aktion für freie Meinungsbildung, die als Trägerin der «Trumpf Buur»-Inserate das «rechtsbürgerliche Gedankengut der Zwischenkriegs- und Kriegszeit bis weit in die Nachkriegszeit»⁸⁵ hineingetragen hat. Daneben war er FDP-Gemeinderat der Stadt Zürich (1962–1965) und Nationalrat (1963–1975).

Heinrich Buchers offener Brief als Reaktion auf die Frauenfelder-Rede sowie der anschliessende Prozess und die «Auszüge aus der schriftlichen Urteilsbegründung der Strafkammer des Bezirksgerichtes» (S. 221 f.) zitieren in extenso aus den Akten einer Presse-Ehrverleumdungsklage Robert Eibels gegen den VPOD-Redaktor Rolf Kloter.⁸⁶ Das integrale Dossier dieses Prozesses war Diggelmann während der Niederschrift des Schlusskapitels in den Maitagen 1965 infolge entsprechender Ankündigungen seines neuen Romans, vor allem in der *Zürcher Woche*, zugespielt worden. Dass ihm «die Wirklichkeit ein solches Schlusskapitel liefert, ein Fazit in Form eben einer Gerichtsverhandlung», so Diggelmann, sei zwar unglaublich, aber er könne «buchstäblich nur noch den hochdramatischen Verlauf dieser Gerichtsver-

84 So war er von 1937 bis 1942 Geschäftsführer des Redressement national (Aktionsgemeinschaft Nationaler Wiederaufbau), Mitinitiator des Gotthardbundes, der Ende Juni 1940 unter dem Eindruck der Umkreisung der Schweiz durch die Achsenmächte gegründet wurde, Juden und Freimaurer gemäss Satzungen von der Mitgliedschaft ausschloss und stark autoritär-korporative politische Ziele verfolgte.

85 Bretscher-Spindler, Katharina: Gegen den Sozialismus – und gegen Liberale. Rechtsbürgerliche Erneuerungsideen zwischen 1928 und 1947. In: NZZ, 25. 9. 2000. Vgl. auch Stauffacher, Ulrich: Robert Eibel. In: e-HLS, 27. 8. 2004, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/006281/2004-08-27>.

86 AfZ, NL Eibel, 41.4.

handlungen in Knäpfe nachzeichnen, Wort für Wort verwenden, lediglich Namen auswechseln und wir haben in der Tat den Roman, der hat geschrieben werden müssen».⁸⁷

Hingegen stammt die fingierte Rede von den «literarischen Gartenzweigen», die Frauenfelder nach Davids Tod hält (S. 211f.) und an die sich die Replik Heinrich Buchers richtet, nicht aus der Feder Eibels, sondern von Walther Hofer, Nationalrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB, später in SVP umbenannt) und Ordinarius für Neuere Geschichte an der Universität Bern. Der Schweizer Zeithistoriker machte sich «einen internationalen Namen als Experte für totalitäre Herrschaftssysteme und ihre Ideologien»⁸⁸ und war Verfasser zahlreicher Standardwerke zum Nationalsozialismus, die im Übrigen zur Lektüre von David Boller-Fenigstein gehören. Wenn Hofers Angriff auf die Nonkonformisten in der Fiktion von einer Figur geführt wird, die aus opportunistischen Gründen keinerlei Berührungspunkte mit den Schweizer Fronten, den rechtsbürgerlichen Verbänden oder der «Eingabe der Zweihundert» hat und zudem nicht nur strammer Antikommunist, sondern ebenso sehr Antisemit ist, scheint das doch einigermassen delikats zu sein.

4. Literarische Gartenzweige

Die Chiffre der «literarischen Gartenzweige» war von Walther Hofer im November 1964 geprägt worden, fand jedoch erst Eingang in die öffentlichen Debatten aufgrund eines NZZ-Artikels vom 7. Mai 1965. Dieser referierte Hofers Philippika ausführlich unter dem Titel *Zornige junge Männer unter sich* und wurde nun erst von Diggelmann rezipiert und umgehend in den Roman integriert.⁸⁹

Auslöser der Invektiven Walther Hofers war der «Expo-Skandal» gewesen, bei dem es am «Tag der Schriftsteller» am 12. September 1964 an der Schweizer Landesausstellung in Lausanne zu einem breit und medienwirksam diskutierten Eklat gekommen war.⁹⁰ Im Rahmen des Podiums, an dem verschiedene Generationen Schweizer Autoren repräsentativ über die

87 WMD an Jürgen Lütge, 15. 5. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/04.

88 Stettler, Peter: Walther Hofer. In: e-HLS, 11. 3. 2014, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/006380/2014-03-11>. David liest unter anderem in der Dokumentensammlung Hofers (S. 36).

89 ag.: *Zornige junge Männer unter sich*. In: NZZ, 7. 5. 1965. Vgl. auch WMD an Walther Hofer, 20. 5. 1965, WA 6, S. 150–152.

90 Vgl. zu den folgenden Ausführungen Lerch, Mueller (Anm. 35), vor allem S. 249–253 und 298–302, sowie Färber (Anm. 12), S. 116–134.

Zukunft des Landes nachdenken sollten, war wohl bereits mit zu viel Pathos die eidgenössische Idee beschworen worden, als die Reihe an Diggelmann kam. Dieser habe, so der Podiumsteilnehmer Paul Eggenberg, Direktor der Schilthornbahn in Mürren und Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins, rückblickend im Berner *Bund*, «mit Donnerstimme und ›heiligem‹ Zorn den Zuhörern verkündet, dass der Schriftsteller gar nicht dazu da sei, über die Zukunft unseres Landes nachzudenken, einer geldraffenden Gesellschaft Wege ins Morgen zu weisen, sondern ihre Institutionen zu zertrümmern, restlos tabula rasa zu schaffen, um eben diese sterile Gesellschaft zu zwingen, auf dem Nullpunkt neu anzufangen».⁹¹ Diesen Blick der Vätergeneration auf die *angry young men* helvetischer Provenienz spiegelt das nichtöffentliche Referat Walther Hofers, der unter dem Thema *Parteien und Parlament in der modernen Demokratie* den seiner Meinung nach «demokratiefeindlichen Strömungen» und der ausserparlamentarischen Opposition Destruktivität und Ignoranz attestierte und dabei «insbesondere an gewisse publizistische und literarische Kreise dachte». Auch wenn Hofer die von ihm als «literarische Gartenzwerge» titulierten Autoren nicht beim Namen nannte, wusste gemäss *Tages-Nachrichten* «jedermann [...], wer gemeint war: Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Walter Matthias Diggelmann».⁹²

Auf diese «Wut unserer zornigen jungen Männer», die Diggelmanns radikale, einseitige und ungerechte Anklageschrift *Die Hinterlassenschaft* offenbare, wird Fred Luchsinger in der NZZ denn auch ein gutes Jahr später einmal mehr zu sprechen kommen.⁹³ Nicht zufällig erinnert diese Deklassierung «gewisser literarischer Kreise» an die kurz darauf von Bundeskanzler Ludwig Erhard in der BRD kreierte Schmähung von Autoren wie Rolf Hochhuth und Günter Grass als «ganz kleine Pinscher».⁹⁴ Die Vorwürfe gegen Repräsentanten einer engagierten Literatur sind konfliktuös, nicht nur im deutschsprachigen Raum, wie das auf Jean-Paul Sartre zurückgehende Konzept der *littérature engagée*⁹⁵ nahelegt. Insbesondere der «Zürcher Literaturstreit» und die Rede Emil Staigers zu *Literatur und Öffentlichkeit* machen deutlich, dass hier die Bezeichnung literarischer Nestbeschmutzung auf eine an der klassischen Ästhetik Mass nehmende Abwertung neuer Schreibweisen

91 Paul Eggenberg: Die Zertrümmerer. In: Der Bund, 17. 9. 1964.

92 Leporello: Literarische Gartenzwerge. In: Tages-Nachrichten, 5. 11. 1964, zitiert nach Lerch, Mueller (Anm. 35), S. 299 f.

93 Der Artikel war der praktisch gleichzeitig erschienenen und von Luchsinger wesentlich wohlwollender rezensierten Darstellung von Alice Meyers *Anpassung oder Widerstand* gewidmet. Luchsinger, Fred: Anpassung oder Widerstand? In: NZZ, 17. 11. 1965.

94 N. N.: Im Stil der Zeit. In: Der Spiegel, 21. 7. 1965, S. 17 f.

95 Der Begriff wurde 1947 von Jean-Paul Sartre in seinem Essay *Qu'est-ce que la littérature?* geprägt.



Abb. 12: Emil Staiger neben Marie-Louise und Werner Weber, Feuilletonchef der NZZ, der am 16. Dezember 1966 die Laudatio an der Verleihung des Literaturpreises der Stadt Zürich an Staiger hielt (Foto: 1952; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Comet Photo).

trifft, insbesondere auch der Dokumentarliteratur.⁹⁶ Die Aktualität dieser Debatten auch für die Deutschschweizer Literatur manifestiert sich vom Zertrümmerer- und Nonkonformismusvorwurf 1964/65 über den 1966/67 folgenden Zürcher Literaturstreit bis zur Sezession der Gruppe Olten vom Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverband (SSV) 1970/71 und darüber hinaus.

Die Frage nach der Stellung des Schriftstellers in der Gesellschaft stellte auch jene Kontroverse, die im März und April 1966 unter dem Titel *Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit?* in der *Weltwoche* ausgetragen wurde.

⁹⁶ So werden wenig überraschend Alexander Kluges fiktive dokumentarliterarische Werke *Lebensläufe* (1962) und *Schlachtbeschreibung* (1964) vom deutschen Grosskritiker Marcel Reich-Ranicki der «intellektuellen Hochstapelei und der literarischen Scharlatanerie» (Reich-Ranicki, Marcel: Autor Klu. scheitert bei St. In: *Die Zeit*, 12. 6. 1964) bezichtigt und Hochhuths *Stellvertreter* von Hanno Helbling in der *NZZ* wegen der vom Rezensenten konstatierten «Mischung aus Pikanterie und tödlichem Ernst» als ein «dramatisch-episch-pamphletisches Gebräu» bezeichnet (zitiert nach Kläeui, Andreas: «Stellvertreter»-Skandal. In: *NZZ*, 24. 9. 2013).

Abb. 13: Szene aus *Andorra* von Max Frisch, das am 2. November 1961 am Schauspielhaus Zürich Premiere hatte. Regie: Kurt Hirschfeld. Kathrin Schmid (Barblin) und Peter Brogle (Andri) (ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Comet Photo).



Ausgehend von Max Frischs gleichnamigem Beitrag, der bereits im September 1965 in der *Neutralität* publiziert worden war, stand die im vertrauten Frisch-Ton gehaltene Frage im Raum: «Hat die Schweiz der letzten Jahrzehnte eine Literatur, in der sie sich erkennen muss, und wenn nicht, warum nicht? [...] Ist unser Land für seine Schriftsteller kein Gegenstand mehr? Und wenn es so sein sollte: Warum?»⁹⁷ Ablehnend, zustimmend oder bloss differenzierend äusserten sich in der Folge dazu Otto F. Walter, Jean Rudolf von Salis, Peter Bichsel, Adolf Muschg und als Letzter Walter Matthias Diggelmann.

Frisch ging von einer kritischen Betrachtung des Begriffs «Vergangenheitsbewältigung» aus, den er als dem deutschen politischen Gedächtnisdiskurs entlehnt und insofern als «peinlich» und «intellektuelle Anbiederung» erachtete, da der Vergleich mit Deutschland «selbstverständlich, was das Ausmass der Schuld betrifft, zu unseren Gunsten ausfallen muss». Seines

97 Frisch, Max: Unbewältigte schweizerische Vergangenheit? In: Die Weltwoche, 11. 3. 1966, S. 25.

Wissens sei «wenig erzählt oder geschrieben worden, was als Bewältigung unserer Vergangenheit gewertet werden könnte», und die jüngere Literatur in der Schweiz sei ohnehin «fast ausnahmslos apolitisch». Es mutet seltsam an, dass diese Diagnose Frischs ausgerechnet im selben Heft der Zeitschrift *Neutralität* abgedruckt ist wie Diggelmanns bekanntes Interview und zu einem Zeitpunkt, als *Die Hinterlassenschaft* als Vorabdruck in der *Zürcher Woche* bereits annähernd in der Hälfte angelangt ist. Offen bleibt, ob Frisch diesen tatsächlich noch nicht gelesen hatte, wie beispielsweise Klara Obermüller vermutet,⁹⁸ oder ob er aus einem ästhetischen Vorbehalt heraus Diggelmanns Roman bewusst ignoriert, wenn er konstatiert, der Roman, der die Schuld der Schweiz «darstellt und durch Darstellung bewältigt»,⁹⁹ sei ihm nicht bekannt. Peter Bichsel ist es, der in seinem Beitrag *Diskussion um Rezepte* den Namen Diggelmann ins Gespräch bringt und diesem vorwirft, *Die Hinterlassenschaft* sei nach einem poetischen «Rezept» gekocht worden. Für ihn enthalte der Vorgängerroman *Das Verhör des Harry Wind* «mehr Schweiz» – auch wenn er im selben Atemzug anfügt: «Das Buch bleibt trotzdem so wichtig, dass ich Diggelmann dafür verehere.»¹⁰⁰

Immerhin lässt Frisch gleichzeitig weder die eigenen Stücke noch diejenigen Dürrenmatts als literarischen Spiegel für die Schweiz gelten: «Der Besuch der alten Dame»: anwendbar auf die Schweiz, gewiss, aber es meint nicht die Schweiz im besonderen, es ist anwendbar auch auf andere. (Dasselbe gilt von «Andorra».)¹⁰¹ Damit nimmt er selbst eine Einschätzung vorweg, die den Dramen beider Autoren attestieren wird, in ihrer Parabelhaftigkeit ein allzu leiser und ambivalenter kritischer Subtext zum offiziellen Diskurs der Schweiz zu sein.¹⁰² Wie etwa Charlotte Schallié in ihrer gedächtnis- und literaturpolitischen Studie *Heimdurchsuchungen. Deutschschweizer Literatur, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur seit 1945* pointiert festhält, hat das «modellhafte Phantasieland» Andorra die «individuelle Schuldzuweisung» vielmehr verhindert und war «einer kollektiven Schweizer Erinnerungsarbeit

98 Obermüller, Klara: «Und das Heldentum blieb uns erspart». Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg: Stationen einer literarischen Auseinandersetzung. In: Leimgruber, Walter, Fischer, Werner (Hg.): *Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945*. Zürich 1999, S. 15–32, hier S. 24.

99 Frisch (Anm. 97).

100 Bichsel, Peter: *Diskussion um Rezepte. Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?* In: *Die Weltwoche*, 1. 4. 1966, S. 25.

101 Frisch (Anm. 97).

102 Nach Winter sind die Fünfziger- und frühen Sechzigerjahre auch in der Literatur der BRD und Österreichs generell von einer «Dominanz des Parabelhaften in unterschiedlichen Formen» geprägt. Vgl. Winter, Hans Gerd: *Dokumentarliteratur*. In: *Hanser Sozialgeschichte der Literatur*, Bd. 10, S. 379–402, hier S. 384.

eher abträglich, als dass es sie förderte». ¹⁰³ Dass Schweizer Autorinnen und Autoren für ihre «Geschichtsinterventionen» besonders heftig attackiert wurden, hat nach Schallié einerseits generell mit der Rolle der Schriftstellerinnen und Intellektuellen in der Schweiz zu tun, andererseits damit, dass in der Deutschschweizer Literatur als einer typischen *littérature mineure* mit Gilles Deleuze und Félix Guattari «sich jede individuelle Angelegenheit unmittelbar mit der Politik verknüpft». ¹⁰⁴

Diggelmanns Text *musste* auch in dieser Hinsicht als eklatanter Fall von «Nestbeschmutzung» wahrgenommen werden. Er grenzt sich bereits im Vor-spruch vom «Andorranertum» ab und insistiert, dass der Autor «als Schweizer Bürger, der in der Schweiz lebt [...], dieses Land beim Namen nennt, statt eine Parabel zu konstruieren». Gleichermassen könne weder die restriktive antisemitische Flüchtlingspolitik gegen das staatspolitisch Notwendige noch die Schuld der Schweizer gegen jene der Deutschen aufgerechnet werden, weil «die größere Schuld die kleinere nicht kleiner mache». Es ist ein folgenreicher poetologischer – und letztlich politischer – Entscheid, wie die Rezeptionsgeschichte des Werks erweisen sollte.

Auch Michael Böhler spricht von einem «literarischen Gegenprogramm» ¹⁰⁵ zur parabolischen Generalisierung in der Dramenästhetik von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. *Die Hinterlassenschaft* sei «in mehrfacher Hinsicht ein *bedeutender literarischer Markstein*, auch wenn er künstlerisch nicht rundum geglückt sein mag», ¹⁰⁶ der wichtige Entwicklungstendenzen präludiere, die «insgesamt ein reiches Repertoire an literarischen Textformen eröffnen, wie sie für den literarischen Umgang mit der Vergangenheit der Schweiz in den 70er und 80er Jahren massgeblich wurden». ¹⁰⁷ Zu erwähnen wären hier etwa Heinrich Wiesners Chronik *Schauplätze* (1969) und Walther Kauers *Schachteltraum* (1974), Niklaus Meienbergs literarische Reportagen, wie *Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.* (1977), *Es ist kalt in Bran-*

103 Schallié, Charlotte: Heimdurchsuchungen. Deutschschweizer Literatur, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur seit 1945. Zürich 2008, hier S. 21. Analoge Hypothesen finden sich bei Marc Aeschbacher (Anm. 50) oder bei Söring, Jürgen: «Hinterlassenschaften» – Widmer, Hürlimann und der Fall des Schweizer Gesandten Hans Frölicher (Berlin 1938–1945). In: Knobloch, Hans-Jörg et al. (Hg.): Deutschsprachige Gegenwartsliteratur. Tübingen 1997, S. 45–64.

104 Deleuze/Guattari, zitiert nach Schallié, S. 25.

105 Böhler, Michael: «Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter.» Literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz. In: Tanner, Jakob; Weigel, Sigrid (Hg.): Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs. Zürich 2002, S. 145–178, hier S. 165.

106 Böhler, S. 166

107 Böhler, S. 167.

denburg (1980) und *Die Welt als Wille & Wahn* (1987), schliesslich Otto F. Walters semifiktionales Opus magnum *Zeit des Fasans* (1988) bis hin zu den Dramen von Thomas Hürlimann (*Der Gesandte*, 1991) und Urs Widmer (*Jeanmaire. Ein Stück Schweiz* und *Der Sprung in der Schüssel. Frölicher – ein Fest*, beide 1992).

5. Unbewältigte Vergangenheit

Zwar gab es unmittelbar nach Kriegsende verschiedene öffentliche Berichte und Studien etwa zur Organisation der Kriegswirtschaft, zur militärischen Landesverteidigung oder zur Bekämpfung antidemokratischer Umtriebe. Daneben bestand jedoch die Flüchtlingspolitik betreffend gemäss dem Historiker Georg Kreis «ein erstaunlich geringes Abklärungsinteresse»,¹⁰⁸ bis das EJPD 1950 selbst «eine Art Rechenschaftsbericht» zur Flüchtlingspolitik der Kriegsjahre («Bericht Oskar Schürch») erarbeitete.¹⁰⁹ Dieser wurde allerdings per Entscheid des Bundesrates vom 28. 12. 1951 nicht publiziert, «damit nicht wieder Unruhe in eine Frage komme, die heute wohl im wesentlichen als geregelt angesehen werden darf».¹¹⁰

Die «Unruhe» musste von aussen kommen: Als 1953 im Zuge der Publikation der *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918–1945* einschlägige Quellen zur Schweiz¹¹¹ öffentlich wurden, deckte der *Schweizerische Beobachter* in einer Artikelserie «eine unglaubliche Affäre» auf.¹¹² Es sei nämlich dem Chef der Polizeiabteilung des EJPD, Dr. Heinrich Rothmund, «das schreckliche Verdienst» zugekommen, «den Nationalsozialisten den Weg zu dieser amtlichen Kennzeichnung der Juden gebahnt» zu haben und «das berüchtigte große J im Paß, das in der Folge Tausenden von Emigranten zum

108 Kreis, Georg: Die schweizerische Flüchtlingspolitik der Jahre 1933–1945. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 47 (1997), Heft 4: Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, S. 552–579, hier S. 553.

109 Vgl. Bericht des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes: Das Flüchtlingswesen in der Schweiz während des zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit 1933–1950 (Bericht Oskar Schürch). In: dodis.ch/18911, konsultiert am 8. 11. 2019.

110 Zit. n. Kreis (Anm. 108), S. 553.

111 Akten zur deutschen auswärtigen Politik. 1918–1945. Aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes. Göttingen 1950–1995. Hier Serie D, Bd. 5: Polen, Südosteuropa, Lateinamerika, Klein- und Mittelstaaten. Baden-Baden 1953.

112 Rippmann, Peter: Eine unglaubliche Affäre. In: Der Schweizerische Beobachter, Nr. 6, 31. 3. 1954, S. 282–284, und ders.: Notwendige Bemerkungen zum Fall Rothmund. In: Der Schweizerische Beobachter, Nr. 8, 30. 4. 1954. Vgl. auch Rauber, Urs: Judenstempel: Korrektur einer Halbwahrheit. In: Beobachter, 19. 3. 2001.

Verhängnis werden sollte», initiiert zu haben.¹¹³ Infolgedessen beauftragte der Bundesrat den Basler Strafrechtsprofessor Carl Ludwig mit dem bereits erwähnten Bericht über *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955*. Bereits am 30. September 1955 fertiggestellt, wurde dieser erst rund zwei Jahre später am 13. September 1957 publiziert – als Beilage zum *Bundesblatt*, sodass der für Schweizer Verhältnisse relativ kritische Report bis zur Buchpublikation 1966 lediglich als Amtsschrift greifbar war. Nach Kreis bietet er eine «weitgehend auf der Grundlage amtlicher Akten» verfasste Darstellung, die sich inhaltlich als «bemerkenswert zeitbeständig» erwiesen habe. Ludwig sei um eine «schonungslose Offenlegung der restriktiven Haltung der Behörden» bemüht gewesen. Besonders indem er etwa kritisierte, dass die Flüchtlingspolitik überwiegend von der Optik der Fremdenpolizei und ihrem Vorsteher Heinrich Rothmund definiert worden sei, daneben aber etwa auch von «restriktiven Begehren der Armee» und einer «wenig rühmliche[n] Haltung einzelner Kantone».¹¹⁴

Diggelmann selbst berichtet 1964, dass er auf eine telefonische Anfrage nach dem Ludwig-Bericht bei der Schweizer Bundeskanzlei in Bern die Antwort erhalten habe, «der Bericht sei vergriffen, was einfach eine Lüge war. Warum darf diese Frage nicht diskutiert werden [...]? Weil wir, wären wir ehrlich, unseren Anteil an den Judenverfolgungen eingestehen müssten, und ein solches Eingeständnis würde sich nicht mit dem Bildnis decken, das wir uns selbst machen.»¹¹⁵

Obwohl somit die schweizerische Flüchtlingspolitik jener Jahre in ihren Grundzügen bekannt war, löste die Darstellung Carl Ludwigs kaum Selbstkritik aus. Von der *NZZ* bis zum *Volksrecht*, so Kreis, habe man vor einer «bedeutend bequemeren Schau des Jahres 1957» (so das sozialdemokratische *Volksrecht*) gewarnt und an die eminente Verantwortung der Behörden, an Ernährungsproblematik, Sicherheit und anderes erinnert. In einer dem Bericht folgenden Nationalratsdebatte im Januar 1958 lautete der Tenor, «dass die Schweiz im grossen und ganzen richtig gehandelt habe».¹¹⁶ Eine zentrale Rolle spielte in diesem Kontext auch der Umstand, dass man kurz zuvor eine

113 Der «J»-Stempel wurde zur Chiffre für die restriktive und antisemitische Flüchtlingspolitik der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus. Auch wenn laut Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg nicht eindeutig zu belegen ist, wer diesen eingeführt hat, war es in jedem Fall die Schweiz, die auf eine Kennzeichnung der Pässe drängte, um nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 deutsche und österreichische Jüdinnen und Juden identifizieren und an der Einreise hindern zu können. UEK 1999, vor allem Kap. 3.1: «1938: Der J-Stempel und die Schweiz», S. 75–88.

114 Kreis (Anm. 108), S. 554 f.

115 WMD: Gibt es Tabus in der Schweiz? Typoskript, SLA-WMD-A-1-1964/01.

116 Kreis (Anm. 108), S. 555.

grosse Anzahl Ungarnflüchtlinge aufgenommen hatte, was die «trügerische Illusion [nährte], man habe inzwischen eine grundsätzliche Änderung in der Haltung gegenüber Flüchtlingsfragen eingenommen».¹¹⁷ Folgerichtig wurden im Anhang des Ludwig-Berichts neben einer Stellungnahme Eduard von Steigers die *Grundsätze für die Handhabung des Asylrechtes in Zeiten erhöhter internationaler Spannung und eines Krieges* vom 1. Februar 1957 sowie ein Bericht des EJPD über *Die schweizerische Asylpraxis in neuester Zeit* vom 7. März 1957 mitveröffentlicht, in dem es um die Aufnahme ungarischer Emigrantinnen und Emigranten ging.¹¹⁸

Der Ungarnaufstand vom Spätherbst 1956 wurde in der Schweiz zu einer äusserst wirkmächtigen Chiffre für den Kampf eines Kleinstaates gegen eine militärisch höchst überlegene Grossmacht, gleichsam für «schweizerische Werte» wie Freiheit und Unabhängigkeit. Die Schweizer Empörung über die brutale Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes durch die sowjetische Armee und die in der Tat grosse Hilfsbereitschaft gegenüber den ungarischen Flüchtlingen beruhigte nebenbei das latent durchaus existierende schlechte Gewissen über die Abweisung von Jüdinnen und Juden während der Shoah. So spricht Maissen in seiner *Geschichte der Schweiz* davon, dass «nicht nur in Besinnung auf die Tradition, sondern auch wegen der Kritik an der Kriegspolitik die humanitäre Tätigkeit verstärkt» worden sei.¹¹⁹ Auch Tanner betont, dass die Solidarität mit Ungarn zusammen mit der geglückten Integration ihrer Flüchtlinge, die nicht zuletzt willkommene Facharbeitskräfte waren, zur politischen Sozialisierung einer ganzen Generation durch 1956 beitrug und nicht zuletzt zur Möglichkeit, «sich von der Kritik an ihrer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg mit einem geglückten und identitätsstiftenden Beispiel zu distanzieren».¹²⁰

In der helvetischen Selbstwahrnehmung hatte man immer schon *Gegen rote und braune Fäuste* gekämpft, wie eine 1949 erschienene Anthologie von 380 Zeichnungen und Kommentaren der populären Satirezeitschrift *Nebelspalter* betitelt war.¹²¹ Auf die Schönfärberei dieser Vorstellung hatte der kri-

117 Kreis (Anm. 108), S. 556.

118 Stellungnahme Eduard von Steiger: Ludwig-Bericht, S. 377–401, Grundsätze für die Handhabung des Asylrechtes [...]: Ludwig-Bericht, S. 403–408, Die schweizerische Asylpraxis in neuester Zeit: Ludwig-Bericht, S. 409–416.

119 Maissen (Anm. 9), S. 280.

120 Tanner, *Geschichte der Schweiz* (Anm. 9), S. 325.

121 *Nebelspalter*: *Gegen rote und braune Fäuste*. 380 Zeichnungen gesammelt aus den *Nebelspalter*-Jahrgängen 1932 bis 1948. Rorschach 1949. Der *Nebelspalter* selbst wirbt mit einer Rezension aus der *National-Zeitung*, die den Sammelband «aus den Jahren des Widerstands» eine «Geschichte des eidgenössischen Widerstandes einst gegen den braunen, jetzt gegen den



Abb. 14: Ungarnflüchtlinge an der Weihnachtsfeier im Lager Liestal (Baselland), 1956 (Foto: Jack Metzger; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Comet Photo).

tische Schweizer Theologe Karl Barth in seinem Vortrag *Die Deutschen und wir* bereits im Januar 1945 hingewiesen:

Gegen eure Frontisten habt ihr erst nach Jahr und Tag etwas Ernstliches zu tun begonnen, und ihr habt es auch dann nicht getan, ohne der Sache dadurch künstlich ein neutrales Gesicht zu geben, daß ihr gleichzeitig einen Feldzug gegen die

roten Fascismus» nennt. Vgl. Gegen rote und braune Fäuste. Böcklis und seiner Mitarbeiter Kampf für die Freiheit. In: Nebelspalter, Nr. 9 (1954), S. 6.

Kommunisten unternommen und durchgeführt habt, von denen ihr gerade in diesen Jahren notorisch nichts zu fürchten hattet.¹²²

Neuere historische Studien beschreiben einen bis Anfang des 20. Jahrhunderts zurückzuverfolgenden Überfremdungsdiskurs, der in der Zwischenkriegszeit über das Schlagwort des «jüdischen Bolschewismus» mit antisemitischer und antikommunistischer Semantik aufgeladen und im Konzept der Geistigen Landesverteidigung amalgamiert wurde.¹²³ Dieser Überfremdungsbegriff, der in der Schweiz «eine für Europa einmalige Kontinuität»¹²⁴ aufweist, ist ein soziokultureller Code, der gegen verschiedene ethnische, politische oder religiöse Gruppen aktiviert werden kann. Diesen Zusammenhang beleuchtet *Die Hinterlassenschaft*, in welcher der Schlüsselbegriff der «Überfremdung» an zentralen Stellen positioniert ist,¹²⁵ paradigmatisch im Kontext eines Interviews, das Kaul nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe der *Zukunft* mit einem Parteisekretär führt. Auf die Frage, wie der Pogrom von T. zu erklären sei, erhält Kaul folgende Antwort:

Antikommunismus ist immer nur ein Vorwand. [...] Wenn wir einmal keine Kommunisten mehr haben, werden sie wieder Juden verfolgen. Oder, was noch nicht abzusehen ist, Fremdarbeiter, Sizilianer, Spanier, jedenfalls werden sie ihre Aggressionen immer gegen wehrlose Minderheiten richten. (S. 190)

Derselben diskursiven Logik entspricht ein «gehässiger» Artikel Ulrich Frauenfelders, der «ganz im Stil seiner Artikel aus den Dreißiger Jahren gehalten war» und in dem er zu «Fragen der Überfremdung» Stellung nimmt und schliesslich auch die «Judenfrage» anschnidet (S. 199).

Die solide Kontinuität dieser Wahrnehmungs- und Deutungsmuster wird nach 1945 durch den Kalten Krieg der grossen Blöcke USA und UdSSR und

122 Barth, Karl: Die Deutschen und wir. Zollikon-Zürich 1945, S. 40.

123 Vgl. Kury, Patrick: Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945. Zürich 2003 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, Bd. 4); Werner, Christian: Für Wirtschaft und Vaterland. Erneuerungsbewegungen und bürgerliche Interessengruppen in der Deutschschweiz 1928–1947. Zürich 2000 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, Bd. 3); Zimmermann, Dorothe: Antikommunisten als Staatsschützer. Der Schweizerische Vaterländische Verband 1930–1948. Zürich 2019 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, Bd. 11); Berger Ziauddin, Silvia et al.: Geschichte ohne Forschung? Anmerkungen zum Verhältnis von akademischer und populärer Geschichtsschreibung. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 67 (2017), Heft 2, S. 230–237.

124 Skenderovic, Damir: Fremdenfeindlichkeit. In: e-HLS, 5. 5. 2015, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/016529/2015-05-05>.

125 Beispielsweise im Zusammenhang der ersten zitierten Quellen zu den Fronten (S. 20f.), in der Aufklärungsschrift des SVV (S. 97) und im Artikel Frauenfelders.

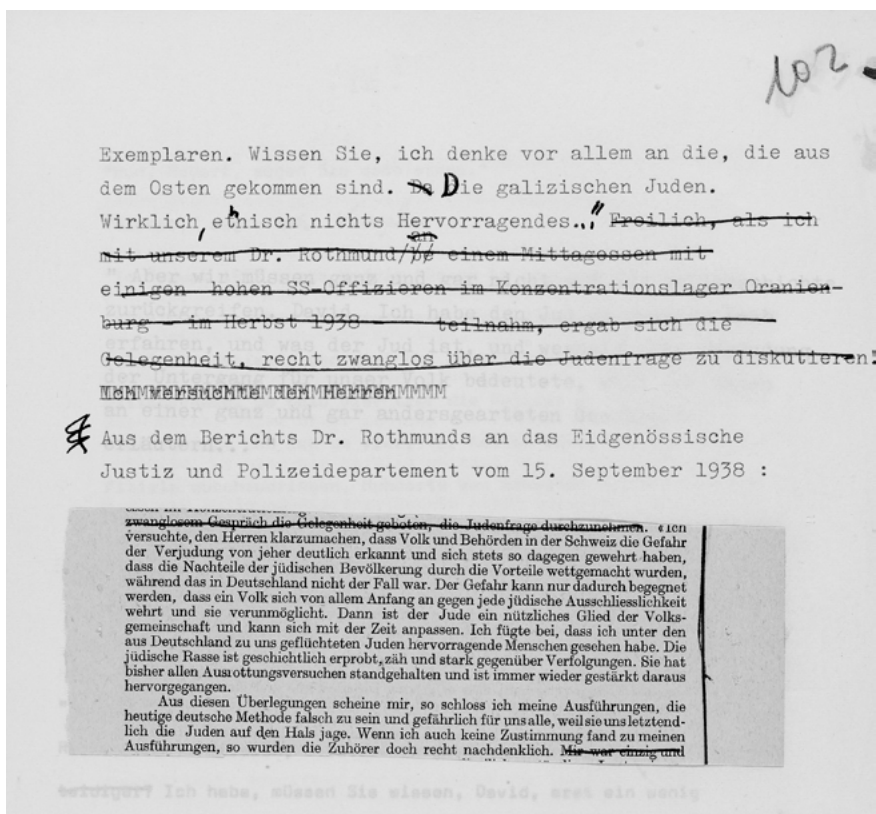


Abb. 15: Ausschnitt aus dem Ludwig-Bericht, der aus einem eklatant antisemitischen Bericht Heinrich Rothmunds zitiert (Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Diggelmann, SLA-WMD-E-1-a-4-i, Blatt 102).

den Züge eines helvetischen McCarthyismus annehmenden Antikommunismus erleichtert, dessen zeitgenössische Kritiker bis weit ins bürgerliche Lager zu finden waren. So stellte Jean Rudolf von Salis 1961 in seinem Vortrag *Die Schweiz im Kalten Krieg* im Philipp-Albert-Stapfer-Haus in Lenzburg die mittlerweile legendär zu nennende Diagnose, die sich mit derjenigen Karl Barths 16 Jahre zuvor einig weiss:

Sagen wir die Dinge, wie sie sind: Während zur Zeit des Faschismus und Nationalsozialismus unser Bürgertum und unsere Jugend anfällig waren für diese Ideologien, deren Kampforganisationen sich im Innern des Landes ungehindert Gehör zu verschaffen vermochten [...], hat sich die schweizerische Bevölkerung, auch und gerade die Arbeiterschaft, als faktisch immun gegen den Kommunismus

erwiesen. Es ist aber eine ganz andere Frage, ob nicht gewisse Kreise die «kommunistische Gefahr» dazu benutzen, um besser gegen die nicht-kommunistische Linke vom Leder ziehen und sie bekämpfen zu können. [...] Es gibt Leute, die in einer harmlosen Konsumgenossenschaft ein bolschewistisches Verschwörernest wittern. Denn es gibt eine antikommunistische Angstpsychose, Menschen mit Verfolgungswahn, die einen Kommunisten an jeder Strassenecke und abends unter ihrem Bett oder im Kleiderschrank vermuten, richtige Biedermänner, die ständig von Brandstiftern reden.¹²⁶

Von Salis attestiert dem schweizerischen Bürgertum eine Disposition für faschistische Ideologien und die Duldung der Fronten in den Dreissiger- und Vierzigerjahren, während der Kommunismus in der Schweiz nie eine wirkliche Gefahr dargestellt habe und primär für politische Zwecke instrumentalisiert werde. Der Historiker und Zeitzeuge von Salis bestätigt jene Hypothese Diggelmanns, die dieser im Interview mit der Zeitschrift *Neutralität* prägnant formulierte und auf die sich die Rezeption der *Hinterlassenschaft* zu einem wesentlichen Teil fokussieren sollte: nämlich die Annahme, dass die «Brandstifter des Antisemitismus der dreissiger Jahre» und die «sogenannten «Vaterländischen»» der Vierziger- weitgehend mit den «antikommunistischen Brandstiftern» der Fünfziger- und Sechzigerjahre identisch sind.

Insofern stellt *Die Hinterlassenschaft* nicht nur die Schuld der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs aus, sondern auch deren Verdrängungsstrategien im «Stammestanz der Schweizer», wie Dürrenmatt den «übertriebenen Antikommunismus» einmal genannt hat.¹²⁷

6. «Anatomie eines Skandals»¹²⁸

Für den Autor war es eminent wichtig, dass der Roman nach der gescheiterten Publikation im Benziger-Verlag in der *Zürcher Woche* vorabgedruckt wurde und somit «seine «Urscheinung» doch in der Schweiz erlebt[e]». ¹²⁹ Allerdings hätte schon die Vorwarnung an die Leserinnen und Leser, mit der Jürg Ramspeck in der *Zürcher Woche* den Vorabdruck des «neuen Diggelmanns»

126 Salis, Jean Rudolf von: Die Schweiz im Kalten Krieg. Referat an einer Tagung des Philipp-Albert-Stapfer-Hauses in Lenzburg (1961). In: ders.: Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen. Zürich 1968, S. 187–205, hier S. 197.

127 Dürrenmatt, Friedrich: Zur Dramaturgie der Schweiz. Fragment (1968/1970). In: ders.: Gesammelte Werke, Bd. 6. Zürich 1988, S. 672–688, hier S. 677.

128 Diese Formulierung, die sich auf dem Klappentext der Piper-Ausgabe findet, meinte ursprünglich den Inhalt der *Hinterlassenschaft*.

129 WMD an Jürgen Lütge, 5. 7. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/05.

einleitete, auch eine an den Autor sein können: Es werde nicht an Stimmen mangeln, so Ramspeck, die das Werk als «ein wüstes, ein garstiges Buch» beschimpfen werden, und es werde den «ganzen Katalog von Kraftwörtern auf sich herabbeschwör[en], mit denen in unserem Land bedacht zu werden pflegt, was ein helvetisches Malaise nicht vornehm umschreibt, sondern beim Namen nennt». ¹³⁰ Denn der Roman handle von einem helvetischen Tabu und der Autor gehe ein doppeltes Wagnis ein, wenn er von den jüdischen Flüchtlingen spreche, «ohne im selben Atemzuge der unerhörten schweizerischen Opfer und humanitären Leistungen Erwähnung zu tun, die zur selben Zeit erbracht wurden, als an schweizerischen Gemarkungen die Tragödie der zurückgewiesenen Flüchtlinge stattfand». ¹³¹

Auch wenn Ramspecks Vorahnung kaum hellseherische Fähigkeiten voraussetzte, wurde er wohl selbst von den redaktionellen Auseinandersetzungen überrascht, die beinahe zur eigenen Entlassung geführt hätten. Für Diggelmann sollte es das abrupte Ende seiner jahrelangen journalistischen Mitarbeit bei der *Zürcher Woche* bedeuten: Nach fast 100 Beiträgen zwischen dem August 1960 und dem September 1965 folgte noch ein einziger Text im Juli 1966. Wie weit dies tatsächlich auf eine Intervention des einflussreichen PR-Pioniers Rudolf Farner zurückgeht, der unter anderem über die gemeinsame Mitgliedschaft im Grasshoppers Club Zürich mit Franz Ludwig von Senger, dem Besitzer der *Zürcher Woche*, befreundet war, muss offenbleiben. ¹³² In diesem Zusammenhang dürfte auch der Umstand nicht unwesentlich gewesen sein, dass der Leiter der PR-Agentur Farner kein Geringerer als Gustav Däniker junior war, Sohn jenes Generalstabsoffiziers gleichen Namens, dessen *Denkschrift eines Obersten* ausführlich in der *Hinterlassenschaft* zitiert wird.

Unbestritten ist die mediale Aufmerksamkeit, die dem Roman und seinem Verfasser über Monate zuteil wurde, sodass der Autor 1967 resümierend von «1225 Zeitungsartikeln [...] allein in der Schweiz» berichtete, auch wenn darin «natürlich jedes Käseblatt mitgezählt» worden sei. ¹³³ Dabei folgte die Rezeption mehr oder weniger paradigmatisch gewissen politischen, historiografischen und ästhetischen Argumenten und Annahmen.

130 Ramspeck, Jürg: Walter Matthias Diggelmann. Vorabdruck seines neuen Romans «Die Hinterlassenschaft». In: *Zürcher Woche*, 23. 7. 1965, S. 12.

131 Ebd.

132 Die Anekdote findet sich im Nachwort Bernhard Wengers, ist aber darüber hinaus nicht weiter belegt. Vgl. Bernhard Wenger: Zur Rezeptionsgeschichte von Diggelmanns «Hinterlassenschaft». In: *WA* 4, S. 269–287, hier S. 275.

133 WMD: Antwort auf Interviewfragen (nach 1967), SLA-WMD-A-9-03/1, S. 4. Vgl. insbesondere die ausführliche Darstellung bei Färber (Anm. 12), S. 266–327.

Die Hinterlassenschaft wurde wegen des historischen Stoffes ein «dringend notwendiges Buch»¹³⁴ (Fritz Billeter) und das wichtigste Werk der Schweizer Literatur im Herbst 1965 (Hugo Leber)¹³⁵ genannt, das Franck Jotterand in der *Gazette littéraire*¹³⁶ gemeinsam mit dem Ludwig-Bericht zur unbedingten Lektüre empfahl, auch wenn es ästhetische Schwächen aufweise. Als solche führte etwa Urs Widmer in seiner Rezension für die *Welt der Literatur* Schwarzweissmalerei und papierne Figuren an und einen Protagonisten, der die schwächste Figur des Romans sei und peinlicherweise «Züge eines helvetischen Heilands» trage. Aber: «Die Momente, in denen die Handlung in ein Melodrama ausgleitet, werden durch das vordergründige, mutige, direkte Engagement mehr als wettgemacht. Wer einen Stein ins Rollen bringen will, kann sich auch einen Ausrutscher erlauben.»¹³⁷ Dass just im Herbst 1965 der langjährige NZZ-Redaktor und Initiator der «Aktion ‹Frei sein›», Ernst Bieri, für die FDP als Zürcher Stadtpräsident kandidierte (und lediglich Stadtrat wurde), trug dem Autor nicht nur dessen Ablehnung, sondern aufseiten der Gegner Bieris wie Max Frisch oder des Kreises um die Zeitschrift *Neutralität* durchaus Sympathien ein.

Andere hingegen wie Regina Kägi-Fuchsmann, Sozialistin, Feministin und «Flüchtlingsmutter», warfen dem Autor historische «Einseitigkeit, Manipulation, Verbreitung eines Zerrbildes»¹³⁸ vor oder gar «literarische Demagogie»¹³⁹ wie Charles Cornu, der dem Werk zudem jegliche Literarizität absprach. Vielfach erfolgte die Lektüre vor der Folie von Max Frischs *Andorra* und erkannte in David Boller einen «blassen Bruder» der Figur des Andri, was dem Roman kaum zum Vorteil gereichte.¹⁴⁰ Hellmuth Karasek beanstandete in der *Süddeutschen Zeitung* unter dem bezeichnenden Titel *Ein anderes Andorra*, das Fiktionale schwäche den Roman und seine Glaubwürdigkeit, insbesondere aber die Poetik des Dokumentarismus: «Vielleicht ist es so, dass das Thema Judenverfolgung nichts weniger verträgt als eine

134 Billeter, Fritz: Die Schweiz und ihre unbewältigte Vergangenheit. In: Tages-Anzeiger, 22. 9. 1965.

135 Leber, Hugo: L'Héritage. In: La Gazette littéraire. Gazette de Lausanne, 16./17. 10. 1965, S. 22.

136 Jotterand, Franck: Lisez le rapport Ludwig. In: La Gazette littéraire. Gazette de Lausanne, 16./17. 10. 1965, S. 17.

137 Widmer fügte an, nach Diggelmann brauche es die Analyse eines Historikers. Diese gebe es, aber «der Schweizer Bundesrat hat sich bis jetzt nicht dazu entschließen können, den (internen) Bonjour-Bericht zu veröffentlichen». Widmer, Urs: Der Splitter im eigenen Auge. In: Welt der Literatur, 11. 11. 1965, S. 5.

138 Kägi-Fuchsmann, Regina: «Wie war es denn damals?» In: Volksrecht, 24. 12. 1965.

139 C. C. [Cornu, Charles]: Literarische Demagogie. In: Der Bund, 28. 9. 1965.

140 So beispielsweise Vollenweider, Alice: Die unbewältigte Vergangenheit der Schweiz. In: Die Weltwoche, 1. 10. 1965, S. 26.

Mischung von Fakten und Fiktionen. So stellt sich bei dem Roman Diggelmanns das gleiche Unbehagen ein, das Hochhuths Auschwitzszene auf der Bühne erweckt.»¹⁴¹

Die Besprechung in der NZZ störte sich ebenfalls an der dokumentarischen Erzählweise und daran, dass der Autor unentschieden bleibe, ob er Historiker oder Romancier sein wolle. Sodann führte der Redaktor Nicolo Biert die nur zu bekannte Einschränkung an, die Bewältigung dieser Vergangenheit könne vielleicht nur von jenen «redlich noch erfüllt werden, die in der Reife ihrer Jahre mithandelnd und mitleidend dabei waren»,¹⁴² wovon Diggelmann als 18-Jähriger zu Kriegsende selbstredend ausgeschlossen war. Davon abgesehen sei man in der Schweiz, so Biert, «durchaus bereit und fähig, die Hinterlassenschaft einer Sturmzeit mit Aktiven und Passiven anzunehmen», da eine «sorgfältige und gewissenhafte Aussonderung unzweifelhaft zu dem Ergebnis führen müßte, daß [...] kein Anlaß bestünde, das Erbe auszuschlagen, im Gegenteil». Diggelmann hingegen gehe es «wesentlich um eine Bestandesaufnahme alles Unguten und Bedenklichen, der menschlichen Schwächen und des zeitweiligen Versagens, kurz allen Ballastes, der in dem trüben Strom der Zeit mitschwamm».

Es ist frappant, aber alles andere als zufällig, wie Biert die Positionen der Rede Emil Staigers zu *Literatur und Öffentlichkeit* vom 17. 12. 1966 und des sogenannten Zürcher Literaturstreits vorweggenommen hat. Der Ordinarius für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich und Gralshüter einer klassischen Autonomieästhetik erkannte in der «Littérature engagée» auch bloss eine Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte», und eine «über die ganze westliche Welt verbreitete Legion von Dichtern, deren Lebensberuf es ist, im Scheußlichen und Gemeinen zu wühlen», und die dies als Darstellung der Wahrheit legitimieren würden.¹⁴³ Deutlich wird, wie ästhetische Normen und ein konservativer politischer Diskurs zu Setzungen kurzgeschlossen werden, die Diggelmann mit der *Hinterlassenschaft* in jeder Hinsicht unterläuft.

Ein erster Höhepunkt in der Wirkungsgeschichte der *Hinterlassenschaft* war der Versuch der Berner Polizei, einen Auftritt Diggelmanns im Kellerlokal Junkere 37 in der Berner Altstadt am 22. 10. 1965 zu verhindern: dies mit Bezug auf das «Gesetz über den Warenhandel, das Wandergewerbe und den Marktverkehr» (von 1926), dessen Artikel 49 für «umherziehende Per-

141 Karasek, Hellmuth: Ein anderes Andorra. In: Süddeutsche Zeitung, 13. 10. 1965, zitiert nach Färber (Anm. 12), S. 280.

142 rt. [Biert, Nicolo]: Geschichte oder Geschichten? In: NZZ, 13. 11. 1965, S. 24 f.

143 Staiger, Emil: Literatur und Öffentlichkeit. In: NZZ, 20. 12. 1966, S. 5.

sonen, die durch musikalische, theatralische und andere Veranstaltungen, Aufführungen und Schausstellungen» ihren persönlichen Erwerb bestritten, eine Bewilligungspflicht durch die kantonale Polizeidirektion in Form eines Patents vorsah. Nachdem Diggelmann bereits mehrfach im Kanton Bern und nur ein Jahr zuvor in derselben Junkere 37 aufgetreten war, notabene ohne Patent, war der offiziöse Versuch, einen Auftritt des umstrittenen Autors mit seinem noch viel umstritteneren Werk zu verhindern, nur schlecht kaschiert. Was die Behörden verhindern wollten, beförderten sie: Das Verbot brachte dem Autor unter anderem die *Publicity* einer *Blick*-Story unter dem Titel *Sabotierte Redefreiheit* am 28. 10. 1965 und zahlreiche weitere Schweizer Zeitungsbeiträge ein. Diesen folgten auch im Ausland beispielsweise der ironische Kommentar *Umberziehende Person* im deutschen *Spiegel* (17. 11. 1965) und ein Bericht über den *Hausierer Diggelmann* in der *Münchener Abendzeitung* (4. 11. 1965). Darüber hinaus resultierten daraus eine parlamentarische Interpellation im Berner Grossen Rat sowie eine Debatte in der neuen politischen Diskussionssendung *Tatsachen und Meinungen* im Schweizer Fernsehen, am Sonntag, 7. 11. 1965 zur Primetime um 19.30 Uhr – in Anwesenheit des Autors, des Berner FDP-Polizeidirektors Robert Bauder, von Erwin Heimann, Präsident des Berner Schriftstellervereins, sowie des Historikers und Schriftstellers Lazar Wechsler.¹⁴⁴

Weitaus bösartiger waren da schon die Diffamierungen des Zürcher Verlegers Alfred Rascher, der sich zur selben Zeit im Umfeld der Frankfurter Buchmesse mehrmals dahingehend äusserte, Diggelmann sei gerade der richtige Autor für *Die Hinterlassenschaft*, zumal dieser während des Zweiten Weltkriegs in der Waffen-SS und in der Organisation Toth gedient und somit seinen Aktivdienst beim Feind in Nazideutschland absolviert habe, wofür er in der Schweiz denn auch vor ein Militärgericht gestellt worden sei. Auch wenn Rascher seine Anschuldigungen im umgehend von Diggelmann initiierten Ehrverletzungsprozess bereits bei der Schlichtungsbehörde revidierte und nur zwei Monate später, im Dezember 1965, einen Widerruf publizieren musste, durfte er damit rechnen, dass immer etwas hängenbleibt und er dem Autor nachhaltig schaden würde.¹⁴⁵

In einem Brief an die engbefreundete Warja Honegger-Lavater gestand der Autor, die vielen «perfiden» Briefe und die persönlichen Angriffe seien sehr ermüdend und belastend:

[...] ich könnte heulen, könnte mich verfluchen, weil ich das getan habe, weil ich mich selbst ausgeliefert habe der Meute, die nun alles mit mir tun kann, mich zer-

144 Vgl. Lerch, Mueller (Anm. 35), vor allem S. 340–346, sowie Färber (Anm. 12), S. 286–291.

145 Vgl. Färber (Anm. 12), 291 f. und Wenger (Anm. 131), S. 277–279.

Abb. 16: «Hausierer»
 Diggelmann. Berühmte
 Zeit- und Eidgenossen:
 Walter M. Diggel-
 mann. In: Nebelspalter,
 Heft 48, 1. Dezember
 1965, S. 32.



fleischen kann, und auch der Jubel, der mich zuweilen umgibt, ist unmenschlich, entspringt in jedem Fall auch einem gigantischen, zuweilen monströsen Missverständnis. Sie meinen «er hat's ihnen gegeben» im völlig vulgären Sinn.¹⁴⁶

Es sollte Ende des Jahres noch zu einer weiteren heftigen Attacke kommen, die für Diggelmann umso schmerzhafter war, als sie von linker Seite im *Volksrecht* geführt wurde:¹⁴⁷ von Fritz N. Platten, dem Sohn des wohl berühmtesten Schweizer Kommunisten, der 1917 Lenins legendäre Reise im plombierten Zug durch die Schweiz organisiert hatte, in den Zwanzigerjahren in die Sowjetunion

¹⁴⁶ WMD an Warja Honegger-Lavater, 6. 11. 1965, WA 6, S. 156 f.

¹⁴⁷ «Dass Leute wie Bieri über mich herfallen, war vorauszusehen, dass nun aber die Linke gleicherart mitmischelt, ist meine bisher schlimmste Erfahrung.» WMD an Franz Keller, 11. 1. 1966, SLA-WMD-B-1-KELL.

ausgewandert und dort 1942 im Zuge der stalinistischen Säuberungen ermordet worden war. Für dessen Sohn Fritz N. Platten stand Konrad Farner, den *Die Hinterlassenschaft* als Opfer darstellte, exemplarisch für jene Schweizer Stalinisten, die zwar den Schutz der Demokratie anrufen, gleichzeitig jedoch den Einparteiensstaat in der Sowjetunion als die höchste Form der Demokratie lobten. Er insistierte, die Kommunisten hätten ebenfalls die Schuld des Terrors auf sich geladen und könnten nicht vom Schweizervolk erwarten, «dass es die Feinde der Demokratie mit Glacéhandschuhen anfasse».¹⁴⁸

Diggelmanns Replik, ebenfalls im *Volksrecht* publiziert, bestand zunächst einmal mehr darauf, der Roman sei nicht die «Geschichte eines stalinistischen Marxisten und schon gar nicht die Geschichte Konrad Farners», sondern versuche die «Mechanik», die «Anatomie eines Pogroms» darzustellen.¹⁴⁹ Platten irre sich grundsätzlich politisch und philosophisch, weil das stalinistische Unrecht das faschistische nicht rechtfertige. In den weiteren Ausführungen verstieg sich der Autor allerdings zu einer Äusserung, mit der er selbst seinem Werk am meisten Schaden zufügte:

Fritz Platten müsste eigentlich die Genesis der Sowjetunion kennen, er müsste informiert sein über den Zusammenbruch der Weltrevolution, über die Entwicklung zum Polyzentrismus und er müsste auch wissen – doch das darf man ja kaum sagen (ich tu's doch), dass Stalin historisch gesehen recht behalten hat: Es war möglich, den Kommunismus in einem Land dieser Welt zu verwirklichen.¹⁵⁰

Selbst wenn man das Zitat, das in der Folge meist verkürzt wiedergegeben wurde, in seinem Kontext liest, bleibt die höchst problematische Behauptung Diggelmanns, man müsse zwischen Stalins Terror und seiner geschichtsphilosophischen Absicht differenzieren. Vom sozialdemokratischen *Volksrecht* bis zur NZZ wurde die Kontroverse Platten – Diggelmann aufgegriffen. Ulrich Kägi, Inlandredaktor des *Volksrechts* und bis zum Ungarnaufstand selbst Mitglied der PdA, danach der SP Schweiz und Sohn der bereits erwähnten Regina Kägi-Fuchsmann,¹⁵¹ warf Diggelmann vor, den stalinistischen Terror für scheinbar gute Ziele zu rechtfertigen. Er habe sich der «Faszination des Terrors» ergeben, folgere die NZZ, und habe selbst zu verantworten, dass sich die Debatte nicht mehr um die Flüchtlingspolitik zur Zeit des Zweiten Weltkriegs drehe, sondern nur noch um die Beurteilung des Kommunismus. Diggelmann sei vermutlich nicht einmal Kommunist und seine «Anhänglich-

148 Platten, Fritz: Gedanken zur «Hinterlassenschaft». In: *Volksrecht*, 18. 12. 1965.

149 WMD: Das Recht auf Schuldigsein. In: *Volksrecht*, 31. 12. 1965.

150 Ebd.

151 Bürgi, Markus: Ulrich Kägi. In: e-HLS, 14. 12. 2006, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/023007/2006-12-14>.

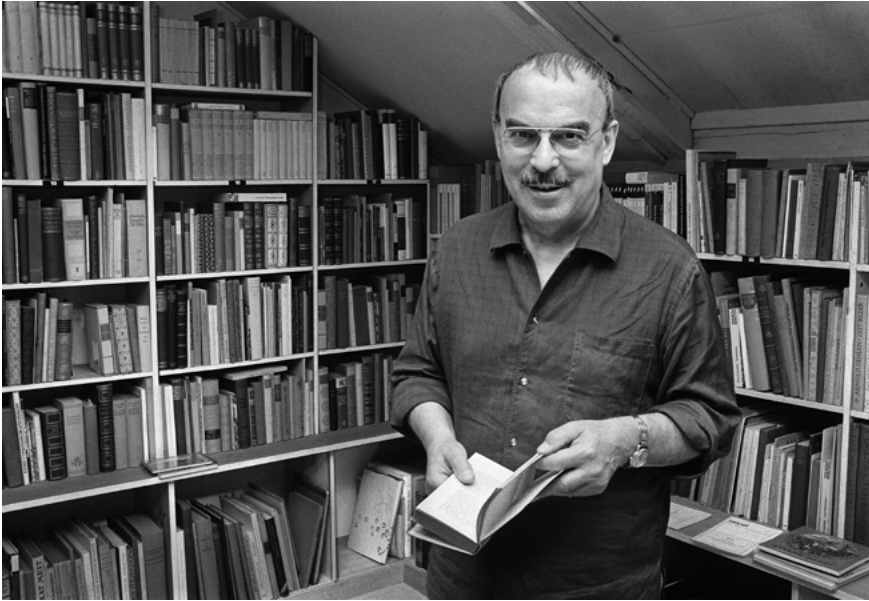


Abb. 17: Konrad Farner in der Bibliothek seines Hauses in Thalwil, 10. Juli 1973
(© Keystone/Photopress-Archiv).

keit» Konrad Farner gegenüber liege «eher in der *Sympathie von Aussenseiter zu Aussenseiter* als in einer ideologischen Verwandtschaft begründet». ¹⁵² Seine «Affinität zum Kommunismus als einer konsequenten Sozialrevolution» sei vielmehr «die Folge eines schweren Jugendschicksals, das zum *Trauma* wurde». ¹⁵³

Schlimmer noch als die hier erfolgende Pathologisierung scheint die Verharmlosung des «traumatisierten» Autors zu sein, dessen literarisches Engagement von nun an nicht mehr ernst genommen werden musste – eine Strategie, der Diggelmann durch die zahlreichen Interviews und Stellungnahmen, die vielen nachgelieferten Intentionen und Interpretationsansätze zur *Hinterlassenschaft* Vorschub leistete. Er war gewiss kein dogmatischer Stalinist, noch nicht einmal ein mit allen Wassern gewaschener Kryptokommunist. Vielmehr lässt sich bei ihm ein stetes Lavieren und Changieren beobachten, sobald ihm die Gretchenfrage jener Jahre gestellt wurde. Deren Beantwortung verriet oft

152 N. N.: Problematische Hinterlassenschaft. Eine Kontroverse im «Volksrecht». In: NZZ, 9. 1. 1966.

153 Ebd.

ambivalente, mitunter gar diametral entgegengesetzte Positionen, sodass sich Äusserungen wie derjenigen im *Volksrecht* mühelos luzide Analysen des real existierenden Sozialismus gegenüberstellen liessen.¹⁵⁴ Diggelmann machte es seinen Gegnern durch seine Polemiken und provokanten Äusserungen leicht und sich selbst zur leicht verletzlichen Zielscheibe.

Nachdem es in der zweiten Hälfte des Jahres 1966 allmählich ruhiger um das Werk geworden war und er sich seinem neuen Romanprojekt (*Freispruch für Isidor Ruge*, 1967) sowie einem Filmszenario zum Thema Abtreibung widmete, lieferte er seinen Kritikern den letzten Steilpass, mit dem *Die Hinterlassenschaft* definitiv bagatellisiert wurde und der Autor sich selbst zum Gespött machte. Die Rede ist von der Anfang 1967 erschienenen, auf 1966 rückdatierten Lizenzausgabe im DDR-Verlag Volk und Welt. Diese Form der Weiterverwertung war an sich nicht ungewöhnlich und auch *Das Verhör des Harry Wind* war nach der Erstausgabe bei Benziger 1962 zwei Jahre später im Ostberliner Verlag nachgedruckt worden.

Prekär daran war, dass Diggelmann *Die Hinterlassenschaft* bearbeitet hatte, um eine dem sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat nicht genehme Interpretation des Ungarnaufstands zu «korrigieren»: In einer ersten Passage antwortet Martha Hauser der Nachbarin Irma Kaufmann, Ehefrau des fanatischen Antikommunisten Kaufmann, «man wisse noch viel zu wenig über die wahren Zusammenhänge [...] Fest stehe bloß, daß es sich um eine Linksrevolution handle» (S. 123).¹⁵⁵ Etwas später zweifelt sie ihrem Mann Alois Hauser gegenüber an dieser Version und fragt sich, ob sich Ungarn nicht vielleicht doch vom Kommunismus befreien möchte. Während der kommunistische Ideologe Hauser in der Erstausgabe antwortet, dass dies nichts ändere und die Russen Ungarn aus machtpolitischen Gründen ohnehin nicht preisgeben würden, kontert er in der DDR-Ausgabe trocken und konform mit der offiziellen Parteidoktrin: «Es ist doch ganz klar, daß die alten Faschisten aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen sind.»¹⁵⁶

Diese Adaption wurde dem Autor umgehend zum Verhängnis, zumal auf der Impressumsseite auf die Autorkorrektur und den im Anhang publizierten Briefwechsel verwiesen wurde. Der Ostberliner Verlagsleiter Walter Czollek hält ihm darin vor, hinsichtlich des «konterrevolutionären Putsches» in Ungarn «wieder einmal das Märchen vom ›Sowjetimperialismus‹» zu bemühen. Er sei es «der Wertschätzung, die ich Ihnen und Ihrem Werk gegenüber empfinde, schuldig, auf die Unklarheiten in bezug auf die historischen

154 Vgl. hierzu die detailreiche Studie von Thomas Färber (Anm. 12).

155 D 2, S. 143.

156 D 2, S. 144 f.

Ereignisse des Jahres 1956 hinzuweisen, die der von Wahrheitsliebe und Menschlichkeit getragenen Aussage Ihres Romans Abbruch tun könnten». ¹⁵⁷ Diggelmann rechtfertigte sich, er habe «eigentlich nur sagen wollen», die Russen hätten angesichts der sich gleichzeitig zuspitzenden Suezkrise allein schon dem «Weltfrieden» zuliebe in Ungarn intervenieren müssen. Zudem sei er über die Ereignisse nicht genau informiert gewesen – und angesichts des militanten westlichen Antikommunismus wäre er «heute ein toter Mann, wenn ich geschrieben hätte, in Budapest hätten Neofaschisten eine Konterrevolution entfacht, und wir verdanken Russland den Weltfrieden». ¹⁵⁸

Dass dieser kompromittierende Briefwechsel ohne Wissen des Autors im Buch und bald darauf ausgerechnet im sozialistischen *Vorwärts* ¹⁵⁹ nachgedruckt und publik gemacht wurde, mutet einerseits als Instrumentalisierung des Schreibenden für die historiografische «Aufklärung» des DDR-Publikums an, andererseits als politische Abrechnung der Schweizer Linken mit dem Nonkonformisten Diggelmann. Die mediale Inszenierung in der Schweizer Öffentlichkeit konnte ihn nun als Opportunisten und Lügner hinstellen und somit als politisch engagierten Autor unglaubwürdig machen. Seine Legitimierungsversuche waren inkonsistent und nur bedingt tauglich als Erklärung, wie er selbst in einem Brief an den Chefredaktor des *Schweizerischen Beobachters* Ende 1969 eingestand:

Zum Fall WMD und die DDR doch noch ein Wort [...] Zuviel hatte tatsächlich gegen mich gesprochen, und es ist sehr, sehr schwierig zu erklären, warum ich eine Änderung, die ich sachlich begründen kann, mit meiner eher affektiven Sympathie zu einem Altkommunisten, der jahrelang in KZ's gelitten hatte, vermengte. Denn nur so entstand der zweifellos dumme und halsbrecherische Briefwechsel. ¹⁶⁰

Es blieben die Häme von links bis rechts, die Rechtfertigungsversuche und die Widersprüche, in die sich der Autor verwickelte, der Vorwurf, selbst ein anpasserischer statt ein engagierter Schriftsteller zu sein.

157 D 2, S. 265.

158 D 2, S. 267.

159 N. N.: Briefwechsel über «Die Hinterlassenschaft». In: *Vorwärts*, 19. 1. 1967, S. 5.

160 Die Rede ist von Walter Czollek (1907–1972), der als kommunistischer Widerstandskämpfer mehrmals in deutschen Konzentrationslagern inhaftiert wurde und ab 1950 zunächst Lektor und dann bis zu seinem Tod Leiter des Verlags Volk und Welt in Ostberlin war. WMD an Peter Rippmann, 3. 11. 1969; SLA-WMD-B-1-BEOB-3.

7. Vergangenheitsbewältigungen

Diggelmann registrierte sein Leben lang mit seismografischer Empfindlichkeit soziale Erschütterungen und historische Verwerfungen, oft als einer der Ersten und nicht selten zu früh für seine Zeit: die Manipulation der politischen Öffentlichkeit durch rechtsbürgerliche Public Relations in *Das Verhör des Harry Wind* (1962), das Leben junger Menschen in einer Kommune zu Beginn der Siebzigerjahre mit *Ich heisse Thomy* (1973) Drogenelend im Theaterstück *Die letzte Adresse* (1975) oder die Abtreibungsproblematik im Fernsehspiel *Dieses Kind will ich nicht* (1975) für die Tele-Arena des Schweizer Fernsehens. Schon in den 1960er-Jahren korrespondierte er mit Carl Lutz und publizierte 1968 in der *Neuen Presse* unter dem Titel *Die Kompetenzüberschreitung* die Geschichte des Schweizer Vizekonsuls in Budapest, der unter Missachtung des aus Bern zugestandenen Kontingents von 1942 bis 1945 rund 62 000 jüdische Ungarinnen und Ungarn mit Schutzpässen und -briefen rettete.¹⁶¹ 1970/71 entstand ein Fernsehdrehbuch über *Anna Göldi* (das nicht umgesetzt wurde), 1972 unter dem Titel *Der Engel vom Rhein* ein Fernsehspiel über Paul Grüninger für den Bayrischen Rundfunk, das ebenfalls nicht realisiert wurde. Er erzählte 1974 die Geschichte des *Jud Bloch*, als erst eine kürzere Erzählung von Jacques Chessex unter dem Titel «*Un crime*» en 1942 im Band *Reste avec nous* vorlag und in der Deutschschweizer Literatur noch kaum rezipiert worden war.¹⁶²

Um zu ermessen, in welchem Umfang der Roman an Schweizer Tabus rührte, muss daran erinnert werden, dass zum selben Zeitpunkt Edgar Bonjour Untersuchung zur Schweizer Neutralitätspolitik wieder schubladisiert werden sollte.¹⁶³ Im selben Jahr erschien die populäre Darstellung von Alice Meyer, promovierte Juristin und Witwe des Historikers Karl Meyer, die den einigermaßen heldenhaften Kampf der Schweiz zwischen *Anpassung und*

161 Stücheli, Rolf: Carl Lutz. In: e-HLS, 6. 2. 2018, <https://hls-dhs-dss.xwiki.com/de/articles/014866/2018-02-06>.

162 Die Geschichte des jüdischen Viehhändlers Arthur Bloch, der 1942 während eines Viehmarkts in Payerne von Waadtländer Frontisten ermordet worden war, wurde erstmals 1967 von Jacques Chessex mit dem Text «*Un crime*» en 1942 aufgearbeitet. Drei Jahre nach Diggelmanns Erzählung folgten der Dokumentarfilm *Analyse d'un crime* von Yvan Dalain sowie die Publikation *Le Crime nazi de Payerne* des Journalisten Jacques Pilet. 2001 erschien *Der Judenmord von Payerne* von Hans Stutz, 2009 schliesslich Chessex' Roman *Un Juif pour l'exemple*.

163 Der Bundesrat hatte die Publikation eines ersten Berichts von Edgar Bonjour vorderhand abgelehnt, «weil dieser Bericht laut Bundesrat Wahlen nur bestätige, dass sich die Schweiz schlecht und unmenschlich verhalten habe ... (Geheimkonferenz für die sog. Bundeshaus-Journalisten)». WMD an Jürgen Lütge, 5. 7. 1965, SLA-WMD-B-4-06-a/05.

Widerstand rekonstruierte, in dem das «gewöhnliche» Volk im Verbund mit einer Elite der sogenannten Aktion nationaler Widerstand sich gegen die anpasserischen Tendenzen führender Repräsentanten der Schweiz wandte. Erst 1967 wurde die vielbeachtete Publikation *Das Boot ist voll* (1967) von Alfred A. Häsler veröffentlicht. Der Antikommunismus schien ein geradezu natürlicher Bestandteil der Konsumeuphorie eines American Way of Life zu sein.¹⁶⁴

Wenn man die Mitte der 1990er-Jahre aufflammende Debatte um nachrichtenlose Vermögen, Naziraubgold und Flüchtlingspolitik betrachtet, scheint bis Ende des 20. Jahrhunderts das nahezu ungebrochene Selbstbild einer wehrhaften und humanitären Schweiz zu dominieren, die dank ihrer Armee im Reduit, General Guisan, der Aktivdienstgeneration und der Geistigen Landesverteidigung verschont geblieben ist. Es stellt einen scharfen Bruch mit dem offiziellen Narrativ der Schweiz dar, wenn *Die Hinterlassenschaft* die vom EJPD vorgenommene Kategorisierung der jüdischen Emigranten als nichtpolitische Flüchtlinge und deren Rückweisung an der Schweizer Grenze explizit als «Mord» bezeichnet.¹⁶⁵

Dass *Die Hinterlassenschaft* jedoch als kritischer Subtext des offiziellen politischen und literarischen Gedächtnisses der Schweiz bis in die Gegenwart lesbar und selbst nach dem Ende des Kalten Krieges, nach Fichenskandal und Bergier-Kommission ein Stein des Anstosses geblieben ist, belegt ein Beitrag zum 60. Jahrestag des Ungarnaufstandes in der NZZ vom November 2016:

Dass die Legende vom Pogrom bis heute in der Presse herumgeistert und sogar von gewissen Historikern verbreitet wird, ist hauptsächlich einem etwas in Vergessenheit geratenen Schriftsteller zu verdanken: Walter Matthias Diggelmann. Dieser hat den Krawall von Thalwil in seinem 1965 erschienenen, durch Konrad Farner beeinflussten Roman «Die Hinterlassenschaft» geschickt zum Pogrom ausgeschmückt, in dem das Haus von faschistisch verhetzten Horden gestürmt und abgefackelt wird. Die Schilderung wirkt derart realistisch, dass sie selbst Nachrichtenmagazine wie der «Spiegel» für bare Münze nehmen.¹⁶⁶

Den Begriff des Pogroms für die antikommunistische Hetze gegen Konrad Farner und seine Familie zu verwenden, mag tatsächlich nicht angemessen, zumindest fragwürdig sein – nicht zuletzt, weil er unkritisch dem kommunistischen Diskurs der PdA entlehnt war und die Implikationen der Gleich-

164 Vgl. Tanner, Jakob: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life seit 1945. In: Leimgruber, Goldene Jahre (Anm. 98), S. 124 f.

165 «Durch euer Schweigen, euer Nichthandeln habt ihr mitgemordet. Alle, ihr Bächtolds und Frauenfelder.» (S. 197.)

166 Scherrer, Lucien: Stalins Jünger und der Pogrom. In: NZZ, 8. 11. 2016.

setzung mit der Verfolgung und Ermordung von Jüdinnen und Juden über Jahrhunderte hinweg nicht hinterfragte. Dennoch scheint es ebenso bedenklich, an seiner statt in den Ausschreitungen den «reinen Volkszorn» oder die «bare Volkswut» zu sehen, bei denen es sich um Konzepte handelt, denen ein manipulativer Kontext ebenso eingeschrieben ist.

Die Hinterlassenschaft besteht auf der Eigenverantwortlichkeit des Einzelnen. Das kollektive Versagen der Schweiz gegenüber den jüdischen Flüchtlingen wird unerbittlich auf den spezifischen Gesetzestext, die Berichte des Vorstehers des Polizeidepartements und die Erlasse des Bundesrats, auf das Handeln des Industriellen Wolf Bächtold und auf die Skrupel seines Bruders Walter heruntergebrochen. Der verbreiteten Tendenz, von der Vergangenheit höchstens in parabolischer Form und von der Schweiz als Andorra zu sprechen, wird das Schlussbekenntnis entgegengehalten: «Mögen andere von ihrer Schande sprechen. Ich spreche von der meinen.»

Im 75. Gedenkjahr zum Ende des Zweiten Weltkriegs mag die unrühmliche und ambivalente Rolle der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus im kollektiven Bewusstsein angekommen sein. Das grosse Narrativ der Kalten Krieger scheint rund 30 Jahre nach dem Mauerfall erste Risse bekommen und eine «Bewältigung» dieser Vergangenheit gerade erst begonnen zu haben. Gerade in diesem aktuellen Kontext verdient es *Die Hinterlassenschaft*, als vielschichtiges Zeitzeugnis nochmals neu gelesen zu werden.

Editorischer Bericht

Textgestalt und Ausgaben

Die vorliegende Textfassung folgt der Erstausgabe (D 1) im Piper-Verlag 1965 und wurde weder hinsichtlich Orthografie noch Grammatik an die neue deutsche Rechtschreibung angepasst, nicht zuletzt um die historische Distanz von über 50 Jahren auch sprachlich zu repräsentieren. Insbesondere wurde auch die mitunter fehlerhafte und eigenwillige Interpunktion beibehalten, da sie etwa im Fall fehlender öffnender oder schliessender Zeichen aus der mehrfachen Verschränkung direkter und indirekter Reden resultiert. Offensichtliche Druck- beziehungsweise Rechtschreibfehler der Erstausgabe wurden stillschweigend emendiert, wenn sie im Vorabdruck der *Zürcher Woche* beziehungsweise in der DDR-Ausgabe (D 2) korrigiert worden sind. Signifikante Korruptelen wurden beibehalten und mit einem Stellenkommentar versehen.

In der 1967 erschienenen, auf 1966 rückdatierten Ausgabe im Ostberliner Verlag Volk und Welt wurde, abgesehen von der Korrektur von Druckfehlern, inhaltlich lediglich jener einzelne Abschnitt abgeändert, der zu den wohl heftigsten Polemiken rund um *Die Hinterlassenschaft* führte (vgl. Nachwort, S. 313 f., und Stellenkommentar, Anm. zu S. 123 und 125). Ansonsten ist sie identisch mit dem Erstdruck, dem auch die faktische Ausgabe letzter Hand im Schweizer Verlagshaus 1968 und der im Limmat-Verlag postum publizierte Nachdruck 1982 unverändert folgen. Die 2003 im Rahmen der Werkausgabe als Band 4 publizierte Neuausgabe wurde den Regeln der neuen Rechtschreibung angepasst.

Der Piper-Erstausgabe voraus ging ein – annähernd vollständiger – Vorabdruck von *Die Hinterlassenschaft* in der *Zürcher Woche* in 14 Folgen (23. 7. 1965, 30. 7. 1965, 6. 8. 1965, 13. 8. 1965, 20. 8. 1965, 27. 8. 1965, 3. 9. 1965, 10. 9. 1965, 17. 9. 1965, 24. 9. 1965, 1. 10. 1965, 8. 10. 1965, 15. 10. 1965, 22. 10. 1965). Jürg Ramspeck kündigte diesen Vorabdruck mit dem Beitrag *Der neue Diggelmann* am 16. Juli an und verfasste für die erste Folge am 23. Juli den Einleitungstext. Illustriert wurden die 14 Folgen mit insgesamt 19 Originalholzschnitten des Luzerner Künstlers Robert Wyss. Die für *Die Hinterlassenschaft* eigens geschaffenen Holzschnitte wurden teilweise in

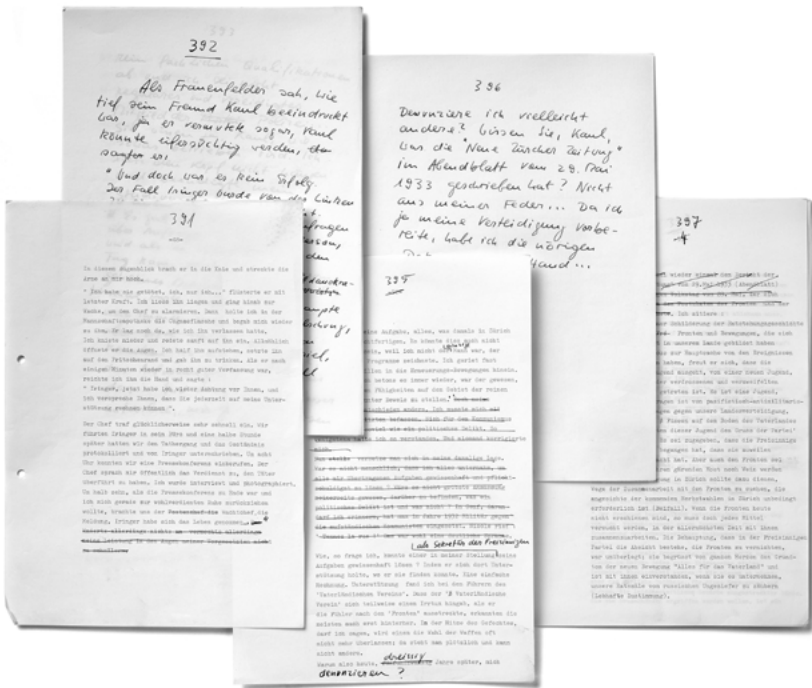


Abb. 18: Blätter aus dem frühen Werkmanuskript T I (Foto: Fabian Scherler, NB, SLA-WMD-A-10-01).

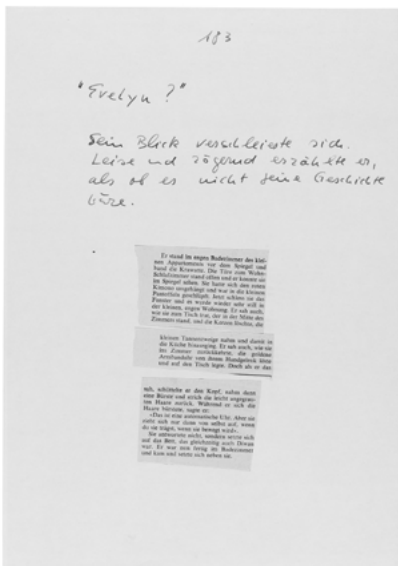


Abb. 19: «Evelyn-Episode» mit aufgeklebtem Zeitungsartikel, T I, Bl. 183 (Foto: Fabian Scherler, NB, WMD-A-10-01).



Abb. 20: Späteres Typoskriptbuch T2 in Form eines Satteldachs (Foto: Simon Schmid, NB, WMD-E-1-A-4-i/01).

einem signierten und nummerierten Privatdruck publiziert (Wyss, Robert: Hinterlassenschaft. 11 Holzschnitte. Ohne Ort: R. Wyss, 1966).

Der Vorabdruck, bei dem zum Zeitpunkt der Auslieferung des Romans Mitte September 1965 etwa zwei Drittel des Textes veröffentlicht worden waren, weist zwar zahlreiche, aber nur geringfügige Abweichungen von der Buchpublikation auf, obwohl gemäss Verlagskorrespondenz die Druckvorlage für die *Zürcher Woche* direkt aus München kam.¹ Es ist anzunehmen, dass bei Piper in München wie bei der *Zürcher Woche* jeweils noch letzte Korrekturen vor der Drucklegung vorgenommen wurden.

Textzeugen im Nachlass Diggelmann

Ein Typoskript, das als gemeinsame Druckvorlage gedient haben muss, kann als nicht überliefert angenommen werden. Im Nachlass von Walter Matthias Diggelmann im SLA befinden sich zwei umfangreiche Werkmanuskripte,

¹ Vgl. SLA-WMD-B-4-6/06.

die jedoch beide nicht als dem Erstdruck unmittelbar vorangehende Vorlagen infrage kommen. Eine solche konnte überdies bei Recherchen weder im Archiv des Piper-Verlags im Deutschen Literaturarchiv Marbach noch in demjenigen von Volk und Welt im Archiv der Akademie der Künste in Berlin ausfindig gemacht werden.

Es gibt im Nachlass Diggelmann generell kaum handschriftliche Notizen, Entwürfe oder Dokumentationen zu seinen Werken, was er dem Autografsammler Leo Kollenbrandt gegenüber am 10. 7. 1976 wie folgt erklärte: «Meine handschriftlichen Notizen werfe ich immer in den Papierkorb. Meine Manuskripte sind Typoskripte. Mit der Feder schreibe ich nur sehr selten Briefe. Zum Beispiel diesen.»²

Es ist erstaunlich, dass die beiden Konvolute zur *Hinterlassenschaft* überhaupt erhalten sind, da es daneben nur noch ein weiteres Romantyposkript im Nachlass Diggelmann gibt, nämlich dasjenige von *Freispruch für Isidor Ruge*,³ das aus dem Besitz Gottfried Honeggers stammt und über diesen überliefert wurde. Mehrere spätere Typoskripte sind schliesslich im Archiv des Benziger-Verlags erhalten, das sich ebenfalls im SLA befindet, darunter dasjenige des letzten Romans *Filippinis Garten* (1978).

T 1: SLA-WMD-A-10-01

Beim Textzeugen 1 handelt es sich um die früheste erhaltene Fassung, die mit der Schenkung des Nachlasses Diggelmann durch Klara Obermüller 1991 ins SLA gekommen ist. Sie besteht aus zwei handschriftlichen, undatierten Konvoluten, die jeweils in einem braunen Packpapierumschlag mit Titel und Entstehungszeitraum eingelegt waren.

Der 1. Teil, «Die Hinterlassenschaft / Roman Nov. 63 – Juni 64 / Ms 1. Teil» (von Hand Klara Obermüllers), beinhaltet ein Manuskript mit durchgehender handschriftlicher Paginierung von S. 1–450. Darin integriert sind teils handschriftlich korrigierte, teils auch collagierte Typoskriptseiten, bei denen es sich durchwegs um Kopien handelt und die demnach von einer bereits ins Reine geschriebenen Fassung stammen müssen. Die sogenannte «Evelyn-Episode», Blätter <183> bis <185>, ist in Form kopierter Zeitungsausschnitte eingefügt und muss somit als separater Text publiziert worden sein, der jedoch nicht eruiert werden konnte.

Der 2. Teil, Blatt 451–574, besitzt eine in der Handschrift des Autors verfasste unpaginierte Titelseite, «Der Pogrom», und ist auf demselben Papier und mit derselben Tinte wie das nachfolgende Manuskript niedergeschrieben.

² Der Brief wird von Kotte Autographen online angeboten und ist als Kopie im SLA.

³ Vgl. SLA-WMD-E-1-A-4-k.

Mit Blatt Nr. 452 beginnt die handschriftliche Paginierung erneut mit S. 1, die bis S. 124 durchgeht und hier mitten in einem Satz abbricht. Am oberen Blattrand dieser letzten Manuskriptseite findet sich die Notiz des Autors: «Aus dem Roman ‹Die Hinterlassenschaft› / WMDiggelmann». Dies und der Umstand, dass diese einzelne Seite 124 bei einer Auktion 1999 vom SLA erworben wurde, legt nahe, dass Diggelmann diese Seite oder ein grösseres Konvolut verschenkt oder eingetauscht hat, was gemäss Klara Obermüller nicht selten der Fall war.⁴

Dem ganzen Werkmanuskript beiliegend ist ein zwölfseitiger handschriftlicher «Dramaturgischer Entwurf zur Neufassung der Hinterlassenschaft»,⁵ der auf den 1. November 1966 datiert ist, sowie eine vierseitige maschinenschriftliche Fassung des Vorworts zur ungarischen Ausgabe der *Hinterlassenschaft* vom 7. Juni 1967.⁶

Eine Dramenfassung im Auftrag des Theaters Basel, das bereits Hochhuths *Stellvertreter* wagemutig inszeniert hatte, kam letztlich nicht zustande, auch wenn Diggelmann dem Piper-Verlag am 26. Januar 1966 brieflich mitteilte, «mit der ersten Bühnenfassung bin ich nun durch».⁷ Am 1. Mai informierte er Otto Best darüber, dass die Basler Aufführung «abgeblasen [wurde] mit der Begründung, es sei kein Stück geworden», doch nun habe das Schauspielhaus Zürich «angebissen».⁸ Drei Wochen später, am 25. Mai 1966, muss er den Lektor jedoch davon in Kenntnis setzen, dass das Gespräch mit dem Schauspielhaus negativ verlaufen sei: «Lindtberg kam mit vielen konkreten und achtenswerten Vorschlägen, aber wollte ich die berücksichtigen, ginge einfach die Substanz zum Teufel. Mit anderen Worten, der Roman ist nicht auf die Bühne zu bringen ohne die eigentliche Hinterlassenschaft.»⁹

T 2: SLA-WMD-E-1-A-4-i/01

Die Überlieferung des zweiten erhaltenen Werkmanuskripts ist wohl einem Naturalientausch zwischen Diggelmann und dem für seine skripturalen Objekte und Collagen bekannten Maler und Grafiker Werner Hartmann (1945–1993) zu verdanken, aus dessen Besitz es nachträglich ins SLA gelangte. Werner Hartmann hat das eingetauschte Konvolut in 36 Bögen mit Fadenheftung fein säuberlich in Leinen eingebunden und auf dem Buchrücken den

4 Tag und Nacht im Archiv. Gespräch mit Klara Obermüller. 18. 11. 2016. (Online: www.fonoteca.ch/catalog/ASL19).

5 SLA-WMD-A-1-10-01/3.

6 SLA-WMD-A-1-10-01/4.

7 WMD an Otto Best, 26. 1. 1966, SLA-WMD-B-4-06-a/08.

8 WMD an Otto Best, 1. 5. 1966, SLA-WMD-B-4-06-a/10.

9 WMD an Otto Best, 25. 5. 1966, SLA-WMD-B-4-06-a/10.

Titel DIE HINTERLASSENSCHAFT mit goldgeprägten Lettern gesetzt, wobei eine eigentümliche, einem Satteldach ähnliche Form entstanden ist.

Dieser zweite Textzeuge besteht aus 272 Blättern mit teils maschinenschriftlichen Originalseiten, teils Kohlepapierdurchschlägen mit unregelmässiger Seitenzählung, auf unterschiedlichen Papieren und mit offensichtlich divergierenden Schrifttypen. Aufgrund einer durchgehenden Bleistiftneupaginierung entstanden wiederum zwei Teile, S. 1–193 und 1–75a, die keiner inhaltlichen Gliederung wie bei T₁ entsprechen, jedoch textgenetisch eindeutig eine spätere, dem Erstdruck nähere Fassung darstellen. Das gebundene Typoskript weist kein Titelblatt auf und beginnt mit der Szene «Die Gebrüder Bächtold» und der maschinenschriftlichen Originalpaginierung mit S. 75, die von einer Bleistift-Neupaginierung ab S. 1 überschrieben ist. Die Einstiegsszene des Erstdrucks D₁ folgt erst ab Blatt 194, als Blatt 196 wurde die maschinenschriftliche Titelseite (Walter Mattias Diggelmann / Die Hinterlassenschaft / Roman) eingefügt. Auf die letzten beiden Blätter 271 und 272 ist die aus der *Zürcher Woche* ausgeschnittene Replik Diggelmanns auf einen antisemitischen Leserbrief aufgeklebt, über den mit Schreibmaschine der Titel gesetzt wurde: «Aus der Dokumentation des Verfassers». Diesen Text wird der Protagonist David in seiner Zeitschrift *Die Zukunft* an Ulrich Frauenfelder adressieren (S. 200).

Das Typoskript selbst ist nicht nur von zahlreichen handschriftlichen Korrekturen überlagert, sondern ist eine veritable Collage von kopierten, ausgeschnittenen und geklebten Textbausteinen früherer Stufen, von Kopien von Zeitungsartikeln und gedrucktem Rohmaterial wie dem Ludwig-Bericht.

Neben den beiden Werkmanuskripten T₁ und T₂ gibt es zahlreiche weitere für den *avant-texte* massgebliche Dokumente wie Tagebücher, eine umfangreiche Korrespondenz, unter anderem mit den Verlagen Benziger, Piper und Volk und Welt, sowie ein ansehnliches Konvolut von Leserzuschriften. Anhand dieses *dossier génétique* lassen sich Fragen zur Textgenese und zum Schreibprozess der *Hinterlassenschaft* aufzeigen, die in den Stellenkommentar und ins Nachwort eingeflossen sind.

Dank

Die Herausgeberin dankt zuallererst Peter Utz (Universität Lausanne) für die Initiierung dieser kommentierten Neuedition, das konstante Interesse und die sorgfältige Lektüre des Nachworts sowie den Herausgeberinnen und Herausgebern für die Aufnahme in die Reihe *Schweizer Texte Neue Folge*.

Ein ebenso grosser Dank gilt Klara Obermüller für die fraglose Unterstützung dieses Projekts von Anfang an und die Erteilung der Publikationsgenehmigung. Für das Entgegenkommen und die Erteilung der Erlaubnis des Nachdrucks danke ich ebenfalls ganz herzlich Heinz Scheidegger und der Edition 8.

Ganz besonders danken möchte ich Corinna Jäger-Trees (SLA) für ihre Diskussionsbereitschaft, ihre fachliche Kompetenz und die freundschaftliche Unterstützung wie auch Ruedi Probst (SLA) für die stete aufmunternde Nachfrage. Ein grosser Dank geht auch an Simon Schmid und Fabian Scherler und das Team vom Dienst Foto- und Reprografie der Schweizerischen Nationalbibliothek für die wie immer bestechend sorgfältigen Bildvorlagen sowie an die Schweizerische Nationalbibliothek und das Schweizerische Literaturarchiv für den Zugang zum Nachlass Walter Matthias Diggelmann.

Die Konsultation des Nachlasses von Robert Eibel wurde sehr entgegenkommend von Rosina Berger und dem Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich unterstützt. Sibylle Farner sei für die unkomplizierte Erlaubnis der Einsichtnahme in den Nachlass ihres Vaters Konrad Farner gedankt ebenso wie der Zentralbibliothek Zürich für die freundliche Betreuung. Ein herzlicher Dank geht auch an das Team des Chronos-Verlags für das sorgfältige Korrektorat und die zuverlässige Herstellung der Publikation.

Mehr als mein Dank gebührt Katja, Kirsten, Miriam, Mirjam und Regula, die alle Freuden und Leiden einer solchen Edition mit mir geteilt haben, und natürlich Andri, der sich über Monate immer wieder für diese Hinterlassenschaft begeistern liess.

Corinna Jäger-Trees, Hubert Thüring (Hg.)

Blick nach Süden

Literarische Italienbilder aus der deutschsprachigen Schweiz

Band 54, 2019. 416 Seiten, 10 Abbildungen s/w., 56 Farbabbildungen

CHF 48 / EUR 48. ISBN 978-3-0340-1542-4

Jakob Funcklin

Die Bühne als Kanzel

Das Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus (1550)

Das Spiel von der Auferweckung des Lazarus (1552)

Teil 1: Einführungen und Dramentexte / Teil 2: Kommentare und Anhang

Herausgegeben und mit einer Einführung von Max Schiendorfer

Band 53, 2019. 2 Bände, 888 S., 21 Farbabb. CHF 78 / EUR 78

ISBN 978-3-0340-1505-9

Ruth Blum

Die grauen Steine

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Mirjam Herrmann

Band 52, 2018. 320 S., 8 Abb. s/w. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1468-7

Hans Walter

«Güter dieses Lebens» und andere Prosa

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Julia Maas

Band 51, 2018. 304 S., 13 Abb. s/w. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1454-0

Paul Ilg

Der Hungerturm

Ein Zeitroman

Romanfragment. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Lisa Hurter

Band 50, 2018. 160 S., 5 Abb. s/w. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1442-7

William Wolfensberger

Die Glocken von Pralöng

Mit einem Nachwort von Iso Camartin, herausgegeben von Rudolf Probst

Band 49, 2016. 144 S., 5 Abb. s/w. CHF 34 / EUR 31. ISBN 978-3-0340-1372-7

Alfred Hartmann

Meister Putsch und seine Gesellen

Ein helvetischer Roman in sechs Büchern

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger

Band 48, 2017. 416 S., 13 Abb. s/w. CHF 48 / EUR 48. ISBN 978-3-0340-1368-0

Johann Jakob Bodmer

«*Die Freiheit als das höchste Gut der Nation*»

Vaterländische Dramen

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Arnd Beise

Band 47, 2017. 208 S., CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1339-0

Georg Gotthart

Sämtliche Werke

Herausgegeben von Ralf Junghanns mit einer Einführung zu Leben und Werk

«Histori vom Kampf zwischen den Römern und denen von Alba»

Band 46, 2016. 384 S., 10 Abb. s/w. CHF 48 / EUR 43. ISBN 978-3-0340-1331-4

Max Tobler

«*Die Welt riss mich*»

Aus der Jugend eines feinsinnigen Rebellen (1876–1929).

Herausgegeben mit einem Nachwort von Christian Hadorn

Band 45, 2015. 376 S., 12 Abb. s/w. CHF 48 / EUR 46. ISBN 978-3-0340-1268-3

Jakob Flach

Von der Kunst des Spazierengehens

Prosastücke. Herausgegeben mit einem Vorwort von Magnus Wieland

Band 44, 2015. 148 S. CHF 32 / EUR 29.80. ISBN 978-3-0340-1286-7

Heinrich Federer

In und um Italien

Plaudereien, Reisebriefe und Erzählungen

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Anna Fattori,

Corinna Jäger-Trees, Simon Zumsteg

Band 43, 2015. 360 S., 29 Abb. s/w. CHF 48 / EUR 46. ISBN 978-3-0340-1277-5

Silvia Andrea

Das eigene Ich und die grosse Welt

Prosatexte und Biografisches.

Herausgegeben von Christine Holliger und Maya Widmer

Band 42, 2014. 180 S., 13 Abb. CHF 28 / EUR 23. ISBN 978-3-0340-1210-2

Silvia Andrea

Faustine

Roman

Herausgegeben und mit einem Kommentar von Cordula Seger

Band 41, 2014 (Erstveröffentlichung 1889). 264 S., 4 Abb. s/w.

CHF 44 / EUR 40. ISBN 978-3-0340-1209-6

Silvia Andrea

Das Bergell

Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte.

Mit einem Nachwort von Gian-Andrea Walther

Band 40, 2014 (Erstveröffentlichung 1901). 108 S., 9 Abb. s/w.

CHF 28 / EUR 25. ISBN 978-3-0340-1208-9

Silvia Andrea

Violanta Prevosti

Geschichtlicher Roman

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Maya Widmer

Band 39, 2014 (Erstveröffentlichung 1905). 192 S., 4 Abb. s/w.

CHF 38 / EUR 31. ISBN 978-3-0340-1207-2

Friedrich Jenni

Der Gukkasten-Kalender

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Stefan Humbel

Band 38, 2015. 364 S. CHF 48 / EUR 46. ISBN 978-3-0340-1197-6

Valentin Boltz

Der Weltspiegel

Herausgegeben von Friederike Christ-Kutter, Klaus Jaeger und Hellmut Thomke

Band 37, 2013. 320 S. CHF 68 / EUR 62. ISBN 978-3-0340-1163-1

Annemarie Schwarzenbach

Afrikanische Schriften

Reportagen – Lyrik – Autobiographisches. Mit dem Erstdruck von «Marc»

Herausgegeben von Sofie Decock, Walter Fähnders, Uta Schaffers

Band 36, 2012. 336 S., 12 Abb. CHF 38 / EUR 34. ISBN 978-3-0340-1141-9

Heinrich Zschokke

Der Freihof von Aarau

Roman

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Rémy Charbon

Band 35, 2013. 360 S., 4 Abb. CHF 48 / EUR 43. ISBN 978-3-0340-1086-3

Chronos Verlag

Zeltweg 27

CH-8032 Zürich

www.chronos-verlag.ch

info@chronos-verlag.ch